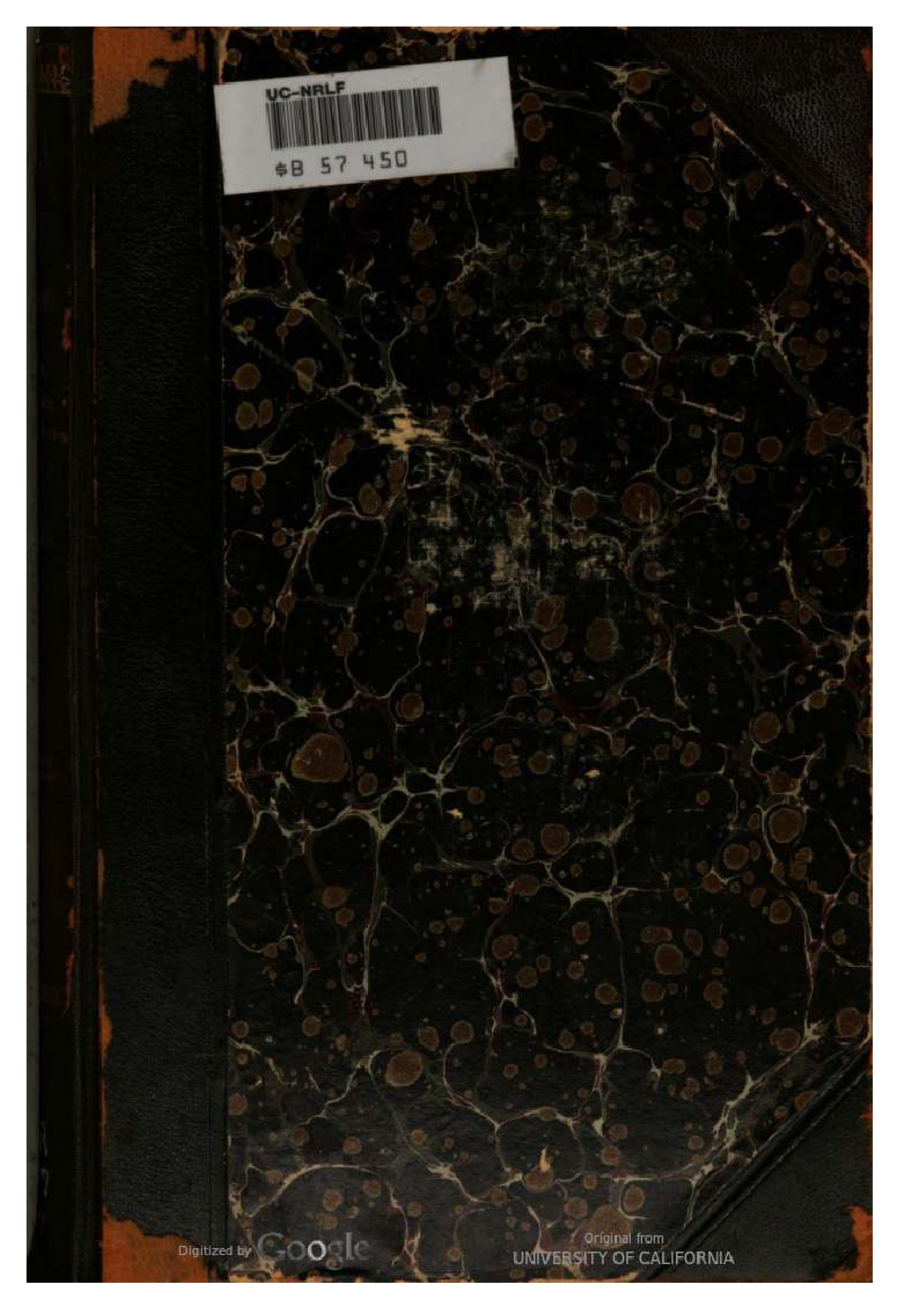
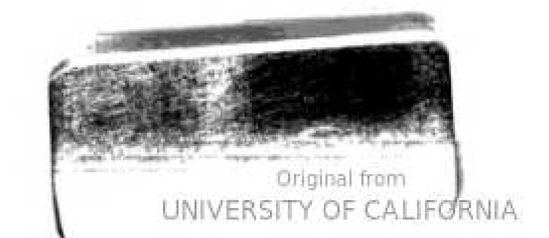

UC-NRLF
$B 57 450



ALLGEMEINE STAATENGESCHICHTE

Herausgegeben von KARL LAMPRECHT

I. ABTEILUNG: GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN STAATEN — II. ABTEILUNG: GESCHICHTE DER AUSZEREUROPÄISCHEN STAATEN — III. ABTEILUNG: DEUTSCHE LANDESGESCHICHTEN

Erste Abteilung:

GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN STAATEN

Herausgegeben

von

A. H. L. HEEREN, F. A. UKERT,
W. v. GIESEBRECHT UND K. LAMPRECHT

Vierunddreifsigstes Werk:

JORGA, GESCHICHTE DES RUMÄNISCHEN VOLKES

Erster Band

(Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts)



GOTHA

FRIEDRICH ANDREAS PERTHES

AKTIENGESELLSCHAFT

1905

GESCHICHTE DER EUROPÄISCHEN STAATEN

Herausgegeben von

A. H. L. HEEREN, F. A. UKERT, W. v. GIESEBRECHT UND K. LAMPRECHT

Vierunddreifsigstes Werk

GESCHICHTE DES RUMÄNISCHEN VOLKES IM RAHMEN SEINER STAATSBILDUNGEN

VON

N. JORGA,

Professor an der Universität Bukarest

Erster Band

(Bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts)





GOTHA

FRIEDRICH ANDREAS PERTHES

AKTIENGESELLSCHAFT

1905



Vorwort.

Hafs und Eigendünkel haben den meisten bisherigen Darstellern der rumänischen Geschichte die Feder geführt, und was dabei herausgekommen ist, das läfst sich leicht erraten: lauter verkehrte, der Wahrheit widersprechende Anschauungen, die sich Unkundige mit bewunderungswürdigem Eifer angeeignet und verbreitet haben.

Nur so war es möglich, dafs man ausposaunen konnte, die Rumänen seien nicht romanischen Ursprungs und seien, ohne eine Spur zurückzulassen, aus den Gegenden nördlich der Donau nach dem Süden gewandert, um den eben erst heranziehenden Magyaren Platz zu machen. Man erzählte, die Arămînen im Süden hätten keine politische Rolle in dem zweiten „bulgarischen" Reiche gespielt, nur um die dortigen Slaven nicht in ihrem Stolze zu kränken, und bezeichnete die Rumänen als eine der Kultur unfähige Nation, die alles, was sie jetzt besitzt, von den Magyaren und Neugriechen entlehnt habe. Ja, noch vor kurzem hat ein Rektor der Athener Universität behauptet, ein Volk, das aus acht Millionen Bauern besteht, dessen Glieder durch gemeinsame Sprache, Kleidung, Sitten usw. verbunden sind und in dieser Hinsicht fast einzig dastehen, sei keine eigentliche Nation, sondern nur ein verächtliches, dem baldigen Untergange verfallenes Völkergemisch.



Auf der anderen Seite vernimmt man aber durchaus entgegengesetzte, nicht minder falsche Töne. Die Rumänen gelten manchen als die echten und ausschliefslichen Nachfolger der Römer, und nicht als die der Romanen auf der Balkanhalbinsel; ihre heutige Sprache verrate am besten — so sagen sie —, welches die Muttersprache gewesen sei; das Barbarentum sei spurlos an ihnen vorübergegangen: hier wie dort, auf dem rechten wie dem linken Donauufer, hätten sie sich unausgesetzt als Vertreter der alten Kultur behauptet; alle Entdeckungen der neueren Zeit seien zuerst bei ihnen in Erscheinung getreten; die heilbringende französische Revolution sei durch Bauernaufstände im rumänischen Siebenbürgen eine geraume Zeit vorher angekündigt worden, und was sich Rühmliches mehr sagen läfst.

Unparteiische Stimmen sind dagegen nur schwach vertreten, aber es lassen sich auch einige solche anführen.

Wie jeder gebildete und normal fühlende Mensch, liebe auch ich mein Volk. Aber dieses Gefühl hat gar nichts zu tun mit der Geschichte der römischen Kolonisation, mit den Mafsregeln Kaiser Aurelians, mit den Verhältnissen in dem bulgarischen oder walachischen Reiche, mit der Eigenart der magyarischen Ausbreitung in Siebenbürgen, mit der französischen Revolution und unseren Bauernaufständen: ich liebe mein Volk, weil es das meinige ist, — und das ist alles.

Aber um Geschichte zu schreiben, dazu brauche ich nicht Liebe und Hafs; ich brauche nur Quellen und dasjenige Mafs gesunden Menschenverstandes, das notwendig ist, um sie zu beleuchten. Was ich hier biete, das ist das Ergebnis einer solchen vorurteilsfreien Betrachtung der authentischen Quellen; die in ihnen

enthaltene Wahrheit erscheint durch mich nur in einer organischen Gestalt, zusammengefügt zu einem lebendigen Kulturbilde, das keine Lücken aufweist.

Das vorliegende Buch ist aber andrerseits nicht ein Repertorium für den, der sich über Einzelheiten unterrichten will. Solche Dinge gibt es auch in der rumänischen Geschichte genug, um viele, recht viele Foliobände mit Sinn und Unsinn zu füllen. Diese Einzelheiten verdienen wohl studiert zu werden, weil es für die menschliche Natur eine Notwendigkeit ist, die Wahrheit überall zu suchen, und weil sich nur auf Grund solcher Feststellungen der geschichtlichen Wahrheit im einzelnen ein klarer Blick für das Ganze, Groſse, Charakteristische und Weltgeschichtliche gewinnen läſst. Jedoch von einem Faktum zum anderen auf den bequemen, lediglich chronologischen Pfaden sich ärmlich fortzuschleppen, eine kritische Seminararbeit mit der anderen zu verknüpfen, insoweit solche Erzeugnisse menschlichen Scharfsinnes sich überhaupt miteinander verknüpfen lassen, das paſst nicht für ein Volk, das eine wirkliche Geschichte besitzt. Schöne biographische Porträts auf leeren weiſsen Wänden aneinanderzufügen, war auch nicht mein Zweck. Ich hatte vielmehr eine doppelte Absicht im Auge.

Erstens wollte ich die Entwickelung der rumänischen Nation nicht in ihren mehr oder weniger groſsen Individuen darstellen, sondern die Nation selbst als lebendiges Wesen betrachten und ihren inneren Werdegang verfolgen. Groſse und kleine Persönlichkeiten kommen dabei nur in dem Maſse zur Geltung, wie sie gerade zu diesem groſsen Werke unter den vielen Millionen einer zweitausendjährigen Entwickelung beigetragen haben.



Zweitens wollte ich diese Entwickelung in ihrer Beziehung zu den Nachbarvölkern schildern, um so die Einwirkungen, die andere Völker auf die Rumänen ausgeübt haben, wie diejenigen, die von ihnen ausgegangen sind, für das Verständnis der Weltgeschichte, die als Kulturgeschichte gewifs existiert, nutzbar zu machen.

Inwieweit mir dies gelungen ist, hat der unbefangene Leser zu beurteilen; jedenfalls habe ich das Beste gegeben, was ich geben konnte.

Dank schulde ich schliefslich noch Herrn Dr. Armin Tille in Leipzig, der das ganze Werk hinsichtlich der Ausdrucksweise und des Stiles einer Durchsicht unterzogen hat. Nur so war es mir als Fremdem möglich, dem deutschen Publikum ein Buch vorzulegen, das, wenn es auch von einem Ausländer in deutscher Sprache niedergeschrieben worden ist und diesen Ursprung gelegentlich verrät, doch lesbar sein wird.

N. Jorga.

Inhalt.











Bibliographische Einleitung.

Den Versuch, eine rumänische Geschichte zu schreiben, haben zuerst Rumänen, die im wesentlichen Chronisten waren, unternommen. Die Aufgabe des Geschichtschreibers erfüllten, wenn auch in bescheidenerem Sinne: Grigore Ureche, Miron Costin, Nicolae Costin, der Fürst Demetrius Cantemir, der bekannte Verfasser einer Geschichte des osmanischen Reiches, und, neben diesen Moldauern, ein Walache, der Stolnic Constantin Contacuzino: ihr aller Wirken fällt in die zweite Hälfte des 17. und in die zwei ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts; die bedeutendste Leistung ist die Cantemirs, doch dieser konnte seinen Hronicul Romăno-Moldo-Vlahilor nicht zu Ende führen, hat die Geschichte nur bis zum 13. Jahrhundert zusammenhängend dargestellt und aufserdem nur Bruchstücke, die seine eigene Zeit behandeln, hinterlassen [1]).

Daneben begannen im 18. Jahrhunderte Fremde, keine Geschichtschreiber von Beruf, sondern Leute, die der Zufall zur Donau geführt hatte, Militärs, Privatlehrer für europäische Sprachen, zu verschiedenen Zwecken, mit mehr oder minder ernster und methodischer Arbeit, die rumänische Geschichte zu erforschen. Als erster verdient Jean Louis Carra Erwähnung, dem die Erziehung der Kinder des Fürsten Gregor Alexander Ghica von der Moldau (1774—1777) oblag: seine Histoire de la Moldavie et Valachie erschien zuerst im Jahre 1777 mit dem falschen Druckorte „Jassy“ [2]); das Büchlein ist in erster Linie eine nützliche Beschreibung des Landes und enthält nur dessen oberflächliche Geschichte. In den Jahren 1781 und 1782 erschien in Wien

1) Die Werke des D. Cantemir: Operile lui Demetriu Cantemir sind von der rumänischen Akademie 1872—1902 herausgegeben worden.

2) 2. Ausg. Neufchâtel 1781; deutsche Übersetzungen Frankfurt u. Leipzig 1789, Nürnberg 1821; rum. Übersetzung Bukarest 1857.



unter dem Titel: Geschichte des transalpinischen Dakiens, erster oder geographischer Teil, ein Werk, das den k. k. Regimentsauditor Franz Joseph Sulzer, einen Schweizer von Geburt, zum Verfasser hat. Dieser hatte mehrere Jahre in der Walachei unter dem Fürsten Alexander Ipsilanti als Güterpächter und Kandidat einer Rechtsprofessur gelebt und gab als scharfsinniger, aber übermütiger Autodidakt in seiner Publikation den wichtigsten Beitrag zur Kenntnis der rumänischen „transalpinischen", d. h. donauischen, „türkischen" Zustände im 18. Jahrhundert. In dem geographischen Teile hatte er schon oft wesentliche Fragen der älteren rumänischen Geschichte nach seinem Vermögen erläutert; er bearbeitete aber auch einen zweiten historischen Teil. Doch dieser ist niemals im Drucke erschienen; das Manuskript, für die Zeit des Verfassers beachtenswert, findet sich in der Bibliothek des evangelischen Gymnasiums von Kronstadt in Siebenbürgen. — Nach langjährigem Aufenthalt in der Moldau, wo er ein in Fürsten- und Bojarenhäusern hochgeschätzter Arzt war, schrieb Dr. Andreas Wolf, in seine Heimat Siebenbürgen zurückgekehrt, Beiträge zu einer statistisch-historischen Beschreibung des Fürstentums Moldau [1]; der sehr wichtige erste Teil enthält statistische und geographische Daten; der zweite ist eine kurze, ziemlich gelungene, mehr als jede andere ihresgleichen nach einheimischen Quellen gearbeitete Geschichte des Fürstentums Moldau.

Als angebliche alte ungarische Vasallenländer erweckten die Moldau und Walachei die Aufmerksamkeit zweier deutsch-österreichischer Forscher, die sich mit der Geschichte Ungarns beschäftigten: es waren Gebhardi und Johann Christian von Engel. Das Werk des ersten, ein ziemlich kleiner Band, bietet, obgleich fleifsig gearbeitet, nur wenig Neues, dagegen hat Engel Vortreffliches geleistet. Er kannte alle fremden Quellen der rumänischen Geschichte, darunter auch viele ungedruckte, stand in Verbindung mit einer grofsen Anzahl von Schriftstellern und Sammlern und erhielt ungemein viele Beiträge; dazu standen ihm in deutschen und lateinischen Übersetzungen die bedeutendsten rumänischen Chroniken zur Verfügung. In zwei dicken Bänden grofsen Quartformats behandelte er die Geschichte beider Fürstentümer [2]: der erste

1) Gedruckt bei Hochmeister in Hermannstadt, 1805.

2) Bis 1801 geschrieben; 1809 als Bd. IV^1, IV^2 des 94. Teiles der „All-

enthält die ungemein wichtige „Literatur“ und dann die „ältere und neuere Geschichte der Walachei“, bis 1716; im zweiten findet sich der Schlufs der letzteren sowie die ganze moldauische Geschichte. Das Werk, auf Grund der Quellen mit grofser Sorgfalt gearbeitet, enthält sehr viele wertvolle Angaben.

Der Korrespondent Engels, Gheorghe Şincaĭ, ein siebenbürgischer Rumäne, Direktor der Staatsschulen mit rumänischer Unterrichtssprache in seiner Provinz, hatte sich wie der ihm befreundete Mönch Samuel Clain viel mit der Geschichte seines Volkes beschäftigt und schrieb gleichzeitig mit Engel seine Hronica Romînilor, die sich auf viel ungedrucktes Material stützt und oft Engel scharf angreift. Şincaĭ versuchte sein Buch zu veröffentlichen, aber dieses gelang ihm nur zu einem kleinen Teile; erst später, im Jahre 1853, erschien zu Jassy in drei Bänden die ganze Şincaische Chronik [1]): es ist eigentlich ein Annalenwerk, wo man durcheinander Gutes und Schlechtes, Bekanntes und Unbekanntes findet.

Ohne die Arbeiten der siebenbürgischen Schule und der deutschen Gelehrten zu kennen, schrieb der verständige Grieche Dionysios Photeinos (*Φοτεινὼ*), ein Hauslehrer, etwa fünfzehn Jahre nach Engel, eine „Geschichte des alten Dakiens“, *Ιστορία τῆς πάλαι Δακίας*, zu der er ausschliefslich inländische Quellen benutzte [2]). Heute ist nur noch der gleichzeitige und der angehängte beschreibende Teil von Wert.

Schon im Jahre 1837 begannen die Rumänen selbst von neuem sich mit ihrer Geschichte eifriger zu beschäftigen; der geistreiche Mihaĭ Kogălniceanu, damals Berliner Student, schrieb eine Histoire de la Valachie, de la Moldavie et des Valaques transdanubiens, meist in Anlehnung an Engel. Neues ist nicht darin [3]).

Dasselbe gilt von der breit angelegten, niemals vollendeten Geschichte der Walachei des Bukarester Professors Aaron Florian [4]).

---

gemeinen Welthistorie durch eine Gesellschaft von Gelehrten in Teutschland und England ausgefertiget“ veröffentlicht.

1) Neue Ausgabe des rum. Unterrichtsministeriums, sehr schlecht von Tocilescu besorgt. Bukarest 1886. Auch 3 Bände.

2) Gedruckt in Wien 1819. 3 Bände; rumänische Übersetzung, Bukarest 1859.

3) Neue Titelausgabe 1854.

4) 1835—1839; 3 Bände. Er verfafste auch ein etwas besseres Kompendium.

In dieser Zeit erschienen in der Archiva Romănească des Kogălniceanu [1], in dem Magazinul istoric pentru Dacia des Laurian und Bălcescu [2] und in der grofsen Sammlung desselben Kogălniceanu: Letopisețele Moldoveĭ [3] zahlreiche Urkunden und die meisten Landeschroniken; noch im Jahre 1852 begann Teodor Codrescu in Jassy, unter dem Titel Uricariul, ohne jeden Plan, ohne Anmerkungen und Kritik moldauische neue und alte Urkunden herauszugeben [4]. Auf Grund dieses neuen Materials schrieb Laurian eine zweibändige Istoria Romănilor, zunächst als Schulbuch, doch wurde sie auch in anderen Kreisen viel benutzt [5]. Das patriotische Werk „latinisiert" stark und gibt aufserordentlich viel genaue Zeitangaben.

Ununterbrochen wurden jetzt neue Quellen zu Tage gefördert: selbst in den Zeitungen, im Romînul des C. A. Rosetti, im Buciumul und in der Trompeta Carpaților des Cesar Bolliac erschienen zahlreiche urkundliche und erzählende Quellen. Teulescu, Direktor des Bukarester Archivs, veröffentlichte manche Akten in der Archiva Română [6]. Sein Nachfolger, der Dichter Aricescu, gründete eine Revista istorică a Archivelor, in der ein Aktenrepertorium und ein Rechnungsbuch erschienen [7]. Die noch in den bischöflichen Archiven von Hușĭ und Roman befindlichen Akten wurden vom Bischof Melhisedec in den „Chroniken" dieser Bischofssitze [8] verwertet und teilweise auch abgedruckt. Wertvolle ausländische Quellen zur rumänischen Geschichte veröffentlichte der Tesauru de monumente istorice des Papiu Ilarianu [9]. Zwischen 1865 und 1867 erschien in Bukarest die grofse Samm-

1) 1841—1845; 2 Bände. Vorher Venelin, Wlachisch-bulgarische Akten, russisch. 1840.

2) Bukarest 1845—1847. 5 Bände.

3) „Annalen der Moldau", Jassy 1845—1852. Eine französische Übersetzung der Stellen, welche die allgemeine europäische Geschichte betreffen, von demselben unter dem Titel: „Fragments des chroniques moldaves et valaques pour servir à l'histoire de Pierre le Grand, Charles XII, Stanislas Leszcynski, Démètre Cantemir et Constantin Brancovano", Jassy 1845; ein ausgezeichnetes Quellenwerk.

4) Seine Sammlung ging bis zu einem XXV. Bande, welcher 1895 erschien.

5) Jassy 1853. Das Buch erlebte drei Ausgaben.

6) Bukarest 1860.

7) 3 Bände. Bukarest 1874—1876.

8) 1869, 1874—1875; jede in 2 Bänden.

9) Bukarest 1862—1864. Es sind meistens schon vorher gedruckte Stücke.



lung von rumänischen und slavischen Akten des hochbegabten, aber leider romantisch veranlagten B. P. Hasdeu, eines universalen Geistes, der sich mit erfundenen Schwierigkeiten quälte: Archiva istorică [1]). Seit 1862 begann Wickenhauser, ein Czernowitzer Beamter, die Urkunden der zahlreichen Bukowiner Klöster in deutscher Übersetzung herauszugeben.

In diesem neuen Stadium der Quellensammlung schrieb Hasdeu eine Istoria critică a Românilor, von der aber nur ein dünner Band in prachtvollem Quartformat 1872 erschienen ist [2]); er bietet hier glänzend, aber in einem prophetischen Tone geschriebene „Essays" über die dunkle früheste rumänische Vergangenheit.

Später wendete sich Hasdeu mehr der Philologie zu [3]). Aber nach dem Tode des Freiherrn Eudoxius von Hurmuzaki, eines Rumänen aus der Bukowina, kam dessen reicher literarischer Nachlafs, ein Ergebnis langjähriger Forschungen in den Wiener Archiven, in den Besitz der rumänischen Akademie [4]), und diese begann die Documente privitoare la istoria Românilor [5]) und die deutsch geschriebenen Fragmente zur Geschichte der Rumänen [6]) herauszugeben. Die sehr zahlreichen Akten besitzen einen hohen Wert und änderten die bis dahin gewonnenen Ergebnisse in vielen wesentlichen Punkten, und weitere Forschungen in anderen europäischen Archiven bereicherten diese prachtvolle Sammlung von acta extera, die (im Anfange wissenschaftlich schlecht besorgt) sich nunmehr ihrem dreifsigsten Bande [7]) nähert, unaufhörlich. In den „Fragmenten" schildert Hurmuzaki in einem kräftigen Stile die Geschichte des bulgarisch-walachischen Reiches, die Gründung der Fürstentümer im 14. Jahrhundert und liefert Beiträge zur Geschichte des 16. (Ende) und 17. Jahrhun-

1) 1865—1867; Bd. I[1], I[2], II, III; ein Heft des IV. ohne Jahr.

2) Neue Ausgabe 1875; spätere Übersetzung von Frédéric Damé.

3) Cuvente den bătrâni, alte rumänische Texte mit überreichen Glossen, 1878—1879. Magnum Etymologicum, ein grofs angelegtes allgemeines Repertorium für rumänische Sprache, auch Geschichte und Kultur; nach drei 3 Bänden bei dem Buchstaben B abgebrochen.

4) Im Jahre 1866 begründet.

5) Seit 1876.

6) Seit 1878.

7) Hauptwerk: 12 Bände, oft in mehreren Teilen, so dafs man 19 zählen mufs. I. Supplement 5 Bde., II. Supplement 3 Bde.



derts. Eine eigene Zeitschrift für „Geschichte, Archäologie und Philologie“ (Revista pentru istorie, archeologie şi filologie) wurde von Gr. G. Tocilescu im Jahre 1882 begründet; die Annalen der rumänischen Akademie, historische Sektion, gestalteten sich zu einer wertvollen Spezialpublikation; auch in der Columna lui Traian Hasdeus erschien manches Historische.

Mit zahlreichen grundlegenden Anmerkungen begleitete der Pariser Professor für rumänische Sprache an der „École des langues orientales“, Émile Picot, seine Ausgabe der Urecheschen Chronik [1]), die eigentlich eine Geschichte der Moldau bis 1600 ist. Der verdiente C. Erbiceanu veröffentlichte [2]) neugriechische Quellen für die Geschichte der Rumänen [3]).

In diesem Zeitpunkte verfaſsten Tocilescu und A. D. Xenopol Darstellungen der ganzen rumänischen Geschichte; der erste schrieb ein Schulbuch, das zuerst im Jahre 1886 erschien und seitdem mehrere Ausgaben erlebt hat [4]); seinerzeit war es trotz der zahlreichen Fehler, des mangelnden Überblickes über die Tatsachen und der geringen Erkenntnis der Zusammenhänge brauchbar; jetzt ist es völlig veraltet, da der Verfasser die neueren Forschungen nur in geringem Maſse herangezogen hat.

Das Werk von A. D. Xenopol, Professor der rumänischen Geschichte an der Universität Jassy und in der letzten Zeit auch Philosoph [5]), im Jahre 1888 begonnen [6]), umfaſst sechs Bände, oder, wenn man auch die Geschichte der Regierung des Fürsten Cuza [7]), wie es der Verfasser will, obgleich Methode und System darin andere sind, mit den älteren Bänden zusammen als ein Ganzes betrachtet, sogar deren acht; eine umfangreiche imponierende Arbeit, worin es an Scharfsinn, interessanten Stellen, modernem Verständnis für das Leben der Völker nicht mangelt; aber leider ist dieses so neue Buch für den inländischen Forscher fast

1) Chronique d'Uréki, Paris 1878.

2) Besonders in den Cronicariĭ grecĭ cariĭ aŭ scris despre Românĭ, Bukarest 1888.

3) In Istoria Mitropolieĭ Moldavieĭ, 1887, hat er zahlreiche Akten über die neue Geschichte aus dem Jassyer Metropolitanarchive zum Druck befördert.

4) Manual de istoria Românilor.

5) Les principes fondamentaux de l'histoire, Paris 1901.

6) Istoria Românilor din Dacia Traiană.

7) Domnia lui Cuza-Vodă. 2 Bde., 1902.

unbrauchbar, da die tatsächliche Information ungenügend ist; denn der Verfasser hat es verschmäht die zahlreichen, in dem Staatsarchive, in der reichen Bibliothek der Akademie und anderswo aufbewahrten Akten und Handschriften zu benutzen. Die im Jahre 1896 in Paris erschienene französische Ausgabe [1]) leidet noch mehr an diesen Mängeln, da sie auch das reiche, nach der rumänischen Ausgabe veröffentlichte Material aufser acht läfst.

Neuerdings hat D. Onciul in mehreren Studien [2]) die ältere Geschichte der Rumänen behandelt, und seine oft von den unserigen abweichenden Ansichten verdienen stets Berücksichtigung. J. Bogdan hat in „Cronicile moldoveneştĭ pănă la Urechiă“ [3]) und in den „Cronicĭ inedúte“ (1895) die alten slavischen Chroniken der Moldau herausgegeben, und in den „Documente şi regeste privitoare la relaţiile Ţeriĭ-Romîneştĭ cu Braşovul şi Ungaria“ (1902) die in Kronstadt aufbewahrten alten Fürsten- und Bojarenbriefe, zum grofsen Teile in rumänischer Übersetzung, veröffentlicht. Der verstorbene Professor V. A. Urechia hat unter dem zu viel versprechenden Titel von Istoria Romànilor eine Unmasse von nützlichen und unnützen Akten aus der Phanariotenzeit, und zwar aus der Periode von 1774 bis 1821, veröffentlicht [4]). In meiner vom Ministerium des Unterrichts geförderten Sammlung „Studiĭ şi documente privitoare la Istoria Romànilor“ [5]) habe ich selbst endlich in- und ausländische Materialien für die rumänische Geschichte herausgegeben. Im Ganzen rechtfertigt, wie ersichtlich, auch der gegenwärtige Stand der Quellenpublikation die Abfassung einer neuen, im Geiste der Zeit geschriebenen rumänischen Geschichte.

---

1) Histoire des Roumains. 2 Bde.

2) „Teoria lui Rösler“, „Întemeiarea principatuluĭ Ţeriĭ-Româneştĭ“, „Întemeiarea Moldoveĭ“, „Îuga-Vodă“ in der Zeitschrift „Convorbirĭ literare“, seit 1882; „Originile principatelor“, Bukarest 1899.

3) Die moldauischen Chroniken vor Urechiă, Bukarest 1891.

4) Mehrere Bände, in Serien geteilt.

5) 5 Bde., von 1901 an.

Die Bildung des rumänischen Volkes.

(Ethnographisch-historische Einleitung.) [1])

I. Die thrakischen Ahnen.

Bibliographie: Über die Thraken und alle ihre Zweige liegt in den drei Abhandlungen von W. Tomaschek (Die alten Thraken, eine ethnologische Untersuchung; Wien, Tempsky, 1893—1894; Sitzb. der wiener Akad., philos.-hist. Klasse, Bd. CXXVIII, CXXX, CXXXI) das ganze Material gesammelt vor. Die Geschichte der Geten behandelt Robert Rösler, ein origineller, unabhängiger Forscher, ein interessanter Schriftsteller und ein geschickter Polemiker, in einem speziellen Werkchen, das aber nur bis zur Gründung des dakischen Reiches geht. In seinen „Rumänischen Studien“ (Leipzig 1871), die viel gelesen, kritisiert und benutzt wurden, werden mit derselben Kraft der Darstellung und derselben Farbe des Ausdruckes die vorrömischen Ereignisse auf den beiden Ufern der Donau geschildert. Die dakischen Kriege wurden in den Arbeiten von Dierauer und De la Berge über K. Trajan erläutert (der letztere gibt auch Nachrichten über die Provinz Dakien). Speziell über den ersten Krieg handelt das Buch von Petersen. Endlich besorgte Conrad Cichorius eine neue Reproduktion der Reliefs der Trajanssäule (von den früheren behält die von Froehner, Paris 1872—1874, 5 Bände, ihren vollen Wert), die ein kritischer Kommentar begleitet. Zwei Bände davon sind bereits er-

---

1) Diese Prolegomena erschienen dem Verfasser als notwendig, nicht so wohl darum, weil man bisher die rumänische Geschichte mit der Skythenzeit vor König Dareios zu beginnen pflegte, sondern auch aus anderen wichtigeren Gründen. Erstens ist der Ursprung des rumänischen Volkes dunkel, und jedem Forscher drängen sich auf diesem Gebiete Fragen auf, die keine endgültige Lösung gefunden haben. Dann vertritt das kleine — gegen elf Millionen zählende — rumänische Volk die ganze östliche Romanität, und dessen Werden erscheint nur dadurch verständlich, daſs man sich über das Leben und Streben des ganzen römischen Elementes im europäischen Osten unterrichtet. Endlich hängt, streng genommen, alles, was in den nichtgriechischen Provinzen Ostroms von den Illyrier-, Thraken- und Dakenkriegen bis zum walachischen Aufstande der Brüder Peter und Asĕn — es ist ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren — geschehen ist, mit der Ausbildung des neuen Volkes zusammen. Aber diese Erläuterungen sind andrerseits doch nur als Einleitung zu betrachten.



schienen; der dritte, der die Geschichte der dakischen Kriege enthalten soll, befindet sich in Vorbereitung. Das Denkmal von Adamklissi wurde im Jahre 1895 von Gr. G. Tocilescu in einem illustrierten Werke beschrieben; von ihm selbst rührt eigentlich nur die Chronik der Ausgrabungen nebst etlichen, meist naiven historischen Erklärungen her; der architektonische und archäologische Teil sind Eigentum der Wiener Gelehrten Benndorf und Niemann. In dieser Publikation wurde das Denkmal als ein trajanisches, das die Eroberung Dakiens verewigen soll, hingestellt. Bedenken dagegen erhob Adolf Furtwängler, der in dem ebenso grofsen wie groben Monumente von altertümlichem, naivem Charakter eine Erinnerung an die Siege des Crassus sieht, die dieser über die Thraken in der Dobrudscha sowie über die Thraken und Bastarnen an den Donaumündungen davontrug (Intermezzi, vgl. noch von ihm Adamklissi in den Sitzb. d. Münchener Akademie 1897, S. 248 ff.). Tocilescu verteidigte seine Meinung in einer mündlichen Mitteilung an die rumänische Akademie und Benndorf in: Archäologisch-epigraphische Mitteilungen aus Österreich, XVII, 192 ff. In der Festschrift für Wachsmuth mischte sich auch Petersen in die sehr scharfen Auseinandersetzungen, und bisher schliefsen Cichorius und noch einmal Furtwängler (a. a. O. und in den Abhandlungen der bayrischen Akademie, Jahrgang 1903) die Reihe. Tatsache ist es, dafs man, um für die Dedikation des Trajan an Mars Ultor eine Stelle an dem Denkmale zu finden, zu den verwegensten Hypothesen greifen mufs — man mufste sogar annehmen, dafs ein Teil, durch vertikale Scheidung von dem andern entstanden, auf der Nordseite des Tropaeum, der andere, die Fortsetzung der durchgebrochenen Zeilen, auf der südlichen Seite gestanden hätte. Wenn man zur Not über das altertümliche Aussehen der römischen Uniformen in den Reliefs hinweggleiten könnte — die Barbaren, die man dort sieht, haben keineswegs denselben Typus wie die Daken auf den Bildern der Trajanssäule. Das Tropaeum auf der Münze von Tomi hat keine Bedeutung; solche allegorische Abbildungen findet man auch an Münzen von M. Aurel und Verus. Gegen die Bastarnentheorie Furtwänglers wäre dagegen einzuwenden, dafs, welche Bedeutung man auch dem ohne dauernde Eroberungen von Crassus geführten Kriege beilegen wollte, ihm für seinen 27 v. Chr. gefeierten Triumph „de Thraecia et Geteis“ (Jung, Römer und Romanen S. 33, Anm. 1) gewifs nicht die Ehre einer solchen grofsartigen Trophäe zuteil geworden wäre. Die trajanischen Erinnerungen schmiegen sich auch zu eng dem Denkmale in der Dobrudscha an. Endlich weifs ich nicht, ob vor dem Tropaeum Alpium, das dem Augustus in den Jahren 7—6 v. Chr. errichtet wurde, ein ähnliches Denkmal von einem römischen Sieger oder für einen solchen überhaupt erbaut worden ist.

Zum Schlusse der Bibliographie ist noch des umfangreichen Werkes von Tocilescu: Dacia înnainte de Romanĭ, Bukarest 1880 (Separatabdruck aus den Abhandlungen der rumänischen Akademie, erste Serie, Bd. X) zu gedenken; es ist ein wirres, ohne Kritik zusammengeworfenes, mit unnötigen Zitaten überhäuftes Sammelwerk, worin man alles und doch nichts finden kann.



In der letzten Zeit der Republik hatte das Römerreich weder im Norden noch im Osten eine ständige und feste Grenze; sie schwankte noch in halberoberten Ländern hin und her und hing von den friedlichen oder kriegerischen Gesinnungen der noch nicht vollständig bezwungenen und bezähmten Barbaren ab. Aber in dieser kritischen Zeit, als das starke Römertum nach einer neuen Form für sein innerstaatliches Leben suchte, umgaukelten den Römer Zukunftsbilder von Welteroberung und vollständiger Unterjochung der Barbaren. In der unzählbaren Menge der Germanen, die weit hinten in unerforschten Fernen ihr wildes Leben trieben, sah man künftige Kämpfer für das Wohl des römischen Weltreichs. Um wie viel leichter mufste es diesem, durch fortwährendes Glück verwöhnten Volke erscheinen, die ganze thrakische Rasse in den Bannkreis des grofsen Rom hineinzuziehen.

Die „Barbaren“, die gegen diese Weltherrschaftspläne ihr freies Dasein zu verteidigen hatten und es nicht an Widerstand fehlen liefsen, erschienen nur dem zivilisierten Gegner als eine einzige einförmige und zu verachtende Masse. In Wirklichkeit waren es alte Völker, sehr scharf durch Sprache, Tracht, Götterkultus, Vergangenheit und alten, tief eingewurzelten Hafs voneinander getrennt.

Sie gehörten vier Stämmen an, die wenigstens in ihrem geschichtlichen Auftreten auf europäischem Boden nicht gleichen Alters sind: Gallo-Illyro-Thraken, Germanen, Slaven und ural-altaische Völker. Die zuerst genannten sind auch die zuerst bekannten; sie hatten sich mehr in die Kultur des Altertums eingelebt und sich natürlich auch den lichtbringenden Wogen des Meeres, dem befruchtenden Wellenschlag des „mittelländischen“ helleno-lateinischen südlichen Meeres am meisten genähert. Nur durch diese erste, infolge der Erlebnisse der letzten Jahrhunderte ein wenig geschwächte, zerstückelte Mauer hindurch konnten die Welteroberer die Unterjochung der Germanen ins Auge fassen.

I. Die Illyrier. Westlich, nördlich und östlich von dem römischen Italien wohnten noch in den ersten Jahren des neuen Kaisertumes die gallo-illyrischen Völkerschaften, die Ἀλπικὰ γένη, von deren Niederlagen und vollständiger Unterjochung die griechischen Meister der Geschichtschreibung bald zu sprechen Gelegenheit hatten. Es scheint — so zahlreich sind die Namen für die kleinen Völkerschaften —, als ob sie nur das ihrem Stamme charakteristische Klanleben geführt und keine ge-

meinsame höhere Organisation besessen hätten. Langsam, durch kleine Kämpfe, deren Erinnerung nur konfus und schwach ist, sanken sie nach heldenmütigen Ausfällen aus den Bergen und vereinzelten Heldentaten zu Boden. Sie teilten dann in der Stellung als Unterworfene das Schicksal jener Gallier, die bis an den Fuſs des Gebirges heran wohnten und in ihrem zisalpinischen Gebiete im Padus, dem Alpenbegrenzer, ihre südliche Stütze gefunden hatten. Nachdem dies alles in zäher Ausdauer durch geeignete, aber wenig geräuschvolle Maſsnahmen erreicht war, wurde als ewiges Sieges- und Herrschaftszeichen, wie in allen durch Römer eroberten Gebieten, die breite Heeres- und Handelsstraſse durch die alpinen Landschaften von Gallien, dem Geschenke Cäsars an sein Volk, nach den schon vorher erworbenen Provinzen Illyricum und Makedonien angelegt; eine doppelte Expedition im Jahre 15 v. Chr. führte das Werk vollständig zu Ende. Die Legionen fanden bei beiden Zügen nur verschiedene Abzweigungen desselben Volksstammes. Die dicht am Meere wohnenden Illyrier waren von alten Zeiten her die Fischer und Seeräuber der balkanischen Küste bis zu den ionischen Inseln, wo das offene, sichere und reiche Meer flutete. Sie waren auch, wie die Alpenjäger, kein einheitliches Volk, und auſser den „eigentlichen Illyriern“ zählte man zu ihnen noch verschiedene Völkerschaften, wie die Bylliones oder Bullini, die Taulantii, die Parthini, die Phrygi u. a. Bei den Illyriern, wenigstens denen im engeren Sinne, war die politische Organisation weiter vorgeschritten als bei den Alpenvölkern, und die Römer trafen bei der Bezwingung dieser ihnen verhältnismäſsig ähnlichen Barbaren nicht wilde Häuptlinge über Kriegerbanden und Wanderschwärme, sondern solche Staatsoberhäupter, die sie des Königsnamens für würdig hielten. Im dritten Jahrhunderte v. Chr. besaſs Agron, „König der Illyrier“, Sohn des Pleuratus, „eine gröſsere Wehrmacht an Fuſskämpfern und Seeleuten als die Herrscher, die vor ihm bei den Illyriern regiert hatten“ [1]), und mischte sich gern in die Angelegenheiten der griechischen und epirotischen Nachbarn, wie später die bosnischen Fürsten in die Wirren der Städte des adriatischen Ufers. Die Witwe Agrons, der im Sieges- und Weinrausche vor Freude erstickte, Teuta, nannte sich offen eine Königin der Seeräuber, die keinen freundschaftlichen internationalen

1) βεβασιλευκότων; Polybius II, § 2.

Verkehr kenne [1]); den klagenden Römern antwortete sie ohne Umschweife, dafs „den Königen nicht erlaubt sei, die Illyrier an dem Gewinne auf dem Meere zu hindern". Die Vertreter des Senates erfuhren dies bei der Rückkehr an ihrem eigenen Leibe, und im folgenden Jahre, nach einem beinahe gelungenen Angriff auf Dyrrachium, traten die Krieger Teutas in Corcyra als Verteidiger, Herrscher und Ausbeuter auf. Bald aber erschienen die römischen Befehlshaber, wurden überall mit Jubel von den bedrängten Griechen und auch von etlichen, den Illyriern verwandten Völkern empfangen, gaben den besetzten und belagerten Städten die Freiheit zurück und zwangen die flüchtende Seekönigin zu einem Vertrag, kraft dessen sie tributpflichtig wurde, ihr Land gröfstenteils verlor und besonders ihr Plünderrecht auf dem Meere aufgeben mufste [2]). Nach weniger als einem Jahrhundert, als die alte Plünderungslust der Illyrier auf dem Festlande nach Makedonien hin einen Ausweg gefunden hatte [3]), herrschte in Scodra „Gentius, rex Illyriorum", Sohn eines zweiten Königs Pleuratus. Die Römer behielten während dessen Regierungszeit ihr erobertes Illyricum, und gegen Perseus, den makedonischen König, kämpften in dem römischen Heere als Verbündete die Bullini, die Bewohner von Apollonia und Dyrrachium, während Gentius ein Bündnis mit dem letzten Herrscher von Makedonien schlofs und die Cavii, die sich als socii der Römer bekannten, beunruhigte [4]). Der Krieg mit Gentius wurde in dreifsig Tagen beendet: der König hatte nicht den Mut seine Hauptstadt zu verteidigen; er ergab sich den vordringenden Feinden und wurde mit seiner Familie und mehreren „principes Illyriorum" seines Anhanges nach Rom geschickt [5]). Im Jahre 35 v. Chr. begann Augustus als Triumvir einen Vernichtungskrieg in den Bergen entlang der Adria gegen die Illyrierstämme, die nicht mehr Tribut leisten wollten und das Räuberleben wieder begonnen hatten. Nach der Ausrottung der Japyden kam die Reihe an die Pannonier, die zum ersten Male die Kraft der römischen Waffen erfuhren. Dio, der über ihr als römische Provinz eingerichtetes Land zu befehlen hatte, be-

1) Ibid.
2) Ibid. § 12.
3) Ibid. II, § 70.
4) Livius XLIV, § 30.
5) Ibid. § 32.

schreibt die Pannonier als ein wildes, genufssüchtiges, in der Feldarbeit faules Volk. Hier gab es keine *πόλεις*, wie bei den Japyden, die dem Meere und den römischen Ansiedelungen benachbart waren, sondern nur spärliche Dörfer, *κῶμαι*, in der weiten Ebene, der heutigen unendlichen Pufsta der Magyaren, einem Tummelplatz für wilde Pferde; nur einmal wird eine Stadt Siskia, an der Save, genannt, von „starken Mauern" geschützt. Während seine Stellvertreter die Unterwerfung der reichen Landschaft weiterführten, nahm sich der „Caesar" selbst der Dalmaten an, die ebensowenig wie die stammverwandten Japyden die Wohltat römischer Eroberung anerkennen wollten. So war das erwünschte Ziel zwar nirgends vollständig erreicht, aber es fehlte nicht mehr viel daran [1]).

Jetzt, in der Zeit des Augustus, galt es nur der Provinz feste Grenzen und vollständige Sicherheit zu verleihen. Nach einem Feldzuge des Tiberius konnte sich der neue Herr der römischen Welt rühmen, dafs er, durch die Bezwingung der Dalmater und Breuker, der letzten unabhängigen Trümmer der illyrischen Rasse, und der verwandten Pannonier die Grenze Illyriens bis an die Donau ausgedehnt und auf diese Weise durch den mächtigen mitteleuropäischen Strom eine neue Verbindung zwischen den ostalpinischen und westbalkanischen Ländern hergestellt habe [2]). Durch Tiberius, sagt sein Lobredner Velleius Paterculus [3]), traten Rhaetien, Vindelizien, Norikum — ein „regnum" —, Pannonien und die Scordisker als „novae provinciae" in das Reich ein, und wurde die Anerkennung der Zugehörigkeit den Illyriern und Dalmaten abgerungen. Von der einverleibten mittleren Donau aus wollte endlich Tiberius die Eroberung Böhmens, wo sich ein starker, feindlich gesinnter Germanenstaat gebildet hatte, unternehmen, um dann durch die Zerstampfung der zahlreichen losen unsteten Germanenvölker den grofsen Traum der Weltherrschaft bis an die Elbe zu verwirklichen [4]).

Ein unerwartetes Ereignis vernichtete diese grofsen Hoffnungen. Zwei reiche Provinzen — Pannonien und Dalmatien — die sich schon seit langem römische Sitten und römische Sprache angeeignet hatten,

---

1) Dio Cassius XLIX, § 35 ff.
2) Jung, Röm. und Rom. S. 5.
3) II, § 109.
4) 6 n. Chr.

erhoben sich, durch die schlechte Verwaltung zum Äufsersten getrieben, in verzweifeltem Aufruhr und sandten Tausende erfahrener Soldaten gegen Makedonien und damit auf den Weg, der sie schnell nach Italien — man fürchtete sogar nach Rom — führen konnte. Das bellum germanicum pannonicumque war unglaublich schwer zu beenden und forderte ungeheuere Anstrengungen von seiten der Römer. Aber Tiberius, der Imperatorsohn, war solchen Schwierigkeiten gewachsen; im Sommer des zweiten Jahres beugten sich die Pannonier vor dem Sieger. In den Bergen verteidigten sich die Dalmaten, die auch beinahe „ausgerottet" werden mufsten, länger mit wunderbarer Hartnäckigkeit, aber auch hier feierten schliefslich die Römer den Sieg über ihren ausdauernden Mut. Fünf Tage später kamen vom entfernten Germanenlande die Nachrichten von der Varuskatastrophe. An die Elb- und Ozeansgrenze, an die Romanisierung Germaniens war nicht mehr zu denken, ja die Zeit des schweren Verteidigungskampfes war jetzt schon nahe gekommen [1]).

Die neuen, durch das entscheidende Ereignis im Teutoburger Walde geschaffenen Verhältnisse machten es zuerst notwendig, eine Empörung der Balkanvölker, wie die vom Jahre 6 n. Chr., dauernd zu verhindern, haltbare Grenzen in diesem Gebiete zu finden und die Barbarei möglichst durch friedliche oder kriegerische Mittel zu verdrängen, d. h. eine abgerundete, in sich geschlossene Romania in diesem griechisch-thrakischen europäischen Osten zu bilden.

II. Die Thraken. An den Kriegen mit Makedonien, die der griechischen Frage die Lösung gaben, beteiligten sich natürlicherweise auch die Thraken, die für den halb hellenischen, halb thrakischen König Partei nahmen und mit ihm die Folgen der Niederlage teilen mufsten.

Ehemals, in der vormakedonischen Epoche, waren sie die Bewohner des Landes, das sich von dem Strymon (der heutigen Maritza) bis zum Meere, und von den Berghöhen des Balkan bis zu den Fluten des Archipelagus erstreckte [2]). Aber sie waren nicht ein Volk, das in streng geschlossenen Grenzen leben konnte; im Gegenteil: im Kämpfen, im Kultus der Götter, im politischen Leben trifft man bei ihnen als Haupt-

---

1) Vgl. Mommsen II, 36 ff. Als Quelle Velleius und Appiani Illyricum. Vgl. Dio Cassius LIV, § 31.

2) Strabo VII, § 4.

zug denselben Hang zum Aufserordentlichen, zum Ungewöhnlichen, dieselbe poetische Schwärmerei, die sich nicht zu beherrschen vermag. Die Odrysen sind der Verehrung des Dionysos ergeben, der mystischen und bakchantischen Verehrung, die von den Thrakern zu den Griechen überging und sich so stark von der harmonischen Religion der Hellenen unterscheidet. Unter ihnen gibt es Stämme, die *ἀθανατίζοντες* sind, aber keine ruhigen Gläubigen an die unsterbliche Seele, die als belebende Flamme sich zu hoch erhebt, um jemals in der Ewigkeit vollständig und für immer untergehen zu können. Nein, in ihrem Unsterblichkeitsglauben zeigen sie sich wieder exaltiert und grausam: Zalmoxes, der *Γεβελέιζις*, ist gekommen, um der leidenden Welt die gute Botschaft der *ἀθανασία* zu bringen: ihm müssen von Zeit zu Zeit die durch ihn Geretteten Rechenschaft über ihr irdisches Treiben ablegen, und dann mufs der beglückte, obgleich unglückliche Sendbote auf den Spitzen der vier Lanzen, auf die er fällt, verbluten. Aber unglücklich fühlte sich der Erwählte der Götter, der als Bote seines Volkes zum Himmel steigen konnte, nicht. Bei den Thraken im allgemeinen war das Leben, wie bei den ersten Christen, nur ein kurzer Augenblick der Prüfung, ein dunkler, schmerzlicher Durchgang zur Seligkeit des wahren ewigen Lebens unter dem Schirme der anwesenden Gottheit. An der Wiege des Kindes, das zum Ringen mit den bösen Mächten berufen war, wurden Tränen vergossen, und orgiastische Freudenrufe ertönten nur beim Grabe des Erlösten, in welches die Verwandten, ohne mit Wehmut zurückzublicken, mit hinabzusteigen bereit waren [1]).

Sie verachteten nicht den Tod, wie die tapferen Römer und Griechen: sie liebten und suchten ihn auf allen ehrlichen Wegen; darum waren sie mit keinem anderen Volke in der Lust an Kampf und Gefahr zu vergleichen. Als Hirtenvolk — dem Ackerbau waren nur die niederen Klassen, die vielleicht anderen Blutes waren [2]), ergeben —, war ihnen das Wandern zur ökonomischen und dann zur seelischen Notwendigkeit geworden; Städte gründeten sie nicht, um sich nicht unter demselben Himmel gefesselt zu fühlen; von einer *κώμη* zur anderen,

1) Herodot IV, § 94 ff.; V, § 4—5.

2) Tomaschek, Die alten Thraker (Separatabdruck aus d. Sitz.-Ber. d. Wiener Akademie I, 1893).

auf der platten thrakischen Ebene und in den engen Bergpfaden des beschützenden Hämus, ihrer Wiege und ihrem Zufluchtsort, ging ihr frohes Wandern zu immer neuen, unbekannten, sie in Versuchung führenden Zielen. Als ein Volk der Küste, auf der sie durchaus nicht überall von den Griechen zurückgedrängt wurden, verstanden sie es wohl, sich Kähne zu bereiten und diese zu benutzen, und auf dem engen Meerarme, der Europa von Asien scheidet, fanden sie leicht einen Weg nach anderen Bergen und Tälern, wo sie in der Üppigkeit des leichten Lebens die Rückkehr zur alten Heimat vergafsen. Südlich erreichten sie mit den *ἀγέλαι* und den Pferden — gleich den späteren Walachen — Makedonien und Thessalien, wie ihre Verwandten, die Galaten, die später dieselben Abenteuer wiederholten. Im Kampfe bebte der Feind vor den hohen Gestalten in schwarzen Chlamyden, aus Hanf roh gewebt, mit blitzendem Schilde und „ungeheuerer“ Framea [1]).

Schon früher waren die Thraken gewifs auch den nördlichen Abhang des Balkans hinuntergestiegen, wo wir später das Mysenland, genannt nach einem ihrer Stämme, und die römische Provinz Mösien finden. Aber hauptsächlich durch das Vordringen der makedonischen Macht in dieser Gegend dehnten sie sich bis zum ruhig fliefsenden breiten Ister, der seinen Namen von den illyrischen Istrii bekam, aus, soweit eine feste Grenze für ein Hirtenvolk überhaupt möglich ist. Im Beginne des sechsten Jahrhunderts v. Chr. [2]) unternahm der Perserkönig Dareios einen Feldzug gegen jene Skythen halb arischen, halb turanischen Ursprungs, ein buntes Gemisch von zerstückelten Nationen, die auf der ganzen Steppe, die keinen künstlichen Unterschied der Weltteile kennt, die alleinigen Herren waren. Im Altai konnte der orientalische Dynast diese seine Feinde treffen; er zog es vor, zu ihnen über die Donau und das Karpathengebiet zu gelangen. Nach einem Jahrhundert erzählten die Griechen der pontischen Küste, die sich an dem Kriege beteiligen mufsten, dem alten Geschichte-Erfrager Herodot, dafs der grofse *βασιλεύς* des „ganzen festen Landes“ [3]) das Odrysenheim besucht habe, um dann zu den *ἀθανατίζοντες Γέται* zu gelangen, und an ihrer Grenze den mächtigen, öden Istros zu sehen, als

1) Livius XLIV, §§ 35—36, 40.

2) Gegen 508, nach Maspero.

3) *πάσης τῆς ἠπείρου.*

Gürtel des Skythenlandes und der dunkleren Barbarei [1]). Die Skythen waren folglich in dieser Epoche auch die Bewohner des späteren Dakiens, dessen Flüssen sie bleibende Namen gaben: dem Pyretos, vielleicht dem jetzigen Prut, dem Tiarantos oder Olt, den „dazwischen fliefsenden" Araros, Naparis, Ordessos. Sie benutzten nicht nur diese prachtvolle schwarze Erde, die der Kultur noch harrte, als Weideplatz, sondern auch das „kaukasische" Gebirge der Karpathen war für sie kein Hindernis; der Zufall hatte ihnen gelegentlich irgend eines Krieges oder einer weiter ausgedehnten Jagd das Gold, das sie bisher nur in dem Flufssande blitzen gesehen hatten, in dem felsigen Ursprungsorte gezeigt, aus dem die reifsenden Quellen ihre leichte kostbare Beute raubten. Diese Entdeckung wirkte, wie gewöhnlich, auch hier Wunder, und ein Klan der Skythen, die Agathyrsi, „näherte sich den thrakischen Gebräuchen", d. h. denen der untergebenen Bevölkerung von Thrakien: sie setzten sich fest an den Ufern des morastigen Maris, des jetzigen Mureș, Máros, und begannen in dieser entlegenen dunkeln Zeit die Arbeit in den siebenbürgischen Goldbergwerken, die später die Daker und Römer fortsetzten und die dem Lande zur höchsten Wertschätzung verhalf [2]). Beim Kriege gegen Dareios unterstützten diese vollständig abgesonderten und vielleicht stark gemischten Bergskythen ihre wilden Verwandten nicht, und in der Folge sprach man von ihnen in den Pontusstädten als von einer selbständigen Völkerschaft, die in Goldschmuck prangte und ein wüstes Vergnügungsleben mit freiem Weibergenufs führte.

Als Dareios die Geten in die Geschichte einführte, bedeutete dies eine wenig freundliche Berührung der Perser mit diesen „tapfersten und gerechtesten der Thraken"; sie wollten den Weg versperren und wurden zur Seite geschoben, „unterjocht", sagt Herodot, obgleich das nur bis zur baldigen Niederlage und Flucht der Eindringlinge in die Wüste dauerte [3]). Erst nach langer, der Vergessenheit ganz anheimgefallener Zwischenzeit traten die Geten infolge neuer kriegerischer Verwickelungen auf der Balkanhalbinsel abermals ans Licht. Durch Thukydides wird uns etwas von dem wunderbar schnell entstandenen, aber, nach thrakischer Weise bald wieder in Nichts zusammengesunkenen Militärreich der Odrysen überliefert. Dieser Klan besafs das Heiligtum

1) Herodot IV, § 90f.
2) Herodot IV, § 49, 102—103, 125.
3) IV, 93.

des Dionysos; hier entstand auch τὰ βασίλεια, eine königliche Hauptstadt für ganz Thrakien, aber die Königskrone hatte nicht die Dauer des Gotteskultus. Das Odrysenreich fiel in uns wenig bekannten Kriegen mit Makedonien, an dessen Stelle Sithalkes, der Thrakerkönig, ein Reich aufrichten wollte; in dem Kriege mit diesem viel stärkeren Gegner werden alle thrakischen Stämme in dem Heere ihres βασιλέως erwähnt, und darunter natürlich auch die tapfersten der Nation, die Geten, zu Pferd als gewandte Bogenschützen. Sithalkes hatte das ganze Gebiet bis zur Donau in seinen Händen, die von den Griechen erbauten und bewohnten Pontusstädte mit inbegriffen; und vielleicht gehorchte man ihm noch in weiterer Ferne: wenigstens wird von seinen Einkünften an Gold in Ausdrücken gesprochen, die an das Gold fördernde Volk der Agathyrsen erinnern [1]).

Philipp II., König von Makedonien, machte dem freien Leben der Thraken ein Ende [2]), und damit wiederholte er das Wagespiel des Dareios gegen die Skythen, deren unmittelbarer Nachbar er geworden war, mit wechselvollem und unsicherem Erfolge [3]). Um dem Joche des neuen, fremden Herrschers, der am südlichen Donauufer gebot, zu entgehen und ihm den Zins von Herde und Feld nicht zahlen zu müssen, suchten sich die Geten ein neues Heim jenseits des Flusses, wo ihre Anwesenheit bald durch geschichtliche Zeugnisse festgestellt wird. Wie später der türkische Sultan sich erst der vollständigen Ruhe an der nördlichen Grenze vergewisserte, bevor er sich zu einem grofsen Kampfe auf asiatischem Boden entschlofs, so wollte der junge Alexander, der Sohn Philipps, nur nach Eroberung des Donaugebietes seinen Flug nach den persischen Ruhmgefilden wagen. Aber auch er trat in die Fufstapfen des besiegten Dareios. Alle feindlichen Abteilungen auf seinem Wege zerstreuend, kam er an die Donau; auf dem andern Ufer standen, mit Bogen und Sicheln bewaffnet, die Geten, bereit, ihn nach altthrakischer blutiger Art zu empfangen. Wahrscheinlich in der Gegend von Călăraşĭ, wo die Donau die grofse morastige Insel Borcea bildet, trat Alexander in der Nacht, kleine Fischerfahrzeuge benutzend, auf das linke Ufer, wo auf einem fruchtbaren Felde die reife Saat schon wogte; es wird auch eine „Stadt“ in der Nähe erwähnt, eine be-

1) Thukydides II, §§ 29, 97—98, 100—101.
2) Rösler, Die Geten und ihre Nachbarn. Wien 1864. S. 19.
3) Ebenda S. 20—21.

festigte κώμη. Aber der Feind war nicht mehr zu entdecken; er hatte sich mit Familie und Habe dem allmächtigen Schutze der rettenden Wüste anvertraut, und die traurigen Erinnerungen aus der Perserzeit bewahrten ferner das eigentliche Skythenland vor Überfällen der Kulturvölker.

Als der makedonische König den Boden Europas verlassen hatte, waren seine Befehlshaber an der unteren Donau nicht einmal so glücklich wie ihr Herrscher. Mit den Skythen vereint, errangen die Geten rächende Siege; sie hatten sich in der Zeit der Verteidigungskämpfe besser organisiert, und als aus den Trümmern des grofsen ephemeren Odrysenreiches ein Königreich Thrakien in hellenischer Form für den alten Lysimachos erstand, hatten auch die Bewohner der unteren Donau einen königlichen Führer an ihrer Spitze, den edelmütigen Dromichaites, der die Geten ihre alte Schwelgerei abzulegen lehrte und sie zu einem recht soldatischen, männlichen Leben erzog. Ein solcher Mann durfte nach Ausdehnung seiner Macht durch Zertrümmerung der neuen makedonischen Staatsbildung streben, und die Hellenen vom Pontusufer, die in Empörung ausbrachen, wären mit seinem Regimente mehr als mit dem des Lysimachos zufrieden gewesen. Dieser wollte den Nebenbuhler verdrängen, fiel aber dabei in die Gefangenschaft der Geten, die ihn in ihre Hauptstadt Ἧλις an der unteren Donau — sollte dies nicht der erste Keim sein für die spätere griechische, genuesische und schliefslich rumänische Stadt Χήλη, Chele, Chilia? — schleppten. Dromichaites wufste zu verzeihen, und mit diesem Akte der Grofsmut scheidet er aus der Geschichte [1]).

In diesen Verwickelungen hatte sich die makedonische Macht bereits als geschwächt erwiesen, sie war für die benachbarten freien Völker im Ernste nicht mehr gefährlich. Das Verderben der Geten — wenigstens in der Ebene — wurden vielmehr neue Barbaren, einer anderen Rasse angehörig, die noch in der ganzen Frische jugendlicher Unternehmungslust standen.

Im Beginne des dritten Jahrhunderts, unmittelbar nach dem Feldzuge des Lysimachos, im nächsten Jahre nach dem Tode des makedonischen Königs, brachen wilde Horden von Kelten in die Balkanhalbinsel

---

1) Rekonstruktion, nach Arrian und anderen spärlichen Quellen, in der vortrefflichen Abhandlung von Rösler S. 28ff.



ein [1]). Ein Teil dieser grausamen Gäste traf noch die Triballier und Geten bei ihrem Verteidigungskampfe, schob sie beiseite und bot dem Nachfolger des Lysimachos seine Hilfe an. Es entstand sogar ein keltischer Staat in Thrakien, aber die Thraken vermochten bald ihr Land von den verhafsten Fremden zu säubern, und bei den Geten und ihren Nachbarn wurden die alten Zustände wiederhergestellt [2]).

Schlimmer ging es den Geten, als durch ein anderes eindringendes Volk wieder eine neue Rasse in den Landschaften an der unteren Donau zum Vorschein kam. Von der Weichsel her, durch unbekannte Ursachen vorwärts getrieben, nahmen die germanischen Bastarnen den Weg nach den reicheren südlichen Gegenden. Sie besetzten das spätere „Bessarabien", das tartarische Budjak, zwischen dem Tyras im Osten und dem Pyretos im Westen; sie nisteten sich auch auf den Inseln der Donaumündung ein, und nach der gröfsten dieser Inseln nahmen sie auch den Namen Peucini an. Die ganze Ebene bis zu den moldauischen Karpathen war ihnen untertan, mit all dem, was sich noch vom alten skythischen Volke oder von neueren sarmatischen Mischvölkern darin vorfand. Als starke, kriegs- und beutelustige Barbaren blickten sie sehnsüchtig auf das blühende Thrakien jenseits des Flusses und benutzten jede Gelegenheit, um diesen Boden zu betreten. Die makedonischen Könige, durch die Römer und ihre Verbündeten, die Dardanier, bedroht, verschmähten die Hilfe der gefürchteten Nachbarn nicht, und die Bastarnen kamen bald unter ihren principes, beritten und zu Fufs, um die feindlichen Thraken auszurotten. In den ersten Regierungsmonaten des Perseus — dessen Vorgänger Philipp noch hatte sie gerufen — vollbrachten sie auch das Werk: ihr Lohn war Geld und die Hoffnung auf ein neues und besseres Siedelungsgebiet. Ein unglücklicher Zufall zwang sie endlich, auf dem gefrorenen Flusse ihre Winterquartiere zu suchen [3]).

III. Die Daker. Die Geten waren jetzt nicht mehr die Herren an der Donaumündung. Von getischen Siegen über die Bastarnen unter König Roles oder Oroles sprechen zwar gelegentlich die römischen Schrift-

1) 280 v. Chr.

2) Polybius IV, §§ 45—46. Vgl. Rösler a. a. O. S. 34 ff.

3) Besonders nach Livius XL und XLI. Vgl. Zeufs, Die Deutschen und die Nachbarstämme. München 1837. S. 127 ff.

steller [1]), aber das endgültige Ergebnis war doch ihre Niederlage. Ein Teil von ihnen blieb unter fremder Herrschaft auf dem ererbten Boden sitzen, ja von Tyrigeten, Geten an dem Flusse Tyras (Dniester), ist noch in der Zeit von Strabo, Plinius und Ptolemäus die Rede [2]); sie waren die Feldarbeiter, die Ernährer des kämpfenden, trinkenden oder schlafenden Herrschervolkes. Andere hingegen irrten auf dem linken Ufer der Donau umher, in den Gegenden, wo sie Alexander der Grofse getroffen hatte. Aber der gröfste, tapferste Teil des berühmten thrakischen Volkes, das nicht gewöhnt war, anderen zu dienen, das die Waffen nur für sich selbst trug, ging in die Berge, nach den karpathischen Höhen und Tälern, die ihnen den Hämus, die Wiege ihres Stammes, in Erinnerung bringen mufsten. So entstand, wohl nach irgend einem Klan benannt, die neue Nation der Daken, deren Name bald ruhmvoll bekannt wurde, während der der Geten nur noch in der archaisierenden literarischen Sprache der Griechen ein künstliches Leben führte [3]).

Gleichzeitig mit dem ersten Erscheinen der Bastarnen in Thrakien vollzog sich die Unterwerfung des makedonischen Reiches durch die Römer. Jetzt, konnte man glauben, müfsten die Nachrichten über die Balkan- und Donauvölker reicher und zuverlässiger werden. Das ist aber nicht der Fall: als Makedonien römische Provinz wurde, da brach in Rom das Zeitalter der schweren inneren Kämpfe an, und zur Befestigung der neuen Grenze fehlten deshalb die notwendigen Kräfte. Die Tätigkeit der Römer beschränkt sich auf kleinliche, opportunistische Mafsregeln, zu denen der Augenblick zwang, und dieses politische Schwanken spiegelt sich in der Dürftigkeit der Quellen ab. Bis zur Donau kamen zwar ab und zu die römischen Feldherren, wenn sie rebellische Thraken oder „Sarmaten"scharen verfolgten, aber von einer Festsetzung in dem erworbenen Gebiete war nicht die Rede: nur die griechischen Städte am Pontus mufsten den neuen Herren die gewohnten Steuern zahlen [4]).

Das Pontusufer war aber schon vorher eine Beute der Daken geworden, die Olbia einnahmen und ihre Herrschaft bis nach Apollonia

1) Justin XXXII, § 3.
2) Zeufs S. 280.
3) Daca als Personenname, Zeufs S. 697.
4) Rösler a. a. O. S. 41 ff.

ausdehnten. Bastarnen, „Sarmaten“ oder Skythen hatten sich dem stärkeren Nachbarn angeschlossen, um mit ihm an Plünderungs- und Eroberungszügen teilzunehmen. Im Westen waren diese glückbegünstigten Daken bis zum Saume des finsteren Herzynischen Waldes vorgedrungen, wo sie mit den rätselhaften Anartes in Berührung kamen [1]). Die verschiedenen Klans, deren Namen niemals vollständig erloschen, Costoboci, Buridenses oder Buri im heutigen temeschwarer Banat, Caucoenses in den Karpathen, Cotenses, die an den dakischen König Cotison erinnern [2]), und auch andere hatten sich die Hände gereicht, um ein einziges Reich zu bilden und es zu erweitern. Boirebista — der echte Name lautete wahrscheinlich Burobostes [3]) — war König der Daker, und, wie früher in dem odrysischen Reiche, fand sich neben der *βασίλεια* ein Heiligtum des Monarchen; Deceneus wurde Oberpriester des neuen Kultus, welcher mit einer strengeren Moral, der die grofsen Trinkfeste zum Opfer fielen, verbunden war. Im Süden fand Boirebistas in Thrakien Verbündete und hatte hartnäckige Feinde zu besiegen und zu vernichten, wie die Teurisci und Boii. Den Römern aber ward schliefslich diese neue Organisation des thrakischen Elementes, nördlich von ihrer makedonischen Provinz, doch zu gefährlich, um sie dulden zu können, und in den letzten Jahren seines Lebens hätte schon Cäsar, so heifst es, den Gedanken gehabt, an der unteren Donau das militärische Werk, das ihm am Rheine gelungen war, zu vollbringen: an beiden Grenzen wollte er durch neue römische Eroberungen den langsam vordringenden Germanen einen starken Legionendamm entgegensetzen.

Mit Cäsars Tode loderten aber die Flammen des Bürgerkrieges wieder auf, und die Daker konnten unangefochten die gewonnene Stellung behalten; nur konnten sie, als echtes thrakisches Volk, untereinander nicht im Frieden leben. Teilfürsten bekriegten sich gegenseitig unaufhörlich und führten damit schnell die Schwächung und Zerstückelung des Boirebistaschen Reiches herbei. Sonst hätten die Daker das Triumvirnzeitalter leicht zur Ausdehnung bis an den Hämus benutzen können; doch innerlich gespalten, vermochten ihre Herrscher, Cotyson und die anderen genannten und ungenannten, nur den erbitterten römischen Parteiführern heuchelnd ihre Hilfe anzubieten. Antonius hat

1) Caesar, Bell. Gall. VI, § 25.
2) Ptolemaeus III, § 8, 5.
3) Tomaschek a. a. O. II, S. 15.

sich der Daker bedient [1]; auch der junge Oktavius nahm diese Hilfe an, und man sagte ihm nach, dafs er dakische Verschwägerungspläne nicht verschmähe [2], aber als alleinherrschender Augustus schickte er seine Truppen, nach der Eroberung Pannoniens, gegen die Daker, verjagte sie — wie es vor ihm Crassus getan hatte [3] — aus der thrakischen Ebene, und zum ersten Male erschien ein römisches Heer in Dakien selbst, dessen Bewohner den Forderungen des Siegers nachgeben mufsten [4]. Es scheint sogar so, als ob ein Teil von diesen unruhigen Nachbarn zwangsweise in das Mysenland — so nannte man jetzt das istrische Thrakien — verpflanzt worden sei, um hier als ruhige Landbebauer zu leben. Kurz darauf warf sie eine grofse Bewegung der die Daker mit einschliefsenden Sarmatenwelt von Westen in ihre Berge, und ihre ehemaligen fruchtbaren Felder blieben seitdem im Besitze der Jazygen. Durch diese Jazygen, durch die römischen Besatzungen, wie auch durch die östlich wohnenden sarmatischen Roxolanen und die immer verheerungssüchtigen Bastarnen an der unteren Donau in die Enge [5] getrieben, safsen sie, gleichsam belagert, in der bergigen Landschaft zwischen dem Olt, den Biharbergen und den nordwestlichen Anhöhen, die Siebenbürgen begrenzen; auf dem Kamme der Karpathen hatten sie ihre engen Hirtenwege, die sie durch primitive Befestigungen schützten [6], und nur wenn das Glück ihnen lachte, stiegen sie herab, um sich wieder an dem sonnigen Leben in den breiten Tälern zu erfreuen. In den Tagen des Erfolges hatten sich immer viele gefunden, die die Königskrone des grofsen Reiches tragen wollten; jetzt in dem bescheidenen, ärmlichen Leben gehorchten sie gern alle einem Manne, und in dem beschützten Hatzegtale entstand eine neue Hauptstadt, ein Bollwerk für schwere Tage: Sarmisagethusa mit den hölzernen Mauern.

Der thrakische König Rhemetalkes hatte Tiberius während des grofsen Barbarenaufstandes unterstützt; vom Jahre 46 n. Chr. an gab es aber nur die römische Provinz Thrakien [7]. Als Crassus die Unter-

1) Dio LI, § 22.
2) Suetonius, Octavius § 63.
3) Dio LI, § 23 ff.
4) Monumentum Ancyranum V, 47—49; Dio LIV, § 34, 36.
5) Über die Bastarnen in dem Zeitalter des Augustus s. Dio LI, § 22—23.
6) Jung, Fasten der Provinz Dakien, S. 143.
7) Tomaschek S. 83; Velleius § 112.



werfung des Landes bis zur Donau begann, gab es an den Gestaden des Flusses „Reiche“ der Geten und gemauerte Städte, wovon eine, Genukla, dem „Könige“ Zyraxes gehörend, die eroberten Fahnen des C. Antonius als Trophäen besafs [1]. Durch Ausrottung, Verpflanzung, Ansiedelung von Veteranen wurde dies alles vernichtet, und nur den Dakern, die durch die Donau geschützt erschienen, waren noch etliche Jahrzehnte freien Lebens gegönnt.

Während der Imperatorenanarchie, die nach des Tiberius Tode die Verbreitung der römischen Macht erschwerte, erhoben die gedemütigten Daker ihr Haupt aufs neue und fanden in den durch dasselbe Geschick getroffenen Sarmaten und Bastarnen Genossen bei ihren plündernden Einfällen in das Land rechts der Donau, wo noch keine neuen Bollwerke entstanden waren und wo der während mehrerer Monate vereiste Flufs feindliche Überfahrten mehr erleichterte als verhinderte.

Im beschränkteren Mafse wiederholten sich jetzt die Ereignisse der augusteischen Zeit, wo die hellenischen oder halbhellenischen Bewohner der Seestädte von diesem oder jenem gelungenen Überfalle der „Geten“ bei Trösmis und anderswo zu sprechen wufsten. Einmal, als bald nach den faulen Zeiten des Vitellius, gastronomischen Andenkens, Mösien von seinem Heere entblöfst war, das anderswo zu Bürgerkriegszwecken verwandt wurde, gingen dakische Scharen über die Donau, bemächtigten sich der verlassenen Winterdörfer der cohortes und alae und wollten schon die Legionenlager selbst zerstören, als ein durchziehender römischer Befehlshaber, Mucianus, gerade noch rechtzeitig zu ihrer Verteidigung eilte. Nach seinem Siege wurde der bedrohten süddanubianischen Provinz ein neuer, erprobter Vorsteher gegeben, und, wie gewöhnlich in solchen Fällen, suchten die Daker sich vergessen zu machen [2].

Aber schon unter Titus, dem Sohne und Mitregenten Vespasians, wurden die den Dakern benachbarten Sarmaten wieder unruhig, und ein mösischer General fiel durch ihre Hände [3]. Domitian wollte diese Schmach rächen; Oppius Sabinus, sein Stellvertreter, wurde durch die Barbaren besiegt. Cornelius Fuscus, der nach ihm den „dakischen“ Krieg führte, hatte kein besseres Schicksal, und erst dem dritten der

1) Dio a. a. O.
2) Tacitus, Historiae III, § 46.
3) Josephus, De bello iudaico VII, § 4, 3.

römischen Befehlshaber, Julianus, gelang es, den neuen dakischen König, Dekebalus, „einen würdigen Gegner der römischen Macht“, zu besiegen. Er drang in Dakien selbst ein, und zwar durch die Banatgegenden, errang den Sieg bei „Tapae“, öffnete sich den Weg nach der Eisenpforte der Karpathen und damit den zur dakischen Hauptstadt, und bewog den König, bei dem mit den Germanen in der Nähe kämpfenden Cäsar um Frieden zu bitten. Seine Bitte wurde aber abgeschlagen, denn Domitian hoffte darauf, vielleicht einen wahren dakischen Triumph verdienen zu können. Die germanischen Gegner vereitelten diese übertriebenen Hoffnungen; die westlichen Nachbarn der Daker, die neuen Bewohner des durch Boirebistas eroberten Bojohemum, die Quaden und Markomannen, Vertreter der suevischen Gruppe, besiegten vielmehr den ebenso übermütigen wie charakterschwachen Kaiser. Das römische Heer mufste jetzt einen Angriff der Daker befürchten, und so erhielt denn Dekebalus nun eine Friedensbotschaft. Er trat in die römische Klientel, wie manche von seinen Vorgängern nur in der Stunde der Gefahr; dafür wurde er durch Stipendien belohnt und erhielt auch die verlangte Gnade, dafs er allerlei römische „Kriegs- und Friedensmeister“, die zur Entwickelung seines Volkes und zur Stärkung seiner Macht beitragen könnten, aufnehmen dürfe [1]).

So konnte denn jeder, der „Sieger“ wie der „Besiegte“, triumphieren; jeder bekam durch diesen Frieden, was er dauernd bekommen konnte und wollte.

Nach wie vor blieb aber Dekebalus ein unsicherer Freund; sein Stolz verbot ihm sich dauernd unterzuordnen; es schwebte ihm gewifs bei seinen Befestigungsarbeiten und Unterhandlungen mit den sarmatischen und germanischen Nachbarn, wahrscheinlich auch mit den stammverwandten „Mösen“ jenseits des schützenden Flusses, ein Herrschaftstraum vor, wie er bei Marbod in Erfüllung gegangen war; er fühlte in sich die Kraft, um aus diesen zahlreichen kühnen Mischvölkern, die in seinen Bergen hausten, ein grofses Barbarenreich zu gründen, das von den Römern zwar die Kulturmittel zu entlehnen, um sie gegen sie zu verwenden, aber nichtsdestoweniger die alten Traditionen, den alten Götterkultus, die alte getische Tracht der „braccati“ und „pileati“ und die alte

---

1) Dio LXVII, §§ 6—7, 9, 10; Suetonius, Domitianus § 6; Orosius VII, § 10.



„getische Sprache“, in welcher zum Zeitvertreibe kein geringerer als Ovidius gedichtet hatte, heilig zu bewahren hätte. Zum zweiten Male hegte ein Barbar solche gewaltige Pläne für die Zukunft, und nach ihm ist keiner von den unzähligen βασιλεῖς dieser dunklen, rauhen Welt dazu befähigt gewesen, wenn man nicht bis zu den gotischen Königen des fünften Jahrhunderts hinuntersteigen will. Es wäre, wie zu Boirebistas Zeit, ein einziges Reich von der Hercynia bis zum Pontus und zu der skythischen Steppe gewesen, nur dafs es die Donau als seine südliche Grenze anerkannt hätte und zu der römischen, statt zu der schon verblühenden und erblassenden hellenischen Kultur, in ein Lernverhältnis getreten wäre.

Dekebalus wufste die kurze Zeit, die ihm die Verhältnisse gönnten, vortrefflich zu benutzen. Wo nur ärmliche Dörfer bestanden hatten, errichtete er Steinbauten durch römische, in Sold genommene Architekten; die kaiserlichen Soldaten begegneten nicht mehr halbnackten Barbaren, mit primitiven Waffen ausgerüstet; trotz aller Anstrengungen der Künstler, die für die Trajans-Siegessäule arbeiteten und die edlen Römergestalten sehr in Gegensatz zu den plattnasigen, durch hervorspringende Backenknochen, durch wallendes wildes Haar und die ungekämmten Bärte kennbaren Barbaren zu bringen bestrebt waren, läfst sich doch in den beiden kämpfenden Parteien eine gewisse, durch die entlehnte Kultur bewirkte Ähnlichkeit nicht verkennen. Das Volk des Dekebalus ging einer grofsen Entwickelung entgegen, als ein neuer, durchweg militärisch gesinnter Cäsar diesem gefährlichen Zivilisationsprozesse Einhalt tat.

Trajan, ein Hispanier von Geburt, kein verweichlichter Hauptstadtparadekrieger, wurde von dem alten Nerva als Sohn und Nachfolger adoptiert. Als er in dieser Eigenschaft proklamiert wurde, befehligte er die Legionen in Germanien, und seine reichen Erfahrungen mufsten in ihm die Überzeugung wecken, dafs das bisher gültige System der offenen Grenzen, der wüsten Plünderungszone, nicht mehr beizubehalten war [1]), wenn nicht die wichtigsten Interessen gefährdet werden sollten. Als Ziel seiner künftigen Regierung setzte sich dieser Wiederhersteller kriegerischer, stolzer und ruhmvoller Zeiten die Befestigung der Grenzen: am Rheine wie an der Donau, die dann durch eine Militärstrafse verbunden werden sollten [2]). Er begann sein schwieriges Werk noch bei Lebzeiten seines Adoptivvaters, kam bis zur Donau, legte neue

1) Dio, LXVIII, 3.

2) Jung, Römer und Romanen, S. 16, Anm. 2.

Strafsen an, errichtete oder verstärkte die Verteidigungslinie der Kastelle und hölzernen burgi und machte auf diese Art einen Überfall seitens der Daker fast zur Unmöglichkeit.

Nach Nervas Tode blieb Trajan nur kurze Zeit in Rom. Aber keine dringende Gefahr war es, die ihn nach der Donaugrenze berief, Dekebalus hatte sich keiner beleidigenden Unternehmung erkühnt; er blieb nur der immer Unzuverlässige, wie die Römer sein ganzes Volk jederzeit als unzuverlässig betrachteten. Diese Daker konnten sich, dachte man, zu jeder Stunde wieder als Feinde entpuppen, und der Kaiser meinte mit Recht, dafs ein dauernder Friede an dieser wichtigen Grenze wohl die Anstrengung einiger Jahre und das Opfer etlicher tausend Menschenleben wert wäre. Übrigens waren die Daker nicht sehr zahlreich; hier war nicht von einer sich immer erneuernden Feindesfront wie bei den Germanen die Rede; die thrakische Rasse hatte ihre grofse geschichtliche Rolle schon ausgespielt; die meisten lebten hoffnungslos unter dem harten römischen Joche, und wenn zur Bekämpfung dieser Völkerreste in den Karpathen einige Anstrengung gemacht worden wäre, hätte das Reich eine viel leichtere Stellung gegenüber den Germanen gehabt. Wenn die Daker in jedem beliebigen Winter in Mösien sengend und brennend erscheinen konnten, war es da möglich, vor den Mösiern und ihren unterworfenen Verwandten sich vollständig sicher zu fühlen und das Werk der Romanisierung zuversichtlich zu verfolgen?

Der erste Krieg mit den Dakern begann im Frühling des Jahres 101, im ersten Jahre eines neuen Jahrhunderts. Der Zweck ist einleuchtend genug: Trajan wollte nördlich von Mösien eine Provinz Dakien, mit oder ohne einheimische Könige und Fürsten, errichten. Und die Feindseligkeiten wurden im Jahre 102 nicht abgebrochen, ehe das Ziel erreicht war.

Der Vorwand zum Kriege ist uns unbekannt [1]). Vielleicht glaubte Trajan, dafs ein solcher gegen treulose Barbaren gar nicht nötig wäre. Er brach von dem blühendsten, völlig gesicherten Teile Mösiens, von Viminacium an der Donau, auf, überschritt den Flufs und fand sich in den banatischen Gegenden, wo keine Strafse und, nur durch Pfade verbunden, kleine dakische Ortschaften bis zum Bergpasse des Eisernen

1) In dem „Panegyricus des Plinius“ ist mit keinem Worte von einer dakischen Verwicklung die Rede.



Tores zu finden waren. Die Feindseligkeiten entwickelten sich in der hierorts jederzeit, bis zur jüngsten Vergangenheit, üblichen Weise. Die einfallenden Römer finden keinen Weg, keine Lebensmittel, keinen Feind: von weitem sieht man nur gelegentlich, wie sich die unbewaffnete Bevölkerung in die schützenden Berge flüchtet und auch ihre Herden mitnimmt. Aber in der Nacht, bei dem Durchzuge durch enge Pässe, oder während der schweren Arbeit des Baumfällens im Walde und der Strafsenanlage durch einzelne Abteilungen, erscheinen plötzlich die einheimischen Krieger, die alles durch unsichtbare Spione genau beobachtet und in dem Dickicht die Spuren der Fremden verfolgt haben. Kleine Römerkorps verschwinden plötzlich, um in den Qualen eines langsamen Brandes durch Fackeln, die durch erbitterte Barbarenfrauen gehandhabt werden, zu sterben, und auf der hölzernen Umzäunung der Pfahlbauten und Befestigungen treffen die Legionäre und die ihnen helfenden Germanen und Sarmaten abgeschlagene Köpfe, die an einen Kriegskameraden oder Freund erinnern. Nur einmal bei Tapae — der Pforte zur Hauptstadt, die jenseits des Gebirges ängstlich auf den Ausgang des Ringens harrt, — ward, wie gewöhnlich zwischen Römern und Dakern, eine Schlacht geschlagen, die bei den römischen Geschichtschreibern als eine sehr blutige — das klingt wie ein verschleiertes Geständnis der Niederlage — bezeichnet wird.

Vielleicht deshalb mag der Kaiser seinen Marsch unterbrochen haben, aber beim Abzuge liefs er ein bleibendes, für die Zukunft nützliches Zeichen seines Wirkens zurück: das vom Walde gelichtete, auf Strafsen befahrbare Land. Es ist sehr wohl möglich, dafs im Winter [1]) darauf die den Dakern verbündeten Sarmaten auf den Rossen der Wüste der Provinz Mösien einen Besuch abgestattet haben. Jedenfalls war die Rückkehr der römischen Truppen für das folgende Jahr [2]) gesichert. Durch kleinen Krieg, durch Razzias der berittenen Auxiliarien, die sich für die Bekämpfung der ihnen gut bekannten Daker besonders geeignet erwiesen, durch plötzliche Überfälle der Bergdörfer, wo die Schätze des Königs und die Mitglieder seiner Familie versteckt waren, war mehr als durch schöne, regelrechte Schlachten zu erringen. Ohne für seine Hauptstadt fürchten zu müssen, war Dekebalus dennoch durch den hartnäckigen Kampf des Kaisers so geschwächt, dafs er sich den römischen Bedingungen unterwarf.

1) Wie Cichorius, Die Reliefs der Trajanssäule II (Berlin 1896), annimmt.
2) 102 n. Chr.

Kein ruhmsüchtiger Prahler im hellenischen Sinne, hatte er, der kluge Barbar, vom Anfange an schon durch allerlei Botschaften von haarigen und koiffierten Dakern — comati und pileati, heifst es in der Sprache der Archäologen —, durch Indianerlisten und gefährliche Drohungen, wie die der Skythen gegen Dareios — einen Frieden gesucht, der ihm zur Sammlung der Kräfte und Ausbreitung seiner Macht dienen sollte. Aber was er versprach, war für Trajan ungenügend und wurde mit Verachtung zurückgewiesen; wozu er sich schliefslich verstehen mufste, war nichts anderes als was der Kaiser von dem Kriege erwartet hatte: Dekebalus wird die Werkmeister, die römischen Waffen und die Gefangenen zurückgeben und die Überläufer nicht mehr zu sich locken; die Befestigungen werden geschleift; das von ihm okkupierte Land — jenseits der Karpathen [1]) — wird abgetreten; er wird keine anderen Freunde und Feinde kennen als die Römer, d. h. sich von jedem sarmatischen oder germanischen Bündnisse fern halten. Auf den Knieen vor seinem Sieger, versprach Dekebalus, die schlauen Augen zu Boden gesenkt, dies alles heilig zu halten, und noch etwas, was alles andere an Demütigung übertraf: in Sarmisagethusa war fortan ein römisches Lager zu dulden, und die im Lande neuerrichteten *φρουραί*, praesidia, hatten über die Treue des dakischen Königs zu wachen. So war er eigentlich kein rechter König mehr, aufser in den Herzen seines tapferen Volkes: äufserlich war er nur ein geduldeter Vertreter der Besiegten, von Ehren umgeben und der Macht beraubt, eine Art indischen Rajahs, der sich grofsartig — „kaiserlich" — nach den Vorschriften des einfach gekleideten und betitelten britischen Offiziers, der ihm zur Seite steht, zur Täuschung des eingeborenen Volkes, bewegt [2]).

Für den Sieger war Dakien eine römische Provinz, mit einheimischer, eigener Regierung. Um die militärischen Verbindungen zu sichern und sie zu erleichtern, liefs er den Bau einer kostbaren, für diese Zeit grofsartigen Brücke über den Strom in Angriff nehmen. Der pons Traiani, ein Werk des berühmten Architekten Apollodorus von Damaskus, verband aber nicht die Donauufer in der Gegend von Viminacium. Diese Bergroute betrachtete der Kaiser vielleicht nach den ge-

1) ἡ χώρα ἡ ἑαλωκυῖα.

2) Dio LXIII, 6ff. Vgl. die Bearbeitung derselben Quelle durch Petrus Patricius, S. 123.



machten Erfahrungen als ungeeignet, und um seine Truppen in das Innere Dakiens zu werfen, schien ihm ein Weg in der Ebene unter den Höhen des walachischen Oltlandes bequemer. Hier hatte er auch, was dort fehlte, einen Brückenkopf auf dem linken Ufer in Drobetae, das gewifs von den Römern in älteren Zeiten, unter den Flaviern wahrscheinlich [1]), gegründet worden war.

Es kommt noch etwas hinzu, was diese Wahl erklärt: auf dem Flusse kreuzten die kleinen Fahrzeuge der mösischen Flotille, und in den westwärts von Turnu-Severin gelegenen Katarakten, die bis zu unseren Tagen ihren alten gefährlichen Ruf behielten, wäre für ihre zweckmäfsige Verwendung in Zeiten der Gefahr ein starkes Hindernis vorhanden gewesen. So wurde denn der Punkt, wo heute die regelmäfsig erbaute, freundliche rumänische Stadt Turnu-Severin in dem breiten Strome sich spiegelt, zur Überbrückung gewählt. Bald diente die Brücke nicht nur dem gewöhnlichen militärischen und administrativen Verkehre: im Jahre 105 brach der Krieg mit Dekebalus von neuem los, und zwar war dies der letzte, den der tapfere König und sein Volk bestehen sollten.

Dekebalus, der in der Erbauung der Brücke ein Zeugnis für seine Demütigung und sein Abhängigkeitsverhältnis erblicken mufste, hatte seit dem Abzuge des Kaisers seine Zeit nicht unbenutzt gelassen. Dakische Boten gingen wie früher zu den befreundeten Nachbarn, um sie zu einem grofsen Verteidigungs- und Verdrängungskampfe unter seine Fahnen und fliegenden Drachen zu rufen. Selbstverständlich besafs er die Waffen, die ihm Römer verkauft oder gefertigt hatten, noch; die metallenen Schilde, die Schwerter, wie auch die Maschinen, die sich verbergen liefsen, waren nicht zurückgegeben worden, und wer konnte denn die von ihm aufgenommenen Deserteure ausfindig machen, wer von seinen römischen Beaufsichtigern hätte sich getraut die undurchdringlichen Wälder zu betreten, um zu erfahren, ob die Holz- und Steinburgen zerstört oder, im Gegenteile, ergänzt und neu befestigt wurden? Da klagten die Jazygen in Rom, dafs während der Kriegsvorbereitungen des unversöhnlichen Dakers ein Stück von ihrem Lande verloren gegangen wäre, Grund genug, um durch eine feierliche Erklärung des Senates den Dekebalus als hostis

---

1) Tocilescu, Monumentele museuluĭ din Bucureştĭ I, S. 105, Anm. 2. mit falscher Auslegung.

zu bezeichnen. Und, weil die Zeit drängte, und die Nachrichten von der grofsen Völkerverschwörung sehr beunruhigend klangen, brach der Kaiser eilig auf, bestieg sein Schiff in Ankona [1]), und war bald wieder an der Donau.

Der zweite dakische Krieg gleicht dem ersten, nur dafs während der zwei Jahre 105 und 106 gröfsere Anstrengungen gemacht werden mufsten, um das Ziel zu erreichen. Vor sich fand Trajan zuerst die oltenischen Gegenden, durch die er bis zum Vulkan- oder zum Rothenturmpasse vordrang, ohne anderen Leuten zu begegnen als Vorrat bringenden und fufsfällig um Schonung bittenden ehemaligen Untertanen des Dekebalus. Um einen Weg nach Siebenbürgen zu gewinnen, liefs Trajan eine Strafse durch die Karpathen anlegen, und, sobald ihm der Zugang freistand, richtete er seinen Marsch nach der dakischen „Hauptstadt“. Es war wahrscheinlich keine andere als die alte Sarmisagethusa: in den Reliefs der Trajanssäule, die, soweit man sie nach Erzählungen und Skizzen in Rom erraten konnte, wahrheitsgetreu sind, sieht man, in Marmor tief und schön eingegraben, lange Kämpfe zwischen Römern und Dakern vor einer grofsen, mit stattlichen Steinmauern umgebenen Stadt, und ein solcher militärischer Bau konnte nicht von heute zu morgen durch wunderbare Hände, deren Arbeit den römischen Offizieren, die im Lande befehligten, verborgen geblieben wäre, entstehen. Es war im Gegenteil viel leichter, durch eine dakische Verschwörung den Vertreter des Kaisers von Sarmisagethusa zu verjagen, oder in einem Aufruhr mit seinen Soldaten zu töten, und noch einmal nach der starken, langsam nach römischem Muster eingerichteten Festung den Hauptsitz der Verteidigung zu verlegen. Abermals zischten die Drachen, unter denen die Schützen und Sichelträger des Dekebalus zu kämpfen gewohnt waren [2]), auf den verstärkten Mauern der „getischen“ Königsstadt [3]).

Wie im ersten Kriege die Schlacht von Tapae, war in dem zweiten die Belagerung und Einnahme Sarmisagethusas das glänzendste, obgleich nicht das nützlichste Ereignis. In der öden Landschaft unter der Cetatea Colţuluĭ, in den Hatzeger Bergen, wo bis heute „keine

1) Nach Cichorius und gegen Benndorf, Monument von Adamklissi Wien 1895.

2) Vgl. Ammianus XVI, § 12.

3) S. die entgegengesetzte Meinung bei Cichorius II, 40.



Dörfer oder Wohnungsgruppen bestehen", und, wenn der Hirte vor dem Kriege sich flüchtet, nur verlassene Strohhütten in der grandiosen Natur zu finden sind, wimmelte es wieder, nach langwierigem, schwerem Felsenklettern, von Zelten, Schildern und Fahnen, die die heilige Person des Cäsars umgaben. Dekebalus tat alles mögliche zur Rettung seiner Hauptstadt; er hatte gewifs schon längst, als er die Annäherung des Feindes erfuhr, seine ersten Forderungen, worin die Abtretung des Landes bis zum Istros [1]) enthalten war, fallen gelassen, aber zur Anerkennung der bisherigen Abhängigkeit und der noch schlimmeren Übergabe auf Gnade und Ungnade, wollte er sich nimmermehr verstehen. Bis zum äufsersten wurden die Mauern verteidigt, und als alle Hoffnung geschwunden war, schlich sich der König durch geheime, ihm wohlbekannte Bergpfade fort, in das Innere des Landes, wo andere Krieger seiner Befehle harrten. Die stolzen pileati aber, die er in der Festung wie in einem Gefängnisse verlassen hatte, fanden in dem heiligen Gifte eine unverschliefsbare Pforte zur Freiheit.

Durch Dekebalus und sein in der Ferne auftauchendes Hirtenheer begann der Kleinkrieg von neuem, und wieder mufsten Kavallerieabteilungen die Walddickichte, die engen Täler und Klüfte durchsuchen, in wilder, höchst gefährlicher Menschenjagd. Das dauerte lange, aber der Kaiser war unermüdlich; um neue dakische Feldzüge zu verhindern, mufste ihm Dekebalus als gedemütigter Gefangener oder als Toter vor das Antlitz gebracht werden. Das gelang endlich: irgendwo, in dem Lande der einsamen Felsen, wurde er mit seinen flüchtenden Smala und seinen zwei Kindern getroffen, und die sonst hilfreichen Berge zeigten ihm keinen Ausweg mehr. Den fand er aber — konnte ein dakischer König anderes tun? — in dem altgebräuchlichen Selbstmorde des Besiegten: die römischen Jäger fanden ihn am Boden liegend, durch einen tiefen Schnitt am Halse vor weiterer Schmach gerettet, und sie konnten nur seinen schönen, energischen Kopf, durch dessen schmerzliche Züge der verklärende Ausdruck der vollbrachten Pflicht leuchtete, dem triumphierenden Kaiser, dem „Imperator zum vierten Male", als Trophäe zu Füfsen legen. Es gab kein Dakien mehr, und Rom konnte im Herbste des Jahres 106 einen Dacicus anderen Schlages, als Domitian es gewesen war, feiern.

1) τήντε χώραν μέχρι τοῦ Ἴστρου κομίσασθαι (Dio).

Dabei drohte übrigens nicht nur von einer Seite Gefahr, denn die Bemühungen des Decebalus, Verbündete zu finden, waren nicht erfolglos geblieben. Die benachbarten Barbaren, d. h. die Sarmaten, wufsten, dafs er der stärkere und klügere war und fügten sich deshalb seinen Wünschen. Roxolanen mit langen, krummen Säbeln und Bogen bewaffnet, in enge Mäntel und faltige braccae eingehüllt, auf dem lockigen Haupte eine kleine, runde Mütze tragend, drangen in die heutige Dobrudscha ein. Es bedurfte eines längeren, wechselvollen Ringens, um die bärtigen Barbaren zu bändigen, und viele unbekannte blutige Schlachten wurden neben den sarmatischen Ochsenkarren — Ducunt sarmatici barbara plaustra boves — [1]) geliefert. Aber als dies alles vorüber war, errichtete, durch das Beispiel des Kaisers ermutigt, wahrscheinlich der mösische Befehlshaber und Sieger mit Hilfe der ihm zur Verfügung stehenden zahlreichen Soldatenhände und weniger unerfahrener Künstlermeifsel das grofse Denkmal von Adamklissi, und zwar neben den Verteidigungswällen und in der Richtung auf Tomi, die „Metropolis der pontischen Städte" [2]): nicht weit davon wurde eine Siegesstadt, ein lebendes Tropaeum Traiani, durch die Bemühungen desselben Offiziers geschaffen, und der Kaiser vergafs seinerseits nicht, an der nämlichen Stelle der im Kriege gefallenen Soldaten zu gedenken [3]).

II. Die römische Provinz Dakien und die östliche Romania bis zur Teilung des Reiches.

I. Errichtung der Provinz Dakien. So war denn die ganze illyrisch-thrakische Welt unter die römische Herrschaft gekommen. Bis zu den Sarmaten waren die römischen Waffen vorgedrungen, und diese selbst waren vorläufig keine ernstlichen Nebenbuhler des römischen Reichs. Auf der anderen Seite schienen die Germanen zu ruhigem Nachbar-

1) Ovidius, Tristia. Elegia X, 34.
2) Tocilescu, Neue Inschriften aus der Dobrudscha. Wien 1884. S. 4.
3) Das Monument von Adamklissi. Siehe oben S. 9.

leben geneigt; Trajan konnte sich nach seinen dakischen Erfolgen völlig den asiatischen Kriegen zuwenden, die ihm neue Ehren und dem römischen Staate eine Sicherung der dortigen Grenze einbrachten. Darum vergaſs er aber die Konsolidation der neuen Verhältnisse nördlich vom Hämus nicht.

Mösien schien ihm durch die Donau gehörig begrenzt zu sein, und aus der neuen thrakischen Eroberung bildete er eine neue Provinz, welcher — der einzige Ehrenlohn für die harten Kämpfe der Besiegten — der ehrliche Name der Daker als Bezeichnung gegeben wurde. Das römische Dakien ging so weit wie die römischen Krieger die Barbaren unterworfen oder ausgerottet hatten: es erstreckte sich bis zu den Bergen der Sarmaten: westlich davon in der Theiſsebene, saſsen die Jazygen, östlich in der russischen Steppe mit ihren walachischen Fortsetzungen die Roxolanen. Das Dakerreich war eine Bergfestung gewesen; Gebirge gaben auch die Grenzen für die neue Provinz her. Mit Mösien hing sie in dem Punkte zusammen, wo neben der Brücke die Bergketten des linken und rechten Donauufers sich bei den Katarakten von Orsova unter den Wellen des Flusses, der das felsige Hemmnis nicht zu beseitigen vermocht hat, die knorrigen Hände reichen. Um sich aber der „muntenischen“ fruchtbaren Felder jenseits des Olt zu versichern und eine östliche Grenze gegen die Ebene zu haben, wurde eine befestigte Straſse dem Wasser entlang erbaut. Andere Straſsen folgten in dem heutigen Siebenbürgen dem Laufe der gröſseren Flüsse: dem Olt, Maros und Samos, welch letzterer mit dem Maros durch die Straſse von Apulum (Karlsburg) bis nach Napoca (Klausenburg) und weiter bis zu dem entlegensten Vorposten, Porolissum (Mojgrád), in Verbindung stand. An der Donau wurden die alten mösischen Kastelle verstärkt und neue, in Oescus (Gigen), Ratiaria (Arčer), Nicopolis ad Istrum, an der Mündung der kleineren südlichen Nebenflüsse der groſsen Wasserader, als „ulpische“ Schöpfungen errichtet, während in ganz Illyro-Thrakien, um die Romanisierung des Landes durch Verdrängung der barbarischen Überreste wie auch des hellenischen Einflusses von Makedonien und dem Pontus her schneller herbeizuführen, zahlreiche neue Gemeinden, mit meistenteils militärischen Bewohnern, Veteranen und Veteranenfamilien, entstanden: Remesiana (bei Nisch), Ulpiana, Pantalia, Serdica (Sofia), Traianopolis, Plotinopolis, Anchialos am Meere, Nicopolis ad

Mestum, Beroe [1]). In Pannonien und Thrakien bildeten sich zugleich ganz neue Zustände [2]).

Im eigentlichen Dakien war nicht so sehr von einem Sprachkampfe wie in den schon vorher eroberten Gebieten, als vielmehr von einer Ersetzung des ehemaligen autochtonen Elementes die Rede. Wenn man von den 200000 Soldaten Boirebistas erzählt [3]), müssen wir dies entweder für eine starke Übertreibung des Erzählers halten, oder annehmen, daſs dabei die sarmatischen und germanischen Verbündeten des dakischen Königs eingerechnet sind. Zweimalhunderttausend Krieger: das gäbe für das ganze Volk eine Zahl von mehr als einer Million, und, wenn man nun bedenkt, daſs die Dakier nur einen Teil von Siebenbürgen und den walachischen Bergen bewohnten und daſs viel später, etwa im 18. Jahrhundert, die dortige Bevölkerung diese Zahl trotz aller Kolonisationen und eines blühenden Städtelebens kaum überschritt, so muſs die Angabe eine gewaltige Übertreibung enthalten. Das ganze dakische Volk konnte kaum mehr als 100000 Seelen zählen: der Hirte braucht viel Land, und dieses Land, selbst mit dem von den walachischen Weideplätzen gebildeten Anhange, war sehr eng. Es kam dazu, daſs das Volk in erbittertem Kampfe gegen Trajan eben fünf Jahre lang fast mit dem Tode gerungen hatte: die Männer waren in den Schlachten vor einem überlegenen Gegner dahingesunken, dem Siege waren Metzeleien gefolgt, die Dörfer längs des Weges, den die Römer gezogen waren, standen in Flammen, und wir wissen aus dem Vorfalle in der Kirishöhle während des Getenkrieges des Crassus, daſs die Römer in solchen Fällen gar nicht zart mit den Verteidigungslosen umgingen. Wie man das so oft auf der Siegessäule im Bilde trifft, gingen endlich ganze Scharen von Besiegten, die in ihrem Vaterlande nichts mehr als den verhaſsten römischen Ansiedler sahen, zu den sarmatischen Nachbarn über, um hier frei zu leben und sich gelegentlich rächen zu können: aus den zerstörten Dörfern retteten sich obdachlose Frauen und Kinder und suchten, gegen die Härte des Klimas und die Gefahren des Weges ankämpfend, ein

1) Jireček, S. 12. De la Berge, Essai sur le règne de Trajan. Paris 1877. S. 62 ff.

2) De la Berge a. a. O.

3) Dierauer, Beiträge zu einer kritischen Geschichte Trajans. Leipzig 1868. S. 64.

neues Heim bei den hilfreichen, oft verschwägerten Barbaren. Übrigens war dies auch eine Notwendigkeit geworden, da in dem langen Kriege die Lebensmittel aufgezehrt worden waren. Und jedenfalls kann eine im dakischen Sinne bevölkerte Provinz, das heifst eine von Hirten durchzogene, nicht ohne weiteres auch als eine nach römischer Anschauung bevölkerte gelten, die Städte und Ackerbau treibende Dörfer enthält. Wenn Gallien durch Cäsar in einem solchen Zustande erobert worden wäre, würde es keinen derartigen Zuzug fremder Kolonisten gebraucht haben, weil dort das barbarische Leben um viele Stufen höher stand; hier mufste man im Gegensatz dazu das Land erst wirtschaftlich heben, und dazu war das spärliche, zurückgebliebene, einheimische Element weder zureichend noch fähig.

Die neuen Kulturelemente strömten aus allen Gegenden des riesigen Reiches herbei, je nachdem sie Lust zur Festsetzung unter diesem neuen Himmel fühlten. Es war soeben die Zeit gekommen, wo die verschiedenen Nationalitäten, die unter dem Szepter der Cäsaren lebten, ihre Vorurteile und die sie absondernden Überlieferungen abzustreifen begannen und sich dieses allgemeine römisch-griechische Medium bildete, das die gleichzeitige rasche Verbreitung des Christentums — einer neuen, nicht nationalen, Religion für die neue aufkeimende internationale Welt — ungemein befördert hat. Über eine solche Verpflanzung von allerlei Völkerelementen haben wir allerdings keine genaueren Nachrichten, weil die Kolonisation Dakiens durch eine derartige Einwanderung als ein Unikum in der römischen Geschichte dasteht [1]. An dem südlichen Donauufer, in Illyrien, um die örtlich und zeitlich näheren Gegenden in Betracht zu ziehen, wurde vorher die Romanisierung nur durch Beamte und besonders durch Soldaten betrieben; nach der dimissio erhielten die Veteranen herrenlose, dem Fiskus zugefallene Länder, in der Nähe der canabae, wo sie so lange unter den Waffen gestanden hatten, oder auch nicht selten in entlegenen Landschaften, wo das verfügbare Land gröfser und blühender war [2]; viele von den kleineren Zivilbeamten würden sich nur schwer von den ihnen vertrauten Orten, wo sie oft Familienverbindungen angeknüpft hatten, haben trennen können: so blieben sie zurück und wurden dauernd Einwohner der Provinz, an deren Regiment sie teilgenommen hatten. Das geschah

1) Vgl. aber Const. Porphyr., De adm., § 29.
2) Jireček a. a. O. S. 12.

selbstverständlich auch in Dakien; aber aufser den fremden Arbeitern in den Bergwerken, die, wie üblich in collegia organisiert, das Gold und Salz aus der harten Erde gruben, wurden hier auch andere Fremde durch Verheifsungen und Verlockungen in dieses entfernte Vorpostengebiet des römischen Reiches gebracht. „Nach der Unterwerfung Dakiens", schreibt Eutropius, „versetzte Trajan dorthin aus der ganzen römischen Welt eine ungeheuere Menge von Menschen, um die Felder zu bebauen und die Städte zu bewohnen" [1]). So kamen aus Italien, wo Leute genug ihres Glückes harrten, oder aus den Legionen als ruhige, fleifsige Ackerbauer und Handwerker verschiedener Berufsarten oder als müssige Conquistadoren und Goldsucher Gallier, Asiaten, Ägypter — um nur diejenigen aufzuzählen, die auf den steinernen Denkmälern ein Zeichen ihrer Anwesenheit hinterlassen haben. Für sie, das bunte Völkergewirr, das nur in der lateinischen Sprache der Herrscher — so wie sie von ihnen gesprochen wurde — ein Bindeglied besafs, wurden durch die Hände der niemals untätigen siegreichen Soldaten Städte, die ersten wahren, unbefestigten und keinen militärischen Zwecken dienenden Städte gebaut, und es entstanden in dieser schönen wilden Landschaft, deren Erde das vergossene Blut kaum eingesogen hatte, blühende Ansiedelungen, als municipia auf der Stätte alter verbrannter Dörfer oder als neugeschaffene kaiserliche Kolonieen. Aufser den zahlreichen Ansiedlungen an den Flufsübergängen, den militärischen Posten, den zahlreichen davae der dakischen Hirten, in denen die Vergangenheit noch fortlebte, entstanden Städte wie Ulpia Traiana, das aus seiner Asche wiedererstandene Sarmisagethusa, Apulum, wo der vir consularis, der den Kaiser vertrat, residierte, Potaissa, zuerst nur Militärlager, Napoca, Porolissum — diese lagen der grofsen Landstrafse entlang — Ampelum, Brucla, wohin man neben anderen Bergarbeitern die Pirustae aus Dalmatien berufen hatte, und Tierna (Zerna). Es fehlte weder an Thermen — wie zu Germisara —, wo man den Nymphae salutares, die Genesung spendeten, opferte, noch an Tiergärten und Villenkolonieen in den neben den Städten befindlichen vici. Freilich mit Ausnahme derer, die in keiner gröfseren römischen Ansiedelung fehlen durften, sah man in der neuen Provinz, trotz ihres Reichtums, stolze öffentliche Gebäude noch nicht: für deren

1) VIII, § 3: Traianus, victa Dacia, ex toto orbe romano infinitas eo copias hominum transtulerat, ad agros et urbes colendas.



Aufführung wäre ein längeres ruhiges Leben notwendig gewesen. Doch angenehm zu leben, bequeme schöne Steinhäuser zu bewohnen, den Fuſs auf künstliche Mosaiken zu setzen, hübsche Standbilder vor Augen zu haben — das verstanden die reichen dakischen Kolonisten ebenso gut wie ihresgleichen in anderen Provinzen. Nach wenigen Jahren schon war die Provinz Dakien mit Städten besetzt, auf Feldern und Hügeln prangten Kornähren und Weinreben als Lohn für eine hier ungewohnte Arbeit und dem Schöpfer dieser neuen Kulturstätte, dem noch lebenden und herrschenden Kaiser Trajan zu Ehren ward eine Gedenkmünze geprägt [1]). Aber vollständig ruhten hier die Waffen doch nur selten, und in den besten Zeiten behielt die Eroberung Trajans — wie vordem die griechischen Städte am Pontus, mit denen jedoch Dakien nicht in direktem Verkehre stand — den Charakter eines bedrohten Vorpostens; ihre Städte beherbergten den nachbarlichen Barbaren, der morgen schon als Feind auftreten konnte. War ihre Zahl auch nicht groſs, so waren doch auch Daker in dem ihnen Jahrhunderte lang gehörigen Lande zurückgeblieben, und, um die Gefahr fern zu halten, um eine Überrumpelung zu verhüten, zwang Rom ihre Söhne, von deren Treue niemand überzeugt war, in der weiten Ferne, in Britannien, gewöhnlicher in Afrika, unter den kaiserlichen Fahnen, in Vexillationen und Kohorten, die den rühmlichen dakischen Volksnamen — Daci, Dacisci, Dagi — behielten, zu dienen, und beinahe immer blieben diese abgerissenen Zweige dort, wohin sie der Wind getrieben hatte. Die in der Fremde lebenden Daker, die während der Kriege Ausgewanderten und die, bis zu denen selbst nach ihrer späteren systematischen Ausbreitung die römische Macht niemals gedrungen ist, tobten unaufhörlich an den natürlichen und künstlichen limites [2]), und zwar um so eifriger, je mehr die vorschreitende Kultur ihre Beutelust weckte. Unter Commodus muſsten die römischen Befehlshaber sogar eine Verpflanzung vornehmen: zwölftausend von solchen *Δάκοι πρόσοροι* wurden als Besiegte in der Provinz, die sie als Feinde hatten betreten wollen, angesiedelt, und erst in dieser späteren Zeit brach die Hartnäckigkeit des dakischen Bauernklans zusammen; man konnte ihnen Frieden gewähren, nachdem sie feierlich

1) De la Berge S. 60.

2) Über den limes s. Karl Torma, A limes dacicus felsö. Budapest 1880.

versprochen hatten, einen vierzig Meilen breiten öden Landstrich zwischen ihren Dörfern an der Theifs und der Provinzialgrenze zu lassen [1]). Die legio XIII gemina, deren Eintreffen in Dakien — sie kam aus Pannonien — mit den Eroberungskriegen zusammenfällt, hatte andauernd genug zu schaffen, um die Schöpfung Trajans zu erhalten und zu erweitern.

II. Kaiser Hadrian. Das Andenken Hadrians wird, soweit Dakien in Frage kommt, durch die bekannte Erzählung Dios, dafs er aus Neid für seinen Vorgänger und Adoptivvater die grofsartige Schöpfung des Apollodorus — den er übrigens umbringen liefs [2]) — bis an die Pfeiler zerstört hätte, besudelt. Aber gewifs nur ungerechter Weise. Dazu brauchen wir nicht auf die offiziellen Lobpreisungen und Bauwerke, die in Dakien unter seiner Regierung errichtet wurden, zu verweisen; eine so sinnlose Behauptung wie diese fällt nicht durch bedeutungslose Tatsachen, sondern durch ihre eigene Haltlosigkeit. Hadrian war ein guter Kenner der Donaulandschaften, unter Domitian hatte er als Offizier in Moesia inferior gedient, so dafs ihm die damals den römischen Waffen zugefügte Schande lebhaft in der Erinnerung haften mufste [3]). In dem Kriege gegen Dekebalus hatte er Kaiser Trajan sogar begleitet, als moralisch verdächtiger Freund, und hatte dabei aus eigener Anschauung die Schwierigkeit des grofsen Eroberungswerkes viel zu gut kennen gelernt, um an dessen Vernichtung kleinlicher, unwürdiger Motive wegen denken zu können. Man beschuldigt ihn dazu, an eine Verschenkung der blühenden Provinz gedacht zu haben: dazu hätte nur ein verzweifelter Krieg gegen die benachbarten Barbaren einen passenden Vorwand gegeben, und statt einem solchen zu begegnen, erfahren wir nur von einer lärmenden Unzufriedenheit des Königs der Roxolanen an der östlichen dakischen Grenze; der Kaiser kam selbst nach Mösien, als Beschützer, nicht als herostratischer Zerstörer, ergänzte dem Barbarenkönige sein, wie er vorgab, „abgenagtes“ Stipendium, und legte, um in der Zukunft die Provinzialen solchen Sarmatengelüsten nicht ausgesetzt zu wissen, das Regiment in die starken Hände des Turbo, der gleichzeitig die Verwaltung Pannoniens bekam [4]). Unter der nachfol-

1) Dio LXXII, § 3.
2) Dio LXIX, § 4.
3) Spartianus, Hadrian.
4) Spartianus a. a. O. §§ 5—7; Orosius VII, c. XIV.

genden Regierung des Antoninus werden Germanen- und Dakierkriege erwähnt, aber nur flüchtig und so, dafs man der Überlieferung wesentliches Gewicht nicht beilegen kann [1]. Unter den Dakiern der Erzählung des Capitolinus, des kaiserlichen Biographen, mögen vielleicht die uns schon bekannten freien Daken, *Δάκοι πρόσοροι,* die Unversöhnlichen, zu verstehen sein.

III. Die Germanen an der dakischen Grenze. Mark Aurel. Von den Germanen wäre in der Tat ein Überfall zu gewärtigen gewesen, aber mit ihren eigenen Kräften waren sie wohl nur im Stande die verhafste Grenze zu beunruhigen und die entlegensten Strafsen unsicher zu machen; als latrunculi, und nicht als gefürchtete hostes standen sie den Eroberern gegenüber. So zahlreich die gentes Sarmatarum waren, eine ernste Gefahr für römische Provinzen bildeten sie niemals. Nur bei den Germanen war die bewegende, bedrohliche und durchdringende Kraft des Barbarentums. Veranlafst durch innere Umwälzungen, durch Kämpfe um neues Land, dessen sie bei ihrer Vermehrung und bei der Steigerung ihrer Kulturbedürfnisse bedurften, zogen die Germanen immer weiter nach Süden, in langsamer Wanderung oder auch in gewaltsamer Völkerflucht. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr., etwas mehr als ein halbes Jahrhundert nach den Siegen Trajans, des „Germanicus" und „Dacicus", standen dicht an der Grenze neue Barbaren germanischen Blutes; die Markomannen westlich und östlich, gegen die Theifs ihre Verwandten, die Quaden. Unter zwei Häuptlingen, durch die nämlichen Verhältnisse wie jene Germanen zur Wanderung getrieben, kamen die Astingen, ein Stamm der Vandalen, und begehrten Ackerland in Dakien. Abgewiesen, warfen sie sich mit Einwilligung der römischen Provinziallegaten auf die Kostoboken, und als sie damit ihren Landhunger noch nicht gestillt hatten, setzte ihren Wanderungen und Kriegen ihre endliche Unterwerfung von seiten der verwandten Lakringen ein Ziel. Diese Germanen brachten aber auch die benachbarten thrakischen und sarmatischen Völkerschaften in Bewegung; die Banater Buren, die nördlich von ihnen wohnenden Kostoboken jenseits der dakischen corona montium, die Kotini [2]; andere Daker von den Ausgewanderten, und endlich die Reiterscharen der Jazygen

1) Capitolinus, 5.

2) Identisch mit den *Κοτηένσοι* des Ptolemäus und den Gothini des Tacitus; s. Zeufs, Register.



schlossen sich ihnen an. Die Donau wurde überschritten und die Plünderungsszenen, die sich auf der mösischen Ebene abspielten, vielleicht auch weiter [1]), machten die Anwesenheit des Kaisers dringend nötig. Ein freier Dakenhäuptling, der Tarbos genannt wird — ist nicht ein tarabostes, ein pileatus gemeint? — brach in die römische Provinz ein bis zur dekebalischen Sarmisagethusa, die nicht mehr zu erkennen war, und forderte Geld von den Römern, in denen er freche Eindringlinge erblickte.

Der Kaiser Mark Aurel machte die endgültige Lösung dieser Schwierigkeiten zu seiner Lebensaufgabe und führte dies Werk unter ungeheueren Anstrengungen, die an die römischen Leistungen der besten Zeit erinnern, zu Ende. Ein Teil der Gegner begehrte nichts anderes als eine neue Heimat, und diese waren bereit sich in die Stellung von foederati zu fügen, unter der ausdrücklichen Bedingung, daſs man sie nicht durch dieses Zugeständnis der Rache ihrer bisherigen Notverbündeten preisgeben dürfe; so die Buren, und nicht nur diese. Aber die Quaden, und besonders die Markomannen, erbitterte und mutige Gegner, muſsten in einem hartnäckigen, systematischen Ausrottungskriege bekämpft werden. Als sie sich zum Verzicht auf ihre Eroberungsträume gezwungen sahen, beschützte der siegreiche Mark Aurel die donauischen Provinzen durch Schaffung einer neutralen unbewohnten Zone gegen Dakien und Mösien hin und durch Beschränkung des Handelsverkehres mit den Barbaren auf bestimmte Zeiten und Orte. So war denn durch Verträge, die von Commodus, dem Sohne und Nachfolger des Triumphators, erneuert wurden, das Gleichgewicht in diesen Gegenden wieder hergestellt; die freien Daker fanden ein jetzt erwünschtes Heim in dem römischen Dakien; die etwas abgesonderten Stämme, wie z. B. die Kostoboken, verschwinden durch die vandalische Eroberung aus der Geschichte; ebenso geht es den Buren. Was die Germanen betrifft, so behalten diese meistenteils die erworbene Stellung, aber was für uns am interessantesten ist, wir müssen die Anwesenheit vandalischer Stämme nördlich von Dakien konstatieren. Sie ersetzen an dieser bedrohten Grenze bald die für die Römer viel bequemeren Sarmaten, deren Name dadurch seine frühere Bedeutung einbüſst [2]).

Im römischen Reiche folgte dann eine Reihe verdorbener oder

1) Die fragmentarische, aber reiche Erzählung dieses germanisch-sarmatischen Krieges bei Dio LXXI-LXXII; vgl. die Vita Antonini Philosophi.

2) Vgl. Pausanias X, 34, 5.



unfähiger Herrscher, aber die Tragikomödie spielte sich nur in Rom ab, wo man den göttlichen Augustus in seiner wahren menschlichen Gestalt sah und als Menschen beurteilte. In der Provinz schritt die innere Entwickelung, die eine neue Welt heraufziehen liefs, immer weiter fort, ohne von den Ereignissen in Rom wesentlich beeinträchtigt zu werden. Seit Hadrian blieben die Legionen auf dem heimatlichen Boden und wurden aus Provinzialelementen ergänzt — eine Tatsache von unberechenbaren Folgen. Der Romanisierungsprozefs war auch durch die frühere Expatriierung der ausgehobenen barbarischen Soldaten gefördert worden; jetzt aber, nach der Heeresreform, wurde die Bildung einer romanischen Gesellschaft auf dem alten nationalen Boden der Barbaren, deren jüngere Generationen in ihr aufgingen, möglich, und das in den castra, canabae und geschenkten Ländereien erlernte Vulgärlatein begann in jeder Gegend eine spezielle Farbe anzunehmen; dadurch entstanden langsam die verschiedenen römisch-barbarischen Sprachen, die jetzigen romanischen, und die durch eben diese Sprachen von einander verschiedenen neugeschaffenen Nationen haben die ganze spätere europäische Geschichte beeinflufst. In den besiegten und dann auf römischen Boden verpflanzten Völkern oder denen, die mehr oder weniger anständig bettelnd in besseres Land eingezogen waren, liegt ein anderes wichtiges Element für die Vorbereitung der Zukunft; für Dakien und Mösien, wo die römische Sprache später aufkeimte, hat man ein bestimmtes, ausdrückliches Zeugnis einer neuen Dakerkolonisation, und zwar in nicht bescheidenem Umfang. Als die Kostoboken durch die Astingen ersetzt wurden, konnten sie schwer eine andere Heimat als Dakien finden, und ebenso ging es mit den westlich ansässigen Buren, die langsam einwanderten. Jetzt hatte Rom den dakischen Stamm wirklich zu seiner Verfügung, und im ganzen trug er die Waffen für römisch-kaiserliche Zwecke.

IV. Das Christentum. In dieser Zeit vollzog sich wunderbar schnell die Verbreitung der Universalreligion des Christentums, und sie selbst, durch das entstehende Völkergemisch mit lateinischer Sprache begünstigt, prägte dieses römische Zeichen tiefer in die gemischte Masse ein. In der trajanischen Zeit war der neue Glaube in Kleinasien schon sehr verbreitet, und dasselbe mufs man von dem gegenüberliegenden europäischen Ufer annehmen. Wenn allerlei Nationen das Ihrige zur Kolonisation Dakiens beitrugen, mufsten sich notwendigerweise auch Fremde christlichen Glau-



bens in der neu begründeten Provinz einfinden. Daſs man keine christlichen Inschriften gefunden hat — man glaubt aber doch in etlichen Zeichen auf Grabdenkmälern Spuren des geheimen Kults entdeckt zu haben —, bildet keinen Gegenbeweis. Bis ins 4. Jahrhundert trug man — was man auch sagen mag — so gefährliche Überzeugungen nicht gern zur Schau und mit seinem Christentum prunkte man nicht auf Grabsteinen, die jedermann sehen konnte. Übrigens sind Ausgrabungen auf der Stätte alter römischer Ansiedelungen noch so selten und ungenügend vorgenommen worden, daſs man aus den spärlichen Funden, die meistens gelegentlich aufgedeckt wurden, keine zu weit gehenden Schluſsfolgerungen ziehen darf, besonders wenn die innere Notwendigkeit des geschichtlichen Werdens das Gegenteil verlangt. Die geschichtliche Notwendigkeit ist beweiskräftiger als die gelegentlichen zweideutigen Erwähnungen in christlichen Schriftstellern z. B., daſs der Apostel Andreas in „Skythien" gepredigt habe — damit ist vielmehr das groſse Barbaren-Skythien als die römische Scythia minor, die heutige Dobrudscha, gemeint; oder daſs „Daken und Sarmaten" neben „Germanen und Skythen" in der Zeit Tertullians schon [1]) die Gottheit Christi erkannt hätten [2]).

Die dakischen und mösischen Thraken wie auch die benachbarten oder mit jenen zusammenlebenden Barbaren empfingen das Christentum in **lateinischer** Form, und in der rumänischen Sprache werden alle wesentlichen Stücke des Glaubens und des Ritus mit Ausdrücken lateinischen Ursprungs bezeichnet: so z. B. Dumnezeŭ (Domine-Deus), cruce (crux), biserică (basilica), botezare (baptizare), botegiune (baptizatio), cuminecare (communicare; das Abendmahl), sînt (sanctus in Kompositenformen), altar (altare), înger (angelus), păgîn (paganus), creştin (christianus) [3]).

Durch die bekannte Reform Caracallas, die nur eine gesetzliche Anerkennung eines schon bestehenden Zustandes war, bekamen alle Einwohner des römischen Reiches die konstitutionelle Gleichberechtigung. Und die entnationalisierten Barbaren, die sich von jeher in die

1) 3. Jahrh.

2) **Eusebius**, Hist. eccles. III, § 1; **Tertullianus**, Adversus Iudaeos, § 7.

3) Vgl. G. **Chiţu**, in der Zeitschrift „Columna lui Traian", 1882, und O. **Densusianu**, Histoire de la langue roumaine. Paris 1903. S. 261.



Kulturformen ihrer Besieger mehr oder weniger hineingelebt hatten, verdienten gewifs diese Beförderung. Im 3. Jahrhundert überwog schon das nicht-römische Element in den Grenzheeren, und aus den romanisierten Barbaren erwuchsen selbst für Rom neue, eigenartige Cäsaren: so war Maximinus ein Thrake, Claudius stammte aus Dardanien, südlich von dem donauischen Mösien gelegen, Diokletian aus Dalmatien; Decius, Aurelian, Probus, Maximianus, Valentinianus waren sämtlich Pannonier, römischen oder barbarischen, wahrscheinlich römisch-barbarischen Blutes; Galerius wurde in Sardica geboren, und die Mutter des Gallienus entfloh von dem nördlichen Ufer der Donau vor den karpischen Vernichtungsscharen [1]). Dakien schenkte zwar Rom nur einen Kronprätendenten, aber man sieht in den Inschriften, wie sich die dakischen Namen: Ucadine, Epicadus, Nando, Bituvantes, Sutta, Aia immerfort vermehren, und dafs auch hier der wichtige Entwickelungsprozefs vor sich ging, kann keinem Zweifel unterliegen. Wie in Gallien ein Gallorömertum, entstand hier, auf den beiden Ufern der Donau, durch die schliefsliche Vermischung derer, die sich so lange bekriegt hatten, ein thrakoromanisches Substrat der Völkermischung für die Zivilisation der römisch-hellenischen alten Welt.

V. Die Goten an der Donau. Aber um an der Donau wie am Rheine neue Völker zu haben, mufsten neben der Schwächung oder Vernichtung des kaiserlichen Verwaltungsorganismus, der, konservativ wirkend, das Werdende in die Formen des Gewesenen presste und sich über die Veränderungen hinwegtäuschte, immer neue Invasionen kommen, um durch neue Verbindungen und neue Völkerchen die Nationen der christlichen Zeit entstehen zu lassen.

Mit dem dritten Jahrhundert kamen für die Donaulandschaften wieder kritische Tage. Durch unbekannte innere Revolutionen waren die Goten von dem nördlichen Meere her gegen die Donau getrieben worden; ein zahlreiches Volk, mit dem sich keiner von den früher auftretenden germanischen Stämmen vergleichen läfst. Schon unter Caracalla scherzte man in Rom über den Titel Geticus, der dem Kaiser als Mörder seines Bruders Geta anhaftete, und auch als Name eines „Goten“-Besiegers hätte gelten können [2]). Damals waren sie noch, wenigstens in ihrem

1) Lactantius, De mortibus persec., § 9.

2) Capitolinus 6.

Verhältnis zu den Römern, friedliche Barbaren, die sich unbemerkt in kleinen Scharen in den benachbarten Provinzen eine bessere Heimat suchten, und als mutige, billige Soldaten gepriesen wurden. Maximin, der künftige Kaiser, ein Gote von Geburt [1]), wurde „in einem Orte Thrakiens an der Grenze der Barbaren“ [2]) gegen das Jahr 200 geboren; er war in seiner Jugend Hirte und latro — es waren also auf römischem Boden schon damals die Verhältnisse so, dafs die Bewohner, romanisierte Barbaren oder barbarisierte Romanen, ein solches Leben führen konnten; selbst später, nachdem er als römischer Soldat und Offizier mit der Kulturwelt in engere Berührung gekommen war, vergafs er, auf seinen Gütern lebend, keineswegs seinen Ursprung, und unterhielt lebhafte Verbindung mit den „Goten“ und „Alanen“, die ihn noch als Stammesgenossen anerkannten [3]) — an dem „Grenzflusse“ (ripa). Nach der gordianischen Epoche aber wurden diese „Skythen“, an deren Anwesenheit östlich von Dakien und am nördlichen Ufer der unteren Donau man sich schon gewöhnt hatte, plötzlich unruhig, und schoben die Karpen, einen Überrest der östlichen freien Daken [4]), über den Flufs; der verzweifelte Einfall dieser letzten Barbaren zerstörte die verarmten griechischen Städte an der Donau und am Schwarzen Meere vollständig [5]).

Kaiser Philipp zwang die Karpen zur Unterwerfung, wahrscheinlich indem er ihnen die Ansiedlung auf römischem Boden erlaubte [6]). In den Bürgerkriegen der traurigsten Periode des römischen Kaiserreichs fanden die Goten jedoch Gelegenheit zu neuen Räuberfahrten, und bald überfluteten sie in immer erneuten Unternehmungen nicht nur die benachbarten Provinzen, sondern die ganze Halbinsel, deren befestigte Städte selbst sie sich anzugreifen erdreisteten, ohne ihrer Piratenzüge auf griechisch-bosporanischen Schiffen [7]) auf dem Schwarzen Meere zu ge-

---

1) Capitolinus, Maximinus, 2.

2) „De vico Threiciae vicino barbaris.“

3) Ebend., 4.

4) Gegen sie kämpften Caracalla und Macrinus, nach Dio LXXVIII, § 13, welcher sie einfach „Daken“ nennt.

5) S. z. B. Maximus et Balbinus § 16; Petrus Patricius S. 124.

6) Zosimus S. 22.

7) Rappaport, Die Einfälle der Goten in das römische Reich bis auf Konstantin. Leipzig 1899. S. 54—55. Eine gewissenhafte Seminararbeit, welche

denken. Es schien, als ob die Auflösung des Reiches im Anzuge wäre, so schrecklich waren diese kühnen Krieger und so geringe Mittel standen der elenden römischen Regierung zu Gebote, um ihnen mit Erfolg begegnen zu können. Kaiser Decius fiel durch ihre Hände. Von Osten, von den tanaischen Gegenden kommend, waren sie unter Claudius bis zum Dniester vorgedrungen; von hier aus bereiteten sie einen neuen Beutezug vor, aber ihre carrago wurde bei Naissus (Nisch) von dem Kaiser aufgehalten; sie erlitten eine ungewohnte Niederlage. Allein an ihre Vernichtung war nicht ernstlich zu denken; sie entflohen nach der Donau zu und bahnten sich kämpfend den Weg. Trotzdem hatten die Römer einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen, der sich nur mit den Siegen Mark Aurels über die Vorgänger der Goten vergleichen liefs. Der Kaiser selbst spricht angeblich in einem Briefe, dessen Inhalt aber rhetorisch wiedergegeben wird, von mehr als 300000 erschlagenen Barbaren, was natürlich nur mit der entsprechenden Reduktion angenommen werden kann [1]). Die zahlreichen Kriegsgefangenen lernten, nicht unwillig, die Felder nördlich und südlich von der Donau bebauen, und so verwandelten sich die Heroen der Zerstörung in friedliche incolae der römischen Landschaften, — wenn sie nicht als treffliche auxiliares unter die Fahnen traten [2]).

Nur wenige Jahre vergingen, und wieder mufste ein römischer Cäsar an die Donau kommen, um Ordnung zu schaffen: die jenseits des Flusses zurückgebliebenen Goten hatten unter ihrem Könige die Festungen in Mösien angegriffen. Aurelian, der Nachfolger des Claudius, warf sie zurück, drang in Dakien ein, blieb ihnen auf der Spur, und vernichtete etliche Banden [3]). Verbündet mit den Besiegten waren auch Teile der benachbarten germanischen Völker. Nachdem die Hauptmacht der eigentlichen „Skythen" aufgerieben war, wendete sich der Kaiser auch gegen diese schon einmal an der Donau besiegten Auxiliarien, die um Frieden bitten mufsten und ihn auch ohne Entziehung der gewöhnlichen Stipendien vom Kaiser erhielten. Das waren die in

---

in der bekannten Art alles erklären zu können glaubt, mit etlichen wichtigen Resultaten im einzelnen.

1) Claudius § 8; vgl. Rappaport S. 80, Anm. 1.

2) Zosimus I, S. 46.

3) Vopiscus § 22.

Pannonien wohnenden juthungischen Vandalen. Die dakischen Vandalen, die neben den Goten, wie früher neben deren Vorgängern lebten, traten alsdann auch ihrerseits in das römische foedus. Sie gaben dem Kaiser Königssöhne als Geifeln, lieferten dem römischen Heere eine Hilfstruppe von 2000 Reitern, gelobten die Bestrafung derjenigen, die den Flufs überschritten hatten, und erhielten dafür neben dem üblichen Jahrgelde das Recht, in den Donauprovinzen zu erscheinen, um die nötigen Einkäufe zu besorgen [1]). Es scheint, als ob mit diesen Ereignissen die Kämpfe an der pannonischen und dakischen Donau abgeschlossen gewesen wären.

Aurelian wendete sich hierauf den asiatischen Angelegenheiten zu, um das aufstrebende Reich der Araber in Palmyra zu vernichten, und kehrte nicht nach Rom als Triumphator zurück. Bevor er aber diese letzte Unternehmung begann, hatte er noch die Verhältnisse in Dakien geordnet.

Vor ihm existierte nämlich, wie in besseren Zeiten, eine Provinz Dakien, die aus Verwaltungs- und Verteidigungsrücksichten in drei Sprengel eingeteilt worden war. Die Dacia inferior wird nur einmal erwähnt. Später werden drei Dakien in den Inschriften genannt, die aber einen gemeinsamen Präses hatten, keine eigenen Truppen beherbergten, und deren Vertreter sich im concilium trium Daciarum zusammenfanden, der bekannten Provinzialvertretung, deren Zweck besonders die Ehrung der kaiserlichen Offiziere und der Kultus des Herrschers war. Porolissum und Apulum, beide in dem heutigen siebenbürgischen Berglande, sowie das weniger bedeutende Malva in der oltenischen Ebene, wahrscheinlich an der Donau gelegen, waren die Residenzen der drei Unterbefehlshaber [2]).

Die Goteneinfälle gingen durch Dakien wie durch andere benachbarte Provinzen, ohne zu einer plötzlichen Niederlassung in Masse zu führen. In den östlichen Steppen war Land genug, um die Pferde dieser Berufskrieger zu ernähren. Die Verheerungszüge ausgenommen, wo die Goten die Ernte von den Feldern raubten und die Mauern der Städte umtobten, — kamen sie hierher wie nach Mösien nur in

---

1) Fragmente des Dexippus, gleichzeitiger Schriftsteller, Bonner Ausg., S. 11f.; Zosimus S. 42—43, 271.

2) Jung, Fasten, passim.



kleineren Scharen oder gar als einzelne abgesonderte Familien, die um Land baten und es auch erhielten. Maximinus selbst ist ein Beispiel für diese unaufhörliche unbemerkte Kolonisation, die naturgemäfs die Streitkräfte der gröfseren unsteten Masse nicht stark verminderte. Die Eltern des künftigen Cäsar, ein Gote und eine Alanin, kommen von „Skythien“, dem Lande der sich einander ablösenden Barbaren, nach dem römischen Thrakien, wo sie sich dem Hirtenleben — solche Ankömmlinge brachten, wie es aus dem Leben von Claudius [1]) ersichtlich wird, ihre zahlreichen Ochsen-, Schaf- und Pferdeheerden meist mit — widmeten. Der Sohn, der sich schon in dieser römischen oder romanisierten Umgebung die lateinische Sprache ziemlich angeeignet hat, hütet das väterliche Vieh. Voll Taten- und Beutelust — die charakteristische Eigenschaft solcher heifsblütiger Neurömer — wird er Soldat, Centurio und steigt höher auf in der militärischen Laufbahn; er scheidet nach treuen Diensten aus dem Heere, verlangt und bekommt Ländereien auf der Stätte, wo er in seinem entlegenen thrakischen Dorfe die Kinderjahre verlebt hat. Das Weitere, was mit ihm geschah, interessiert an dieser Stelle nicht.

Die Provinzialen hatten keinen Abscheu vor diesen wilden Nachbarn, die oft nur nach Tracht und Sprache Barbaren waren. In Dakien wie in Mösien, in Rhätien wie in Gallien hatte man sich im dritten Jahrhundert mit dieser Übersiedelung von Barbaren als mit einem tagtäglichen Vorkommnis längst vertraut gemacht. Die Bevölkerung war in diesen Grenzlandschaften dünn gesät, und der Kaiser hatte viel Land zu vergeben, besonders nachdem die Plünderer viele Grundbesitzer durch Totschlag oder Gefangennahme beseitigt hatten. Von dem römischen Bürger, der oft selbst keine allzu lange Reihe von zivilisierten Ahnen hatte, lernte der nicht viel gefürchtete Gast eine bessere Art den Acker zu bestellen, und bald verschwand der Unterschied zwischen dem alten und neuen Bewohner des einem jetzt internationalen Rom gehörigen Landes. Selbst in den ersten Zeiten hatten die unteren Klassen der römischen Bevölkerung keineswegs die Verschwägerung mit den kräftigen, schönen, im Grunde mildgesinnten und liebreichen Kindern der eingewanderten Barbaren verschmäht.

In Gallien und Italien, wo die Bevölkerung so dicht bei einander

1) Kap. 10.



lebte, wo die Sitten viel feiner waren und der Unterschied zwischen Römern und Germanen schärfer zum Ausdruck kam, in solchen Provinzen, in denen die bei dem grofsen Völkergeschiebe des vierten Jahrhunderts durch die römische Verwaltung notgedrungen aufgenommenen feindlichen Krieger eine Teilung der Äcker, eine divisio agrorum verlangten und jeder der Landbesitzer einen beträchtlichen Teil seiner ererbten Scholle abtreten mufste, selbst dort sind die beiden Rassen nicht lange einander feindlich geblieben. Wie viel mehr in den Donauprovinzen, wo aufser den Burgen, die zu Städten geworden waren, das unbebaute Land neuer Arbeitskräfte harrte?

Nicht erst in der gefährlichen Krisis des dritten Jahrhunderts, wo Karpen und Germanen nach ihren Niederlagen massenhaft angesiedelt wurden, sondern auch vorher schon waren Tausende von Barbaren auf dem Boden Dakiens und Mösiens als friedliche Untertanen des Kaisers und Lehrlinge der Kultur heimisch geworden. Später trifft man keine Spur von ihnen mehr, wie auch die „Nachbardaken", nachdem sie in der römischen Provinz angekommen sind, spurlos verschwinden. Es wäre ein grofser Irrtum, wenn man von der Bevölkerung der Donauprovinzen in diesem dritten Jahrhunderte wie von „Römern" sprechen wollte; es war ein mehr oder weniger romanisiertes Völkergemisch, das sich durch die harten Zeitläufe jedem Ungemach gewachsen fühlte, aber auch überall nur wesentlich dieselben Zustände finden konnte und deshalb lieber in der neuen Heimat blieb.

Die germanische Jugend, die immer auf den Pfaden des Krieges schreitend dem Herkommen gemäfs unter eigenen erwählten Herzögen oder Klientelhäuptlingen in den Kampf zog, suchte bei ihren Zügen auf dem Festlande oder auf dem Meere, vor dem sie, die Nachfolgerin der Seeräuber in nordischen Meeren, sich nicht fürchtete, die Plünderung der Städte oder die Versöhnungsstipendien des Kaisers; vom Lande verlangten sie nur das für sich und für ihre Pferde Nötige. In der etwas eintönigen Geschichte der gotischen Heldentaten ist nicht von Grausamkeiten die Rede; die Krieger suchen Istros, Tyras oder Tomi in der nur an der Meeresküste und an der Donau von Hellenen und Halbhellenen bewohnten Scythia minor [1]) zu überrumpeln; sie ziehen, die bekannten römischen Strafsen oder die Ufer-

1) Zosimus I, § 34.



barken benutzend, bis nach Anchialos, nach Markianopolis und Philippolis; in anderer Richtung bis Athen; jenseits des Schwarzen Meeres gilt ihr abenteuerlicher Zug — wie nach Jahrhunderten der der an der Mündung derselben Flüsse wohnenden Kosaken — nur den reichen Häfen, und nachdem sie dort einen vergeblichen oder lohnenden Besuch abgestattet haben, kehren sie zurück, um im nächsten Frühjahre wieder dasselbe gefährliche und erfrischende Spiel zu wiederholen. Aber es lohnt sich bei dem Vergleiche mit den Kosaken des 16. und 17. Jahrhunderts etwas länger zu verweilen. Diese waren auch wilde, gefürchtete Krieger, die Feuer und Schwert mit sich führten; sie waren auch, streng genommen, kein eigentliches Volk, denn Kosake konnte jeder kühne Abenteurer werden, wenn er sich die kosakische Lebensweise angeeignet hatte, und es ist bekannt, dafs ebenso Alanen und sonstige Nachbarvölker für andere und für sich selbst zu „Goten“ geworden sind. Für Polen wie für Moskovien, für die rumänischen Länder an der Donau, aber besonders für die Provinzen des türkischen Reiches, das im Umfange und in der Organisation etwa dem despotischen, militärischen Reiche der Römer entsprach, waren sie eine schreckliche Geifsel Gottes. Völlig nach gotischer Art, ohne jemals von gotischen Heerfahrten gehört zu haben, unternahmen sie ihre Sommerfahrt, die sie ernährte, berauschte und bereicherte. Jassy, die moldauische Hauptstadt, sah sie oft in ihren Mauern; die Jahrmärkte an den Ufern des Dniester erhielten grausamen Kosakenbesuch; Caffa in der Krim, Samsun in Kleinasien wurden von ihnen geplündert; am Bosporos sah man sie sengen und brennen, und der Sultan erhielt, während der hellen Nächte die rote Glut des Himmels in der Ferne erblickend, die Kunde von ihren Siegen und von ihrer Einladung zum Kampfe [1]).

Aber zahlreich, wie man nach der Chronik ihrer Abenteuer folgern könnte, waren sie nicht; sie erreichten Grofsartiges, weil ihnen der Krieg nicht Nebensache oder Notwehr, sondern alles war: sie lebten für den Krieg und im Kriege wünschten sie zu sterben. Wie oft tobten ihre blitzschnellen Reiterscharen über den moldauischen, walachischen, süddonauischen Boden! Und dennoch wurde das Land,

1) S. Jorga, Chilia și Cetatea-Albă, S. 26—27: Hurmuzaki XI, Vorrede; Pretendenţĭ Domneștĭ, in den Jahresberichten der rumänischen Akademie Bd. XIX; Studiĭ și documente, IV, Vorrede.

trotz des Schadens, den es in Dorf und Flur erlitt, nicht vollständig ruiniert, und keineswegs entvölkert. Die Bewohner waren ja Ackerbauer und Hirten zugleich; wenn die Äcker brach liegen mufsten oder die Ernte verloren ging, ernährte sie die Herde, und der rumänische Bauer hafste deshalb diese Fremden nicht, die für seine Armut nicht weiter verhängnisvoll waren und deren Mut er aufrichtig bewunderte. Nicht selten verliefs er seine gewöhnliche Beschäftigung und wurde für die Dauer eines Zuges, um sein Glück zu versuchen, selbst Kosake. Man mufs annehmen, dafs bei dem Durchreiten der unermüdlichen Scharen der Goten in manchem Römer der Karpe, Sarmate und Daker wieder erwacht ist; nach dem Siege oder Niederlage der Kriegsgenossen kehrte er zum Bauernhandwerk zurück.

Eine unbedingte, unversöhnliche Feindin der Barbaren war also die stark gemischte, lateinisch sprechende Bevölkerung Dakiens nicht. In vici und pagi zerstreut, lebte sie nicht nur in den engen Grenzen der römischen Provinz, sondern weit darüber hinaus und verliefs Heim und Familie monatelang, um in dieser immer von Barbaren besuchten walachischen Ebene oder in dem moldauischen Hügelland mit ihren Herden herumzuschweifen. Vor der Ankunft der Goten standen diese dakischen pastores, ihrem Berufe nach Nachfolger und ihrem Blute nach oft genug Nachkommen der Daker, mit den Sarmaten in freundlichen Beziehungen, ja sie bezahlten jenseits des Olts den roxolanischen Häuptlingen einen Weidezins, um die blühenden Täler durchstreifen zu können. Der „Gote“ war für den Kenner sehr oft nur derselbe Sarmate und, wenn er ein wirklicher Germane war, verschlofs er sich nicht der Sitte des Landes, sondern nahm die römische Kupfermünze von dem in Lammfelle gehüllten, mit dakischer Kopfbedeckung geschützten und mit dakischen Sandalen — alles hat sich bis heute auf den rumänischen Bauern unverändert vererbt — einhergehenden Provinzialen, der vom Hirtenberufe lebte.

VI. Dakien nach seiner Räumung durch Kaiser Aurelian (c. 271). Aurelian hatte sich während seiner Anwesenheit in Dakien davon überzeugt, dafs das Land zwar für das Reich, nicht aber für die „römische“ Bevölkerung und lateinische Sprache verloren sei. Wahrscheinlich war von den Berg- und Donaustädten, die sich niemals richtig eingelebt hatten und die immer nur in Inschriften, niemals aber in den erzählenden Quellen Erwähnung finden, nichts anderes übrig geblieben, als



Legionsquartiere und dorfähnliche Marktorte für einheimische Bauern und fremde Krieger. Man darf mit Bestimmtheit annehmen, dafs etliche ehemalige municipia und coloniae ganz verödet waren, findet man doch selbst im 14. Jahrhundert in dem sonst so blühenden dichtbevölkerten Italien, wo jedoch die Banden der Kondottieri, auch das Bauernland nicht verschonend, wüteten, in einer Stadt wie Piacenza während langer Zeit nur drei Einwohner, und auf dem Hauptplatze das Unkraut in derselben üppigen Wucherung wie auf den brachliegenden Feldern [1])! In der tatsächlichen Hauptstadt Apulum mufste Decius, der unglückliche Kaiser, der später durch die Goten fiel, eine neue Kolonie errichten, und diese colonia nova gedenkt des restitutor der Provinz rühmlich in einer Inschrift [2]). Was Reichtum, Sklaven, eine öffentliche Stellung in der Provinz und Sinn für bessere Lebensart behielt, wohnte in steter Furcht unter dem Schutze der Soldaten in den noch haltbaren Festungen und Lagern. Im Innern des Landes grub man seit geraumer Zeit kaum noch stolze Römerinschriften in den Stein [3]), ein Anzeichen des Todes, wenn man bedenkt, wie schreibselig die Leute waren.

Der Biograph Aurelians sagt nur in losem Zusammenhange mit dem Abschnitte, worin diese Nachricht gegeben wird, auch folgendes, worüber moderne Gelehrte und moderne Politiker so viel Sinn und Unsinn zu sagen wissen: „Nachdem der Kaiser gesehen hatte, dafs Illyricum verödet und Moesia verloren war, verliefs er, das Heer und die Bewohner herausziehend, das jenseits der Donau gelegene, von Trajan geschaffene Dakien, weil er die Hoffnung aufgegeben hatte, es noch länger halten zu können; die von dort herausgebrachte Menge setzte er in Mösien fest und nannte die Provinz, welche jetzt die beiden Mösien scheidet, sein Dakien“ [4]). Das heifst — jede andere Erklärung entspricht nicht der natürlichen Entwickelung der Zustände: nachdem Aurelian die Goten, Juthungen und Vandalen auf dem linken Donau-

1) Jorga, Thomas de Saluces. Paris 1893. S. 95.

2) Corpus Inscr. lat. III, 1 nr. 1176.

3) Eine Inschrift von Sarmisagethusa in Ephemeris epigraphica IV, nr. 190.

4) „Cum vastatum Illyricum ac Moesiam dependitam videret, provinciam transdanuvinam Daciam, a Traiano constitutam, sublato exercitu et provincialibus, reliquit, desperans eam posse retineri, adductosque ex ea populos in Moesia conlocavit appellavitque suam Daciam, quae nunc duas Moesias dividit“; § 39.

ufer geschlagen und zu einem Frieden, durch den sie foederati wurden und sich als solche fühlten, gezwungen hatte, verliefs er das Land mit den früher dort dienenden Soldaten und räumte die noch vorhandenen unnütz gewordenen Festungen. Die Verwaltung folgte den Legionen nach, und mit den Beamten, die hier nichts mehr zu schaffen hatten, verliefsen die Provinz alle diejenigen, die nur unter dem Schutze der kaiserlichen Adler auf dem gefährlichen Boden Dakiens wohnen konnten. Diese fanden eine Zuflucht in den Städten am südlichen Flufsufer; den Soldaten wurden neue mösische Garnisonen angewiesen, und die Beamten fungierten seitdem in dem neugeschaffenen Dakien Kaiser Aurelians. Den Bauern auf dem platten Lande, den Hirten auf den Berghöhen, diesen Gefährten und Verwandten der neuen Barbaren, war dies alles vollständig gleichgültig, und die Fortdauer des römischen Elementes auf beiden Ufern der Donau — sie war jetzt wieder ein Grenzflufs — wurde durch die Mafsregel Aurelians, der nur schon vorhandenen Tatsachen offizielle Anerkennung verschaffte, nicht beeinträchtigt. Wie in Britannien ging auch hier durch die einfache Zurückziehung der Legionen das langsame, aber erfolgreiche Romanisierungswerk, das während beinahe dreier Jahrhunderte getrieben worden war, nicht zu Grunde.

Es ist sehr leicht möglich, dafs in den Verträgen, die Aurelian mit den Barbaren abschlofs, ihnen die Festsetzung auf dem verlassenen Donauufer zugestanden wurde, und dafs die Goten und die Vandalen ihre Ansiedelung als foederati angenommen haben. Durch die verzweifelte Mafsregel des Kaisers wurde tatsächlich die Ruhe an der neugeschaffenen Grenze wiederhergestellt; denn als bei der Erwählung des Kaisers Tacitus ein Konsul im Senate die von den Barbaren drohende Gefahr hervorhob, wurde der Goten als Bedroher selbst nicht andeutungsweise gedacht [1]). Aber diese Feinde Aurelians, die übrigens den Weg nach Asien über das Meer nicht vergessen hatten, erschienen wieder unter Probus, in welchem Rom einen Soldatenkaiser, der rastlos die angegriffenen Grenzen durcheilte, gewonnen hatte. Probus hat die Germanen besonders durch Ansiedlung bezähmt, und kein römischer Herrscher hat so wie er die Bevölkerung des Reiches durch Barbarenzuschüsse vermehrt. Das ganze Volk der Karpen — nach seiner Heimat an den Donaumündungen jetzt „Bastarni" genannt — wurde

1) Vopiscus, Tacitus, § 3.



in „Thrakien" aufgenommen, fern von seinen gewohnten Angriffspunkten. Auch ganze Gruppen gotischer Stämme, Gepiden und Greuthungen, nahmen Provinzialboden in Dakien oder anderswo, durch deditio, nach einer Niederlage, oder auf Grund frei geschlossener amicitia in Besitz. Aber trotzdem setzten die Räuberbanden, die keinen Ackerboden wollten und die Sklavenarbeit des Bauern verschmähten, das ihnen nicht mehr abzugewöhnende Leben fort [1]).

Dennoch ging ein beträchtlicher Teil des Goten- und Vandalenvolkes in einer besseren Heimat zu römischer Kultur über, und Familienverbindungen zwischen Römern und Goten wurden immer häufiger: hatte doch Aurelian eine gotische virgo regalis, eine Königstochter, dem künftigen Gegenkaiser Bonosus, einem ausgezeichneten Trinker, der den besten bei den Germanen glich, zur Frau gegeben, und auch eine Mitgift, in Kleidern und gemünztem Gold und Silber bestehend, geschenkt [2]). Sarmatenkriege in Pannonien, mit grofsem Blutvergiefsen unter den einfallenden Barbaren und stärkerer nachheriger Ansiedlung von Gefangenen, hatte Carus, der Nachfolger des Probus, zu bestehen [3]); es sind mit diesem archaistischen Namen wahrscheinlich die Vandalen gemeint, denn die Jazygenherrschaft war in diesen Pufstagegenden schon längst vorüber.

Diokletian gab dem Reiche einen Festungsgürtel, der wenigstens Einfälle verhindern sollte [4]). Leider sind uns aber die Beziehungen dieses Kaisers zu den Goten und ihren Nachbarstämmen nicht bekannt [5]); ihre Stellung zu den römischen Provinzialen und der Provinz bleibt für diese Zeit in Dunkel gehüllt. Um etwas Licht über diesen interessanten Veränderungsprozefs zu verbreiten, mufs man bereits in das Zeitalter Konstantins herübergreifen [6]).

Als der Mann, dem es vorbehalten war dem Reiche eine der Zeit besser entsprechende Organisation zu geben, durch den Vertrag mit seinem Nebenbuhler Licinius, mit dem er vor den Augen der Barbaren

1) Probus §§ 16, 18; vgl. Proculus § 12; Zosimus S. 61.

2) Bonosus §§ 14—15.

3) Carus § 9.

4) Zosimus II, § 34.

5) Unklare Erwähnung von Kriegen gegen die „Karpen, Bastarnen, Sarmaten" bei Orosius VII, § 25.

6) Vgl. Rappaport S. 105—107.

in Moesia superior und Thrakien gerungen hatte, die östlich von Illyricum gelegenen Provinzen für sich nahm, fand er bald Gelegenheit, seine unbezwungenen Nachbarn kennen zu lernen. Während der verflossenen Jahrzehnte waren die Steppengoten nicht aus ihrer unendlichen Wüste gewichen, und König Rhausimodos — ein Rhausimuth, dessen Namen an dem Rhaus der antoninischen Epoche erinnert — führte seine Krieger vom Tanais und dem Mäotischen Meere bis zur Donau, wo sie ein Kastell diokletianischer Herkunft, mit Holzzinnen auf alten Steinmauern, stürmen wollten. Dies gelang jedoch nicht; auf ihrem Rückzuge folgte ihnen der Caesar und besiegte sie in den „Wäldern", wahrscheinlich in dem Sumpfdickicht von Südbessarabien, durch welches sie ihren Weg nehmen mufsten. Der schon feststehenden Sitte entsprechend wurden die Gefangenen auf dem römischen Ufer angesiedelt [1]). Übrigens ist dies auch alles, was er gegen die Goten unternahm, und was über seine Erfolge gegen die „Sarmaten" in späteren Quellen berichtet wird, mufs gröfstenteils darauf bezogen werden [2]): von einer Brücke über die Donau, deren hier und da bei weniger unterrichteten Geschichtschreibern Erwähnung geschieht, ist keine sichere Spur erhalten, und die Wiedererbauung der kolossalen trajanischen Ruine zu Turnu-Severin oder die Errichtung einer anderen bei Celeĭ in der Kleinen Walachei ist, wenn wir die damaligen Verhältnisse berücksichtigen, kaum anzunehmen. Eine Wiedergewinnung Dakiens wäre ein zu verwegener Traum für den höchst nüchternen und praktischen, keineswegs der versunkenen Vergangenheit huldigenden realpolitischen Kaiser gewesen: die Goten kamen für ihn nur im Osten, in der Scythia minor in Betracht; nur hier hatte er mit ihnen zu schaffen. Konnte man in dieser Richtung etwas Bedeutendes von dem Manne erwarten, den man beschuldigte, er habe durch Anlegung von Garnisonen im Innern die Wache an der Grenze geschwächt und so den Barbaren den freien Eintritt ins Reich gestattet [3])? Nicht einmal die Donaugrenze schien ihm verteidigungsfähig, und der Re-

1) Zosimus II, § 21.

2) S. die Exzerpte de Constantino im Anhange zu Ammianus cap. 32. Auch in Anonymus Valesii, Mon. Germ. Hist., Auctores antiquissimi IX, S. 10—11 werden diese „Sarmatenkriege" zu ungeheueren Siegen und Barbarenübersiedelungen vergröfsert. Vgl. Rappaport S. 112ff.

3) Zosimus II, § 34.



staurator der „civitas Tropeensium", der sich in ihrer Nähe ein armseliges Denkmal zur Erinnerung an seine Taten errichten liefs, ist wahrscheinlich auch derjenige, auf dessen Befehl die dobrudschaer Erdwälle, südlich von der jetzigen Eisenbahnlinie, angelegt wurden [1]).

Die Bruderkriege nach dem Tode Konstantins konnten der Aufmerksamkeit der Barbaren, in deren Nähe sie sich oft abspielten, nicht entgehen, und, wie gewöhnlich, fielen auch jetzt germanische Verheerungen zeitlich mit dem Ringen um die Kaiserkrone zusammen [2]). Constantius, der gern als ein zweiter Mark Aurel gelten wollte, traf in Pannonien Vandalen, die in den offiziösen Berichten und bei deren Abschreiber, Ammianus Marcellinus, „Quadi" heifsen, und neben ihnen eine starke Völkerschaft, der der altertümliche, um ein Jahrhundert verspätete Name Sarmaten gegeben wird. Es sind dies bekannte Räuber, in Hornpanzer „gleich Federn" — ganz wie die Verbündeten der Römer gegen die Daker in den Reliefs der Trajansäule — eingehüllt, unermüdliche Reiter mit langen Speeren. Sie wohnen in Holzhütten, sind einem Könige nebst etlichen subreguli untertan und halten Sklaven anderen Ursprunges, die sich als Limigantes gegen ihre Herren erhoben und sie zu bezwingen vermochten. Neben ihnen wohnen nördlich in den Bergen die „Victohali" — wieder eine gelehrte Benennung — und die gegen Dakien ansässigen Taifalen, die dem Kaiser gegen die unfreien, aufrührerischen Sarmaten Hilfe leisteten. Aus diesen reichen, aber nicht sehr zusammenhängenden Notizen [3]) läfst sich nur der eine Schlufs ziehen: dafs sich nämlich während der Gotenwanderungen in diesem Donaugebiete ein eigenartiges, slavische oder ural-altaische Bestandteile enthaltendes Mischvolk in den Feldern Nordpannoniens gebildet hatte, das sich von den Germanen deutlich unterschied. Ihre aufgezwungenen Wohnsitze noch einmal verlassend, kamen die Limigantes zur Grenze und erhoben mit ihrem Kriegesrufe marha, marha vor dem eben angekommenen Kaiser ein furchtbares Geschrei, bei dem die angeblich

1) Tocilescu, Adamklissi S. 315—317. Über die Hilfe der Chersoniten in den Sarmatenkriegen s. Const. Porphyrogenetes, De adm. Imp. S. 251. Vgl. Procopius, De aed., S. 392.

2) Zosimus III, § 1.

3) Ammianus XVII, § 22.

um Verzeihung bittenden sogar die sella regalis mit dem Goldpolster erbeuteten [1]); die Soldaten konnten ihren kaiserlichen Herrn kaum aus den Händen der wilden schreienden Menge retten.

Gegen die gotischen latrunculi errang endlich derselbe Kaiser im Verein mit seinem Bruder Constans einen Sieg und machte aus dem verödeten Trösmis wieder ein Bollwerk gegen die Raubgelüste dieser lästigen Gäste der heutigen Dobrudscha [2]).

Durch die Bemühungen dieser Herrscher, vielmehr aber infolge Ermattung und inneren Haders, sowie durch den Verlust zahlreicher Elemente, die bis in die entlegensten, fast zu Asien gehörigen Winkel Thrakiens verpflanzt wurden, hatten die Goten ihren furchtbaren Namen einigermafsen verloren, und das Land bis zum Hämus und weit darüber hinaus war nicht mehr der Schauplatz ihrer Kriegsfahrten. In der Zeit Konstantins blühte das römische neudakische Gebiet wie niemals zuvor, und Serdica, die Hauptstadt der Dacia mediterranea und der bedeutendste Punkt in der ganzen Gegend, stieg zu einer solchen Höhe empor, dafs es mit Konstantinopel, dem „Neuen Rom“ des Kaisers, verglichen werden konnte: ein christliches Konzil (343—344) konnte unbehelligt seine Beratungen in der schönen Balkanstadt halten [3]). Aus Dakien stammten bekannte Generale, die sich, wie Maximianus, eine Krone erwarben, geschickte Ränkeschmiede, wie der Notarius Paul Catena, Maximinus von Sopianae, aus einer Familie romanisierter Karpen, der eine hohe Stellung im Staate errang und infolge seiner Laster jämmerlich zu Grunde ging [4]) — Erscheinungen, die das zu Ende geführte Romanisierungswerk, mit oder ohne hellenische Färbung, bezeugen [5]).

Man glaubte schon, dafs durch die letzten Siege und foedera die gotische Frage endgültig gelöst sei; die langjährigen Feinde wurden schon als eine gens amica, als ein verbündeter Germanenstamm, wie die Franken, betrachtet [6]). Als Valens einen neuen Zug gegen

---

1) Ebend. XIX, X, 4 ff.

2) Tocilescu, Neue Inschriften (aus den Arch.-epigr. Mitth.). 1894. S. 85.

3) Jireček, Das Fürstentum Bulgarien. S. 360.

4) Ammianus XXVIII, I.

5) Vgl. Eutropius IX; Ammianus XV, III, 4.

6) Ammianus XXVII, V, 1.



sie unternahm, bestimmte ihn dazu einzig und allein der Umstand, dafs sie einem Nebenbuhler Hilfe gewährt hatten, nachdem dieser sich brieflich als gesetzmäfsiger Erbe des Reiches vorgestellt hatte. Valens bewies grofse Ausdauer bei der Züchtigung der Goten, obwohl sie mehrmals um Verzeihung und Frieden, um ruhige commercia baten: drei Jahre lang dauerte der Feldzug, wobei in Marcianopolis Winterquartiere bezogen wurden. Einmal wurde der Flufs — wie gewöhnlich in den Kämpfen mit Goten — in dem unteren Laufe bei der Festung Daphne, das zweite Mal in der Nähe von Noviodunum, einem kleinen Grenzposten, überschritten. Schliefslich, nachdem man Dörfer nutzloser Weise verbrannt, einen Preis auf Barbarenköpfe gesetzt und barbarische Familien in die Gefangenschaft geschleppt hatte, bot sich doch noch die Gelegenheit zu einer Schlacht, und der besiegte Häuptling, der „Richter" Athanaricus, kam auf eine Insel in den Donaumündungen, um einen neuen Vertrag zu beschwören [1]); noch einmal wurde die Donau als Grenze bestimmt.

Diesen Vertrag haben die Barbaren längere Zeit ehrlich beobachtet. Wenn man bedenkt, dafs die einst unaufhaltsamen Goten den zweijährigen Verheerungszug des Kaisers über sich ergehen liefsen, ohne sich der alten siegreichen Abenteuerlust zu erinnern und etwas auf dem Meere gegen die Angreifer zu versuchen, so erklärt sich auch diese ungewöhnliche Beobachtung der Verträge als ein unzweifelhaftes Zeichen der Schwäche und inneren Zerrüttung. Als unter Valentinian die „plebs", die auf den pannonischen und mösischen Feldern ihre Ernte sammelte, von aufgeregten wilden Scharen getötet oder gefangen genommen wurde, und die dortigen Städte sich nur mühsam zur Gegenwehr rüsten konnten, waren es nicht Goten, die dies verursachten, wie das schon die Lage des Ortes erraten läfst. Die Feinde, die sich von dem jungen Theodosius, einem Kaiser der besseren künftigen Zeit, nur mit Mühe zurückdrängen liefsen, bestanden aus Vandalen, die durch die Ermordung eines ihrer Könige in Empörung geraten waren, und „Sarmaten" oder „Limiganten" freier Art. Während dieses Barbarenbündnis die Römer in Schrecken versetzte und demütigte — der Kaiser des Westens dachte einen persönlichen Zug

1) Ammianus a. a. O. IV, V; Eunapius S. 47—48; Zosimus S. 185—186. Vgl. Tocilescu, Inschr. aus d. Dobrudscha. S. 49.

gegen sie zu unternehmen [1]) — blieben ihre östlichen „gotischen“ Nachbarn in notgedrungener Ruhe [2]).

VII. Ende der Gotenherrschaft. Vielleicht hatten schon damals die ural-altaischen Stämme, die Reste der mächtigen Skythen, das germanische Joch abgeworfen. Man darf nicht an eine Invasion asiatischer Hunnen denken; dieses Volk wohnte von jeher bis an das Kaspische Meer, in Gegenden, die sich geographisch in europäische und asiatische nicht scheiden lassen. In Balamer — wenn diese bei Jordanes erwähnte Persönlichkeit geschichtlich ist — erstand den Mongolen ein Führer, und durch ihn errangen die unterworfenen Hunnen einen vollständigen Sieg über Hermanrich und andere ihrer gotischen Herren, denen die Berührung mit den Römern, was ihre Widerstandskraft anbelangt, nicht viel Nutzen gebracht hatte. Hermanrich, der über die östlichen, bis zum Don in vielen und reichen Dörfern wohnenden Goten, „Greuthungi“ genannt, gebot, tötete sich, um der Schmach zu entgehen, und sein Nachfolger suchte sich vergebens mit angeworbenen Alanen und Hunnenscharen gegen ihre Hauptmacht zu verteidigen. Einen kleinen Sohn dieses zweiten besiegten und getöteten Königs brachten einige Fürsten seines Stammes nach Bessarabien, wo Athanarich, der „Thervingenrichter“, eine verteidigungsfähige Stellung im späteren Budschak fand. Durch eine verwegene Überfahrt über den Fluſs in der Nacht wurden die kämpfenden Goten verscheucht, und Athanarich zog über den Pruth, wo zwischen diesem Flusse, dem Sereth und der Donau ein zweiter angulus den unglücklichen Barbaren eine Zufluchtsstätte bot. Dem bekannten Beispiele der Römer folgend, lieſs Athanarich in der gröſsten Eile ein kleines vallum, dessen Spur noch heute vorhanden ist, graben, und hier erwartete er, bebenden Herzens, die groſse entscheidende Schlacht.

Der gröſste Teil der Goten war aber zu demoralisiert, um an einen Kampf zu denken. In dichten Scharen kamen sie durch die walachische Ebene — das Land der Taifalen [3]), die sich dieser Flucht anschlossen, — zur Donau und verlangten bittend und drohend von den römischen Befehlshabern die Überfahrt. Der Kaiser, der gegen die Perser Krieg führte, hatte sie genehmigt, unter der

1) Zosimus S. 190—192, nach der verlorenen Erzählung von Eunapius.

2) Ammianus XXIX, VI, 1ff.

3) Sie werden auch in Constantius' Zeit erwähnt; Zosimus S. 97.



Bedingung, dafs die Barbaren „nackt“, d. h. ohne Waffen, den Reichsboden beträten. Die kaiserliche Verwaltung war aber im vierten Jahrhunderte nicht mehr im stande, eine solche Mafsregel pünktlich durchzuführen, und so kamen denn die Goten, wie es ihnen beliebte, in die blühende mösische Provinz, um bald bis nach Konstantinopel ihr altes Handwerk der Plünderung zu betreiben. Unaufhörlich drängten sich die Scharen an den niemals gut besetzten Ufern der Donau, und die bekanntesten Häuptlinge — mit Ausnahme derer, die die hunnische Herrschaft anerkannten, und des Athanarich, der mit seinen Schätzen in den karpathischen „Kaukasus“ flüchtend, die Sarmaten überfallen hatte [1]) —, kamen einer nach dem anderen in das ersehnte rettende Paradies der Plünderung: Gruthungen, Therwingen und Taifalen, die germanischen Gäste der Steppe, ohne Unterschied der Gruppe und der Religion. Der Kaiser mufste endlich auf der Schreckensbühne erscheinen, er wurde bei Adrianopel vollständig geschlagen, getötet und verbrannt. Es schien, als ob aus der östlichen Romania eine Gotia werden müfste.

III. Das romanische Element im Osten zwischen Byzanz und den Barbaren bis zum geschichtlichen Auftreten des rumänischen Volkes.

Die kluge Politik des besten Kenners der Donaubarbaren, des Kaisers Theodosius, gab dem Reiche die beinahe verlorenen, unaufhörlich von den Barbaren durchstreiften Gegenden zurück; durch versöhnliche Haltung und Kampf [2]) hielt er die Hunnen fern, die hier und da sich persönlich nach römischen Reichtümern erkundigten, und ward als neuer Kaiser Herr bis zur Donau. Aber das blühende Mösien und Thrakien war nicht mehr zu erkennen, so lang und grausam war es verwüstet und entvölkert worden. Nur die gröfseren Städte standen noch; die ärmere Bevölkerung suchte in den Bergen ihre Zuflucht, wie es die transdanubianischen Bewohner schon früher gemacht hatten, und mancher ruhige Ackerbauer war jetzt zum Hirten geworden.

1) S. Odobescu, Le tresor de Pietroasa (Paris 1889—1900, 3 Bde.).
2) Zosimus S. 211, 218, 221.

Die Hunnen unter Attila, der das Hunnenreich gründete und (wie Ammian von den ihnen verwandten germanisch-turanischen Alanen schreibt) den vielen, unter sich ganz verschiedenen unterjochten Völkern den Namen seiner Krieger aufzwang, ad gentilitatem sui vocabuli traxit[1]), taten für die Verödung der westlichen Hälfte der Balkanhalbinsel dasselbe, was für die östliche die Goten getan hatten. Attila verheerte ganz Moesia superior und die nächstliegenden Provinzen; in Pannonien, auf der freien Ebene, die für Pferdezucht und Pferdetummeln wie geschaffen war, hatte er seine königliche Residenz errichtet. Das Land, welches der Ausbeutung durch ihn harrte, war noch ein blühendes zu nennen: es hatte noch „viele“ Städte und Kastelle und war mit einer zahlreichen römischen Bevölkerung besetzt, die sogar noch den Ackerbau kannte. Ja einmal erhob der König die Klage, er besitze infolge der Aufnahme der Flüchtlinge durch die Byzantiner nicht genug „Römer“, um die Felder auf dem von ihm eroberten Gebiete bebauen, Hirse für seine Krieger ernten und das Bier für dieselben oder den „einheimischen“ *μέδος* bereiten zu können[2]). Der Hunnenkönig verstand auch befestigte Mauern zu erstürmen: so fielen ihm Constantia, Margus, durch den Verrat des beinahe unabhängigen Bischofs das gegenüberliegende Sirmium, Viminacium und Ratiaria in die Hände; die Grenze verschob sich südlich bis nach Naissus, das dem Geschicke anderer mösischer Städte nicht entging und von Grund aus geschleift wurde. Der Donau entlang, die keine feste Grenze mehr bildete, drangen die Hunnen bis Novae (Svištov) im Osten vor: selbst Sardika ward dem gefürchteten Barbarenkönig zum Ziel seiner beutereichen Abenteuer[3]). Am südlichen Ufer blieben nach dem Besuche der Hunnen nur zerstörte Häuser und Tempel zurück, in deren Trümmern einige Kranke und Verwundete schmachteten und auf die Gelegenheit warteten, um geheilt, gerettet zu werden. Die römische Verwaltung hatte vollständig aufgehört zu funktionieren; die kaiserlichen Offiziere erschienen in der Wüste, dort, wo die Gebeine der Gefallenen und Hingemetzelten bei Regen und Sonne bleichten und verdorrten, nur noch, um den Barbaren aufserordentliche Tribute zu leisten oder ihnen Flüchtlinge auszuliefern. Hingegen im westlichen ehemaligen Dakien, d. h.

1) Ammianus XXXI, ii, 6.
2) *Ἀφέξονται Ῥωμαῖοι τὴν δορυάλωτον ἀροῦντες.*
3) Priscus S. 140—142, 171, 183, 186, 207.

im Banate, und in Pannonien, wo die Hunnen-Goten in ihren κῶμαι in Faulheit und Verschwendung prafsten, langten unaufhörlich bei der Rückkehr der kaum rastenden Krieger neue Zuschüsse von arbeitenden römischen Untertanen, lateinischer oder hellenischer Sprache, an [1]). Die meisten sahen darin eine Verbesserung ihres Schicksals, und das erklärt sich leicht: zu Hause hatten sie eine ungeheuere Last von Steuern zu tragen, fanden als Entgelt keine Gerechtigkeit, wenn sie nicht den bevorzugten Klassen angehörten, und keinen wirklichen Schutz gegen die Barbaren; selbst konnten sie kaum die Waffen tragen, denn es schien den ebenso mifstrauischen wie tyrannischen Beamten zu gefährlich, die Eingesessenen der Provinz zur Erfüllung dieser Pflicht anzuhalten. Bei den Barbaren dagegen hatte man wenigstens im Kriege, wo auch die ehemaligen Untertanen und Bürger Roms gegen ihre Stammverwandten oder gegen feindliche germanische, slavische, turanische Völker kämpften, die Hoffnung, durch Tapferkeit und aus dem Erlös der Beute die Freiheit wiederzuerwerben. In Friedenszeiten stand ihnen alles zur Verfügung, und für die Sicherheit sorgte die Kraft und der Ruhm des gefürchteten Hunnenkönigs. Viele fanden Wohlgefallen an germanischen Frauen und gründeten ein neues Heim, eine römisch-barbarische oder griechisch-barbarische Familie: dieser stand die Zukunft offen, weil sie sich in alle möglichen Verhältnisse zu fügen verstand [2]). Die römische Organisation pafste für ruhige, siegreiche Zeiten mit blühendem Städteleben; für die verarmten Landschaften, für die verwilderten, der Zivilisation entfremdeten coloni und servi war sie zu kompliziert, zu gelehrt und zu wenig praktisch. Der Provinziale fühlte sich in den barbarischen Formen, die einfach, gerecht und mit der Ausnahme der kriegerischen Unternehmungen sogar freundlich waren, wohler als in dem veralteten, dädalischen Organismus des Reiches, wo alles die schwere, ermattende Luft des verfallenden Staates atmete.

So konnte das ganze östliche Römertum, das unsäglich mehr als das westliche unter den Barbarenwanderungen gelitten hatte, nur ein kleines Volk hervorbringen: das rumänische. Und zu dessen Bildung fehlte es im fünften Jahrhundert sogar an den notwendigen

1) Priscus S. 190.

2) Priscus S. 190ff. Vgl. dazu ähnliche Fälle bei Jung, Römer und Romanen, S. 232ff.

barbarischen Elementen — von der thrakischen älteren Basis gar nicht zu reden. Die Germanen wohnten nicht in Dakien selbst; sie erschienen in den römischen Landschaften südlich der Donau nur, um zu rauben, und sie lebten meistens auf Kriegszügen, bis zu ihrer Entfernung unter Alarich, der sie durch Illyricum nach Rom selbst führte. Die Hunnen waren kaum zahlreich genug, um Pannonien besetzen zu können, und bei ihrem kurzen Aufenthalte blieben sie infolge des übermenschlichen Grausens, das sie der armen notleidenden römischen plebs einflöfsten, völlig von ihr geschieden. Die Slaven mufsten kommen, um die Bildung eines romanischen Volkes im Osten zu ermöglichen.

Die Gründung barbarischer Staaten im Abendlande war für das römische Reich, trotz aller rhetorischen Klagen und Restaurationsgelüste, eine Erlösung. Die neue Heimat im Westen fanden gerade die gefährlichsten Feinde Ostroms: das ganze gotische Volk — die Westgoten unter Alarich, die Ostgoten unter Theoderich — suchten Italien auf; vom Gotenjoche befreit, verjagten die Langobarden, Pannonien und die angrenzende Ausbeutezone verlassend, die byzantinischen „Eindringlinge" und traten als Nachfolger ihrer germanischen Brüder auf; die Vandalen, über deren Kämpfe mit den Goten uns nur Jordanes etliche Nachrichten überliefert [1]), wurden Spanier und Afrikaner; mit ihnen zusammen zogen die Alanen an den Rhein. So standen den Römern von Byzanz, wenn sie die Herrschaft über die Donau- und Hämusländer neu begründen wollten, nur einige mongolische und türkische Stämme entgegen, die nach der Zertrümmerung des hunnischen Reiches die alten Irrpfade der Steppe gingen: das waren die Avaren, die wiedererstandenen Turanen in der pannonischen Pufsta, und die Slaven. Die Anwesenheit der Gepiden, eines Restes der Goten, in Dakien, von dem Jiŭ und Olt [2]) bis zu den nördlichen Nebenflüssen der Theifs, ist uns nur durch Jordanes bezeugt, der sie als die eigentlichen Beherrscher der früheren römischen Provinz bezeichnet: sie waren aber wenig zahlreich, besetzten mehr das alte Vandalenland an der sirmischen Donau und spielten, trotz der Wertschätzung, die ihnen Jordanes zuteil werden läfst, nie eine grofse Rolle. Nach Barbarenart, d. h. durch Plünderungen, gewannen sie unmerklich eine vorübergehende Bedeutung, und durch

1) Kap. CXXII.

2) Ulca, Olt. Vgl. Zeufs S. 439.

innere Reibungen mit ihren langobardischen Nachbarn — mit diesen stieſsen sie in dem ihnen von Justinian eingeräumten Gebiete südlich der Donau bei Sirmium und jenseits der Drau, in der Gegend, die „die sirmische Insel“ hieſs [1]), zusammen — gingen sie, als herrschendes Volk wenigstens, zugrunde. Gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts waren sie schon in die antiquarische Rumpelkammer für ehrgeizige, gelehrte Chronisten und Rhetoren versunken [2]).

Es unterliegt für den unbefangenen Quellenforscher keinem Zweifel, daſs unter dem sehr verbreiteten Namen der Sarmaten auch slavische Völker mit zu verstehen sind: die nordischen Sarmaten gegen die Weichsel hin waren gewiſs Slaven. Tacitus, im ersten Jahrhundert n. Chr., weiſs sehr gut, daſs die Venedi, Nachbarn der Germanen im Nordosten, sich von diesen wesentlich unterscheiden [3]). Bis zum vierten Jahrhundert aber war dieser beträchtliche Teil der Barbarenwelt den Römern nicht näher und genauer bekannt geworden, denn die Germanen standen ja dazwischen. Nachdem aber die zuerst an die Donau kommenden Germanen: Bastarnen im Osten, im Westen Quaden und Markomannen, dann in einem zweiten germanischen Vorstoſs: Goten in der östlichen Steppe, Vandalen, Taifalen, Gepiden gegen die dakischen Berge und Pannonien hin, in unaufhörlichen, blutigen Kriegen gegen die Legionen aufgerieben worden waren, wurden slavische Stämme, doch unter dem allgemeinen Namen der Sarmaten mit begriffen, gelegentlich am römischen oberen Donaulimes sichtbar. Unter Attilas eisernem Szepter lebten sie wie die anderen benachbarten Barbaren, und die Kunde ihrer Taten verlor sich in der von der gemeinsamen Aktion der groſsen Plünderungsgenossenschaft. Als nach dem Tode des hunnischen Herrschers sich seine Untertanen nach ihren Stämmen wieder zerstreuten und die wieder frei gewordenen Germanen in einem oder dem anderen Teile des römischen Kaiserreiches eine dauernde oder vorübergehende Heimat fanden, entstand in den skythisch-sarmatischen Ländern über der Donau ein Vakuum, und die zögernden sanftmütigen Slaven wurden in dasselbe hineingerissen. Sie kamen aber nicht in der klas-

1) Menandrus S. 304, 310, 386; Procopius, De bello vand. I, 2; III, cap. 34 ff.; Hist. arcana S. 108.

2) Zeuſs a. a. O.; die Berichte über ihr Schicksal aus mittelalterlichen Quellen.

3) Germania 46.

sischen Barbarenweise, in wildem Rossegetrabe, dramatisch mit blutenden Händen den Vorhang der Weltgeschichte aufreifsend; sie erschienen vielmehr langsam, ruhig und sicher, in enggeschlossener Sippschaft, die Ackerwerkzeuge auf den Kriegskarren mit sich führend, von zahlreichen Ochsen- und Schafherden begleitet. Eine solche Wanderung in kleinen Abteilungen bis zu einer geeigneten Siedelungsstätte und nicht weiter konnte in den grofsen öden Tälern, auf der unendlichen unbesetzten Steppe, neben den dünngesäten Dörfern der römischen Provinzialen, unbemerkt vor sich gehen. Erst nachdem die Kunde von den neuen besseren Äckern an der Donau bis zu der zurückgebliebenen slavischen Masse gedrungen war und ein Stamm nach dem anderen sich auf den Weg machte, so dafs an den Flufsufern ein grofses Gedränge entstand, erst da erfuhren die Römer Näheres über die Ankömmlinge und zwar nicht nur durch Biwakreden und Erzählungen der Gefangenen in den Städtchen und Kastellen der vernachlässigten Nordgrenze.

Während Justinian, der neue Diokletian des anbrechenden Mittelalters, seine grofsen romantischen Restaurationspläne im westlichen Römerreich für kurze Zeit verwirklichte, vernahm man im östlichen Reiche überall die Kunde von grofsen kriegerischen Wanderungen: in den ehemaligen Gotengegenden tauchten die slavischen Sclavini und Antes (Wenden?) auf, diese die Ostgoten, jene die Westgoten in ihren im vierten Jahrhundert innegehabten Stellungen ersetzend [1]). Im vierten Jahre der Regierung Justinians wurde ein gewisser Chilbudius zum Präfekten in Thrakien ernannt, um die schon üblichen Einfälle der Slaven zu bekämpfen. Längere Zeit bekriegte er die Barbaren in ihrem eigenen Lande — wie ehemals Kaiser Valens, und zwar auf demselben Boden in der Nähe der Donaumündungen —, aber zuletzt wurde er besiegt und getötet. Dann, um den Sieg zu feiern, fuhren sich die Sclavini und Anten gegenseitig in die Haare, wobei ein Vertrag mit Neurom ge-

1) Jordanes S. 62—63. Die Slavenansiedelungen beginnen nach diesem gleichzeitigen Berichterstatter um „Novietunensis civitas", d. h. Noviodunum. Die falsche Lesart zweier Handschriften: „noviet sclavinorum unensis", wobei „Sclavinorum" vom Rande in „novietunensis" durch einen Abschreiber hineingebracht wurde, gab in der älteren rumänischen historischen Literatur Ursache zu vielen überflüssigen Debatten, wobei sich besonders der romantische Rätselerfinder Hasdeu auszeichnete: er wollte nämlich ein „Sclavinum rumunense" dem heutigen Slăvenĭ entsprechend, daraus machen, und somit die erste Erwähnung der rumänischen Nation hinein- und herauslesen!

schlossen wurde. Bald darauf bot ihnen Justinian die walachische Ebene zur Siedelung an und als emporium die Festung Turris — vielleicht den Ort, wo im späteren Mittelalter Nicopolis Minor an der Oltmündung, das heutige Turnu-Măgurele, stand. So wollte sich der Kaiser diese rothaarigen Barbaren gewinnen, die milde Götter der Flüsse und Quellen verehrten, in der „Demokratie" lebten, die als Helfer bei der Feldarbeit römische Sklaven zu gewinnen suchten und, obgleich sie von „hunnischen Sitten" nicht ganz frei waren, keineswegs als „schlechte Leute und Übeltäter" gelten konnten. In diesen Anto-Sklavinen glaubte er eine Wehrmacht gegen die viel gefährlicheren türkischen Stämme gefunden zu haben, eine Art Ergänzung zu den grofsen Befestigungswerken, Grenzkastellen und Emporiumstädten, die er auch an der Donau wie überall an den limites errichtete und erneuerte [1]. In der Tat werden von dieser Zeit an nur noch wenige Einfälle in Thrakien verzeichnet, aber desto häufiger und grausamer werden die Raubzüge, die „Sclavinen" in den Gegenden südlich von Pannonien, in Illyricum bis an das Adriatische Meer unternahmen. Diese Plünderungen waren aber nicht das Werk der walachischen Sclavinen: ihre Urheber waren vielmehr andere slavische Stämme, derselben westlichen Abteilung angehörend — die Serbo-Kroaten —, die sich neben den Gepiden in der pannonischen Ebene angesiedelt hatten. Sie kamen nicht als reine Beutejäger wie ihre germanischen und hunnischen Vorgänger, nahmen vielmehr das bessere Land in Besitz, schickten sich an „dort zu überwintern" und haben wirklich in einigen Jahrzehnten hier im nordwestlichen Teile der Balkanhalbinsel und an der ganzen dalmatischen Küste ihren Zweck erreicht: das ganze Land gehörte ihnen, wie es schon früher in Altdakien der Fall gewesen war [2].

Die einst so mächtigen Hunnen waren keineswegs vernichtet, wie das übrigens auch nicht denkbar wäre. Wie später die Tataren, die, nachdem ihr Angriff auf die in romanisierten Kulturformen sich entwickelnden Staaten der westlichen Germanen zurückgeschlagen worden war, die Steppenheimat wieder aufsuchten und aus den Donaugegenden verschwanden, so geschah es auch mit der militärischen Aristokratie der hunnischen Dörferbesitzer und Kriegsbefehlshaber. In Pannonien, das den empörten deutschen Stämmen als Erbteil zufiel, wuchs das

1) Vgl. Procopius, De aedificiis II; De bello Gothico III, cap. 14 ff.

2) Procopius, De bello gothico III, cap. 29, 35, 38 ff., 40; IV, cap. 4, 26.

Pufstagras auf den Trümmern des königlichen „Ringes“; aber die ehemaligen Gefährten Attilas behielten in der russischen Ebene bis zum Kaukasus, wo die „ephtalitischen“ Hunnen eine ständige Gefahr für das Perserreich bildeten, ihr Hirten- und Räuberleben bei, als Araber dieser zweiten Wüste, und prägten, obgleich in viel schwächerem Mafse, ihr Herrscherzeichen kleineren Völkern, fremden Ursprungs oder der nämlichen Rasse angehörig, auf. Es ritten so nebeneinander und gelegentlich gegeneinander, in unaufhörlichem Toben und Tummeln, die turanischen Stämme, die, einander so ähnlich in Aussehen und Sitten, ihre Bundesverhältnisse so oft umgestalteten, dafs die östlichen Römer, Politiker wie Geschichtschreiber, die „Türken“, im sechsten Jahrhundert die Hauptgruppe, nicht von den Bulgaren in der grofsen Bulgarei am Atelflusse (Wolga) zu unterscheiden vermochten, noch von den Utiguren und Kutriguren, die in Konstantinopel als besiegt und vernichtet galten, endlich von den *Οὐαρχωνῖται, Οὐαρχουννί* oder Hunniwaren [1]), denen die nächste Zukunft in den norddonauischen Ländern gehörte. So wird unter den Kaisern des sechsten Jahrhunderts, vor Justinian und während seiner Regierung, von den „Hunnen und Bulgaren“ gesprochen, welche in Thrakien unter Nationalhäuptlingen, kleineren Söhnen des alten Helden Attila, wie Balach, kämpften: einige davon traten zum Christentume über, kleideten sich in römische Uniform und traten den Barbaren, ihren Brüdern von ehedem, entgegen; grofse Massen von solchen „Bulgaren“ — nach dem Ausdrucke gleichzeitiger Schriftsteller wie späterer Kompilatoren — wurden in Armenien und der Lazike angesiedelt. Einem Gepidenfürsten von königlichem Blute, der es bis zum magister des illyrischen Heeres brachte, wird die Ehre zugeschrieben, die unbezähmten Turanen endgültig von der römischen Grenze zurückgeworfen zu haben [2]); auf diese blutige Art wurde „ein tiefer Friede in Thrakien wiederhergestellt“ (*εἰρήνη βαθεῖα ἐν τῇ Θρᾴκῃ*) — selbstverständlich nur bis zu den Slavenvorstöfsen [3]).

Während aber die Donaulinie durch die Sklavinen und Anten besetzt

---

1) Menandrus S. 401; Theophylakt S. 284; Jordanes S. 127.

2) Theophanes, Kompilator des 9. Jahrhunderts, I, Bonner Ausg., S. 247, 269, 338—339; Marcellinus Comes und Victor Tennennensis in Mon. Germ. Hist., Auctores antiquissimi XI, S. 103, 104, 108, 205.

3) Vgl. das bei Zeufs unter „Avaren“ und „Bulgaren“ angesammelte Material.

wurde, ging ein türkisch-tatarischer Stamm, die Avaren nach inneren Kämpfen in der Steppenwelt vom Dnjestr gegen Westen vor: ein geknechteter Stamm — man denke an die Limigantes, servi der Sarmaten und später Herren ihrer Herren — erzwang sich die Freiheit und behielt noch Kraft genug, um an die Gründung eines Kriegerreiches für Hirtenkönige oder Chaganen, Khane, aus ihrer Mitte denken zu können. Im Jahre 551, wie gewöhnlich angenommen wird, ist nach langer Unterbrechung wieder von „Hunnen", die neben den „Sclavi" oder Sclavini in Thrakien plündern, die Rede: sie drangen bis zu den langen Mauern des Kaisers Anastasius vor, und nur das Erscheinen einer byzantinischen Flotte rief sie, nachdem sie Thrakien und Illyrien vollständig geplündert hatten, zurück. Sie gaben sich als das gröfste, tapferste Volk aus, die gewöhnliche Empfehlung der Barbaren, und obgleich sie nicht Ländererwerb zu Kulturzwecken ersehnten, gab ihnen Justinian, um sie anzusiedeln und ihrer etwas sicherer zu sein, Pannonia secunda, von wo die Heruler gegen Norden aufgebrochen waren. Hier waren sie von der römischen Grenze, jenseits deren der Reichtum der Städte und Felder den faulen blutdürstigen Wilden in Versuchung führte, durch das Reich der Gepiden auf der sirmischen Insel zwischen der Drau und Sau geschieden; und diese Art der Ansiedlung ist nicht ohne Absicht geschehen [1]. Aber sie konnten das Einschiebsel natürlich nicht dulden und suchten, nachdem sie den königlichen Sitz Attilas eingenommen hatten, auch die südliche Grenze des von dem grausamen Könige beherrschten Reiches zu erlangen. Im Bunde mit den Longobarden bezwang der grofse Chagan Baian die Gepiden, und nun begann eine ganze Reihe von Kriegen, um die „Erbschaft" der Besiegten anzutreten, das heifst die römischen Garnisonen von Sirmium und Singidunum, die Vorposten in dieser Gegend, zu vertreiben und nach Süden hin ihre Stellung einzunehmen. Trotz der langjährigen, wahrhaft heldenmütigen Gegenwehr der Byzantiner — der Kaiser gab nur nach schweren Opfern und mit grofsem Schmerze den Befehl, die Grenzfestungen zu räumen —, zog endlich das Avarenheer mit dem goldstrahlenden Könige der neuen „Hunnen" an der Spitze in die verödeten, von den Einwohnern verlassenen Städte ein [2].

---

1) Vgl. Menandros S. 282, 285, 287—288; Theophanes S. 360, 362, 380, 395—398.

2) Menandros S. 303—305, 312—313, 332—338, 352, 386ff., 405 bis 407, 424—427; Theophanes S. 585; Theophylakt S. 40.

Avaren und Slaven, „Barbaren“ und „Sclavini“ — wie man sie in Konstantinopel unterscheidend nannte [1]) — lebten in keinem freundlichen Verhältnisse zueinander: der Chagan wollte den Slaven den tatarischen Zins aufzwingen, um sich ihrer, wie Attila mit den germanischen Völkerschaften getan hatte, als Kriegshelfer und Ernährer im Frieden zu bedienen. Die Avaren, denen diese Forderungen von den Slaven gewöhnlich [2]) abgeschlagen wurden, unterstützten die „Römer“ gegen die Donauanwohner, befreiten die römischen Gefangenen, fuhren auf kaiserlichen Schiffen die Donau hinab und brandschatzten die sklavinischen Dörfer und Äcker [3]). Als im siebenten Jahrhundert, unter Kaiser Mauricius, die byzantinischen Befehlshaber Priscus und Petrus gegen die Sklavinen ihre immer erneuerten Beute- und Züchtigungszüge unternahmen, die slavischen Ansiedelungen in dem vormals trajanischen Dakien vernichteten, die Barbaren in die Gefangenschaft trieben, die Häuptlinge, ἔξαρχοι, dieser Demokratie beim Schmause überfielen, um in dieser Barbarenart den zahlreichen Feinden zu imponieren und die süddonauischen Provinzen vor ihren Einfällen zu sichern, spielten die Avaren eine zweideutige Rolle, die sich aus ihrer Stellung erklärt. Der Chagan liefs die römischen Offiziere nach dem Zwecke ihrer Anwesenheit in Gegenden, die doch ihm gehörten, fragen, spottete über ihre nicht ernst gemeinten Jagdvorwände, bekam Komplimente wie „Vagabund aus dem Osten“ zu hören, unternahm kriegerische Demonstrationen gegen die Byzantiner — wobei er Dalmatien beunruhigte oder sogar durch die moldauischen, vielleicht auch marmarosischen Pässe bis nach Scythia Minor und Tomi kam — und ward bei Singidunum und Sirmium, der schwächsten Stelle seiner Position, von den „Römern“, die sich mit ihrer Flotille der Festungen bemächtigten, angegriffen. Schlachten wurden gegen Avaren und Gepiden in den Theifssümpfen, in der Nähe von Widin bei den Donaukatarakten auf dem linken Ufer geschlagen. Aber der Chagan war doch kein unerbittlicher Hunnenkönig: zur Not erwies er die Gefälligkeit, auf die „heiligen Bücher“ der Nachbarn zu schwören, und beschenkte, in einem treu beobachteten Waffenstillstande während der Osterzeit, seine Gegner mit allerlei frischem Vorrate, wobei er als Gegengeschenk Spezereien aus dem Morgen-

1) Theophanes S. 415.

2) S. aber Theophylakt S. 246, 264: Slaven im Avarendienste.

3) Menandros S. 287—288, 405.

lande bekam. Und schliefslich kehrte man zum Frieden und zu der natürlichen Donaugrenze zurück [1]). Nach dem Tode des Kaisers Mauricius, der in diesen Gebieten als Restaurator auftrat, wich übrigens die Reichsgrenze trotz gelegentlicher Wiedererwerbszüge, wie z. B. der gegen die Slaven von 649 einer war [2]), hinter die Donau zurück, und der Kaiser verzichtete auf die Fortsetzung des kostspieligen, gefährlichen und unnützen Kampfes gegen die unzählige Menge der Feinde. Während gegen die vordringenden Araber die viel reicheren asiatischen Provinzen, die Inseln und die Hauptstadt selbst verteidigt werden mufsten, zogen die Slaven langsam und sicher über die Grenze und liefsen sich in Mösien häuslich nieder. Als die Bulgaren hierher kamen, fanden sie sieben seit langer Zeit angesiedelte slavische Stämme vor und vermochten nichts weiter, als ihnen den eigenen barbarischen Namen zu geben, wobei sie selbst als turanisches Volk von der Bildfläche verschwanden [3]). Diese letzte türkische Flut, die im siebenten Jahrhundert begann, dauerte bis zum Jahre 1000, berührte Gebiete nördlich und südlich von der Donau, blieb aber für die jeweilige Bevölkerung — mit Ausnahme der Ungarn — ohne ernste ethnographische Folgen. Deshalb genügt hier ein kurzer Überblick über die Bulgaren sowie Petschenegen und Komanen.

Durch innere Umwälzungen in dem „türkischen“ Steppenreiche um die Mitte des siebenten Jahrhunderts werden die Bulgaren, die e c h t e n Bulgaren, auf die geschichtliche Bühne geschoben. Wie die Avaren gegen ihre Herren, so erhoben sich die Bewohner der Atelufer gegen die Avarenhäuptlinge und errangen sich die Freiheit. Ein solcher Sieg mufste eine Verdrängung der Besiegten mit sich bringen oder einen Auswanderungszug nach den verlockenden Gegenden des Südens und Westens, wozu ein unwiderstehlicher Drang alle Barbaren trieb. Die „sarmatischen“ Karren wurden für die grofse Reise vorbereitet, und „König“ Kubrat, den die Byzantiner als Chrobatos kennen, trat als kriegslustiger Häuptling an die Spitze seines kleinen Volkes, das ein römisches Kanaan suchte. Nach seinem Tode wurde, wie nach dem Tode Attilas, nach turanischer Sitte auch das Erbe an Kriegsvolk unter seine Söhne verteilt, gerade wie die Kriegsbeute und die Herden.

1) T h e o p h y l a k t und sein Abschreiber T h e o p h a n e s, passim.

2) T h e o p h a n e s S. 530, 532—533.

3) T h e o p h a n e s S. 549.

Es waren fünf Brüder, und jeder ging, wie die Söhne Attilas, seinen eigenen Weg: in Pannonien bekamen die Avaren bulgarische Helfer, auf den entlegenen Schlachtfeldern des Westens zeigten bulgarische Söldlinge ihren Mut. Aber dem dritten Sohne Kubrats lachte das Glück in gröfster Nähe: mit seinem Völkchen suchte sich Asparuch einen geschützten Lauerwinkel und fand ihn zwischen dem Dnjestr, dem Pruth und der Donau, im südlichen Bessarabien, wo er durch unwegsame Moräste und Schilfdickichte besser als durch Gräben und Mauern gedeckt war. Die „römischen" Posten im östlichen Mösien erstatteten darüber dem Kaiser Bericht, und die Gefahr wurde als so ernst betrachtet, dafs der Kaiser persönlich die Eindringlinge von den Donaumündungen zu verdrängen suchte. Er kam aber nicht bis zum Kriegsschauplatze, und seine Truppen zögerten so lange, auf diesem unbekannten „skythischen" Terrain ihre Pflicht zu tun, dafs die Bulgaren den Mut fafsten, den fliehenden Soldaten nachsetzten und sich der slavischen Dörfer am Schwarzen Meere und an der Donau bemächtigten. Wie es in solchen Fällen üblich war, wurden die Barbaren zum Föderatfrieden eingeladen und wurden so durch förmlichen Vertrag Bewohner des Reichsbodens in Ostmösien und in der Umgegend der alten, starken Festung Durostorum, die bis jetzt als Drstor (Silistrien) fortbesteht. Sie trafen hier in den Städten und Kastellen eine Lateinisch und Griechisch sprechende Bevölkerung, kaiserliche Truppen in den Kastellen und Burgen, in den Hämusschluchten, die sie bald erreichten, romanisierte Thraker und Germanen neben verwilderten Provinzialen, die sich ihnen angeschlossen hatten, und in zahlreichen Ansiedelungen, den slavischen Dörfern neueren Ursprungs, Leute, die unter ihren Bojaren — für die griechischen Chronisten ἔξαρχοι und sogar ῥῆγες [1]) — Ackerbau trieben. Alle waren Anhänger des Christentums.

Die Bulgaren hauchten diesen heterogenen Elementen neues Leben ein; sie verteilten sie unter die Fahnen der einzelnen „Woewoden", der Kriegsherzöge, und zogen sie an den Hof des neuen barbarischen Cäsars, des Zaren, der notwendigerweise, als barbarischer Erbe der römischen Welt, auch als Bewerber um das kaiserliche Konstantinopel auftrat. Das war alles, was sie mitbrachten. Alles andere, Sprache, Sitten und zuletzt — im achten Jahrhundert — den Glauben, übernahmen sie von

1) Theophylakt S. 257.



ihren Vorläufern auf mösischem Boden, und zwar besonders von den zahlreicheren und den Herrschern, was die Kulturstufe anbelangt, näher stehenden Slaven. So entstand und entwickelte sich in dem romantischen Traume nach einer neuen Weltherrschaft über den Osten das bulgarische Zarenreich, eine ungeschickte und naive Nachahmung des byzantinischen Musters. Als im elften Jahrhundert Basilius der *Βουλγαρόκτονος* dem schon verfallenden Staate ein Ende machte und die alte justinianische und mauricianische Grenze an der Donau wiederherstellte, blieb auf dem Boden, wo das Bulgarenreich bestanden hatte, kaum etwas anderes übrig als die Erinnerung an grofse Kriege. Übrigens scheint sich dieses erste bulgarische Reich dauernd nicht sehr weit nach Westen ausgedehnt zu haben [1]).

Hauptstadt blieb, selbst in der Zeit der grofsen Zaren, Prěslav, die slavisierte Markianopolis, und erst, nachdem diese alte Residenz und das ganze östliche Bulgarien von Kaiser Tzimiskes im zehnten Jahrhundert erobert worden war, flüchteten sich die „Herzöge", die Kronprätendenten und die hohe Geistlichkeit nach dem Südwesten, wo unter Basilius ein zweiter Krieg für die Freiheit unternommen wurde. So endete bei Dyrrhachium, in dem abhängigen kroatisch-serbischen Lande, an der adriatischen Küste die grofsartige militärische Schöpfung, die drei Jahrhunderte vorher dort, wo die Donau sich in das Schwarze Meer ergiefst, ihren Anfang genommen hatte [2]).

Die langdauernden Kämpfe zwischen Bulgaren und Griechen um die „kaiserliche" Herrschaft in Osteuropa riefen wiederum neue Bewerber um die reichen Länder an der Donau herbei. Oder vielmehr, ein unwiderstehlicher „Zug nach Osten" drängte alle in der Steppe weilenden barbarischen Völkerschaften vorwärts, und die Verwickelungen am Schwarzen Meere und am Hämus beschleunigten nur das Erscheinen der zurückgebliebenen Slaven und „Türken". So kamen nach der Reihe, die einen, um bleibende Sitze zu erobern, die anderen, um nur ihren Namen auf den Gedenkblättern der byzantinischen Chronisten zurückzulassen, die Ugren, die Russen, die Petschenegen und ihre Zwillingsbrüder, die Komanen.

Aus der russischen Steppe riefen als Helfer wahrscheinlich zuerst

---

1) Über die Ansiedelungen der Bulgaren s. Theophanes S. 514 ff.

2) Quellen und Darstellung dieses „westlichen Reiches" in der Notiz Jirečeks: Archiv für slavische Philologie XXI, S. 545 ff.

die Byzantiner selbst jene finnisch-türkischen Barbaren herbei, die der Gesichtsfarbe, Körperbildung und den rohen Sitten nach ihren Vorgängern an dieser Kulturschwelle glichen und sich der Reichsgrenze näher in der Gegend der grofsen Flüsse befanden. Die eigentlichen Ogoren treten dabei deutlich erkennbar hervor, und bald wurde für die Bulgaren das „skythische Messer" (μάχαιρα) zur Zuchtrute Gottes [1]).

Die Ankömmlinge waren nicht reine Türken: bei ihnen war vielmehr das türkische Blut mit einem überwiegenden ursprünglichen finnischen vermischt. Wie die Fenni des Tacitus, ihre Urahnen [2]), trieben sie mit Vorliebe das Jägerhandwerk und die Fischerei. Sie waren keine ausgezeichneten Reiter wie ihre Nachbarn von echtem skythischem Blute, aber ihre Pfeile fanden immer ihr Ziel und liefsen sie gefürchtet erscheinen. Als sie durch eine Bewegung der Kazaren und Uzen — ihnen überlegene turanische Völkerschaften — nach Westen geschoben wurden [3]), fanden sie, wie die Bulgaren, eine gesicherte Zuflucht in den Sümpfen an der Donaumündung, von wo aus sie östlich und westlich, der Meeresküste entlang, am unteren Sereth, Pruth, „Trul" (Turla, türkisch: Dnjestr) und selbst am Dnjepr, ihrem „Baruch", herumstreiften. Unter Kaiser Leo dem Philosophen, gegen Ende des neunten Jahrhunderts, als Byzanz gegen die Bulgaren kämpfte, erschien eine „römische" Flottille auf der Donau, Gesandte des βασιλεὺς betraten das linke Ufer und versprachen den Bewohnern dieses „Atelkus" [4]) schöne goldene Münzen und eine reiche Beute an Kleidern, Geräten und Gefangenen, wenn sie mutige Unterstützung gegen den König von Preslav leisten würden. Die „Mazaroi" (Magyaren) liefsen sich die Sache nicht zweimal sagen: vor ihrem unerwarteten Einfalle — zum ersten Male genossen die neuen Barbaren die Ansicht eines Kulturlandes, wenn auch eines solchen im Zustande des Verfalles — schlofs sich Zar Simeon in Silistrien ein. Aber nachdem die Griechen feige und opportunistisch ihren Friedensvertrag mit dem Bulgarenherrscher unterzeichnet hatten, übte dieser eine furchtbare Rache an

1) Vita S. Clementis, episcopi Bulgarorum, 10. Jahrh., Ausg. Miklosich, Wien 1847, S. 34.

2) Germania § 46.

3) Const. Porphyrog., cap. 37.

4) Eigentlich „Insel in einem grofsen Flusse"; Zeufs S. 751; Rösler, Rom. Studien, S. 155.



den verachteten Feinden. Von der einen Seite drangen die Bulgaren in die ungarischen Dörfer ein, von der anderen die eigens dazu gedungenen Türken, die, bis zum Chaganenkastelle Sarkel am Dnjepr ihre Macht ausdehnend, unter dem Kriegsnamen von Patzinakiten bei den Byzantinern, von Petschenegen, Bisseni, bei anderen Nachbarn bekannt waren. Durch einen kombinierten Angriff, während die Männer auf Jagd- oder Beutezügen waren, wurden die magyarischen Ansiedelungen in Südbessarabien völlig zerstört, und die wehrlosen Frauen und Kinder entzogen sich flüchtend dem Gemetzel oder der Gefangenschaft. Die Folge davon war selbstverständlich eine neue Auswanderung [1]): von Konstantinopel vielleicht wurde ihnen als neues Ansiedelungsgebiet Pannonien angewiesen.

In der grofsen fruchtbaren Ebene an der Mitteldonau waren die Avaren als leitendes Volk schon längst wieder verschwunden. Das neue westliche Reich der fränkischen Germanen, auf alte Kultur und Überlieferungen gestützt, hatte sich diese Gegend, wo eine andere Welt begann, als östliche Grenze ausersehen, und die Karolingische Mark wurde auf den Trümmern des Avarenreiches errichtet [2]).

Wo die Macht des Markgrafen aufhörte, war das Land im Besitze der frei gewordenen „Sklavinen" von ehedem: hier wie anderswo lebten sie „demokratisch" organisiert in ihren Dörfern unter Gauhäuptlingen, die in den fränkischen Annalen als „duces" bezeichnet werden, und das mufs Woewoden bedeuten. Durch die Vereinigung dieser zerstreuten Kräfte entstand in diesem Gebiete ein moravisches Reich, aber diese Schöpfung eines energischen Führers, Sviatopluk, konnte ihn selbst nicht überdauern. Als Ersatz für die Mähren erschienen die Bulgaren, welche die meisten Serbenstämme unterjocht oder in sich aufgenommen hatten, vom Süden her kommend, und die Drau bedeckte sich mit den Prahmen des slavischen Imperators [3]). Die „rectores" des Zaren herrschten an der pannonischen Donau, wie an der Theifs, über Slaven, Reste der Germanen und Türken, wie auch über rumänische Hirten,

---

1) Vgl. Porphyr., cap. 37, 40; die byzantinische annalistische Erwähnung in den Kompilationen, welche den Namen von Georgius Monachus Symeon (S. 701 und 853), Leo Grammaticus (S. 877), Pseudo-Theophanes continuatus (S. 359) tragen; Kedrenos II, S. 255—257.

2) Zeufs S. 736 ff.

3) S. z. B. Mon. Germ. Hist., Script. I, S. 216, 360.

von ihren neugebauten oder wiederhergestellten Schlössern aus, die in den Bergen oder in der Nähe ungangbarer Sümpfe lagen.

Die Magyaren — die Volkslieder zählen sieben Führer unter dem Herzoge Arpad, der aber sehr wahrscheinlich [1]) schon gestorben und durch seinen Sohn ersetzt worden war, — schlugen den viel längeren, aber sichereren Steppenweg ein, wo sie nur friedliche Slavendörfer fanden, und stiegen so, ohne die Bergschluchten betreten zu müssen [2]), in das pannonische Hunnenparadies herab. Nach der Legende, die uns in einer sehr späten, aus dem zwölften oder vielmehr dreizehnten Jahrhundert stammenden, von einem anspruchsvollen, dem Namen nach unbekannten Notar des Königs Béla herrührenden Version übermittelt wird [3]), stiefsen die Eroberer, deren Heldentaten uns bis in die kleinsten geschichtlichen und örtlichen Details erzählt werden, auf mehrere bulgarische und walachische Herzöge („duces"), gerade wie in der Zeit des asènischen Reiches, welches von „blacchischen" Hirten für bulgarische Bojarensprößlinge geschaffen wurde [4]). Der Enkel von Kean, welcher zuerst das Zarenland verlassen hatte, Salan, auch ein erdichteter Name, herrschte von der Donau bis zu den „Polen und Ruthenen" und wohnte im Schlosse „Zemlum" (Semlin), aufser welchem dieser „dux tytulensis" auch Borsoa und andere befestigte Ortschaften besafs. Menumorout war der Beherrscher des Eisernen Tores, durch welches man in das heutige Siebenbürgen gelangt, und in den Biharer Bergen, wie auch im ganzen Körös und Szamoslande gehorchte man

1) Porphyrogenetes, cap. 38, S. 172.

2) Nestor, Ausg. Leger, S. 19.

3) Der Verfasser führt auch „annales chronici" und „codices hystoriographorum" als Quelle an, aber wohl nur, um damit zu prahlen. Alles, was er sagt, stammt aus den stolz verschmähten Liedern der „ioculatores", mit Ausnahme der naiven Erklärungen der geographischen Namen. Die letzte Ausgabe des Anonymus findet sich in der magyarischen Sammlung der Quellen über die Landeinnahme. Vgl. die Studien von Kaindl im Archiv für österr. Gesch. Jahrg. 1901.

4) Der Name der „Blacci" ist in der lateinischen Kanzlei der Zaren von Trnowo üblich, und der Anonymus hatte gewifs viele solcher Briefe in Händen gehabt. Später kommt er bei ungarischen Chronisten (Simon de Keza) und Urkundenschreibern vor („terra, silva Blacorum et Bissenorum"; Zimmermann-Werner, Urkundenbuch I, S. 27, 35, 55; J. 1223—1231). Der bei dem Anonymus genannte Szathmár wird nur im 13. Jahrh. urkundlich erwähnt; Pič, Streitfrage, S. 23.



seinen Befehlen. Glad war am Tömös, in Keve und Orsova der Vertreter seines „griechischen und bulgarischen Kaisers“. Endlich in dem Lande jenseits der Berge — der „terra ultrasilvana“ — stand der Wlachenherzog Gelou zum Kampfe bereit, wobei er von einem unabhängig kämpfenden magyarischen Bandenführer getötet wurde. Nachdem durch Kampf und Vertrag die Ungarn das Land erworben hatten, sandte nach dem Volksliede der Ahnherr der künftigen Könige Grenzwächter, wie die Székler, bis in die entlegensten Karpathenwinkel.

In dem gleichzeitigen Stile würde der prahlende Bericht also lauten: „Mühsam verdrängten die Eindringlinge die letzten Spuren der bulgarischen Herrschaft und wurden so zu Völkerbeherrschern in Pannonien. Von dort aus mischten sie sich als Söldlinge — in der Art der Avaren — in die balkanischen Wirren. Erst als man schon das Jahr 1000 n. Chr. zählte, machte der Papst, bei welchem Gesandte des magyarischen Oberhäuptlings erschienen waren, aus dem dux Stephan einen apostolischen König für die ungarischen Länder. Um dieselbe Zeit dehnte sich auch der neue pannonische Staat über die siebenbürgische Grenze aus, wobei sich im westlichen Winkel, nördlich vom Maros, eine zweite Alba des Königs auf der Stelle einer bulgarischen Weifsenburg, Belgrad — heute noch wird die Stadt von den rumänischen Bauern Bălgrad genannt — erhob [1]). Bis zum vollständigen Besitze des nur erst betretenen Landes aber waren noch lange Kämpfe und grofse Kolonisationsanstrengungen nötig“.

Die Petschenegen, die Bezwinger der Magyaren, wurden auch ihre Nachfolger auf dem ateluzischen Boden. Dies kleine Gebiet, welches nur einem Völkchen von Jägern und Fischern als Heimat dienen kann, wurde, besser gesagt, nur ein Anhängsel zu der viel gröfseren petschenegischen Steppe, wo diese gefürchteten Barbaren, „böse Kerle“ für alle ihre Nachbarn [2]), ihre unzähligen Herden von Ochsen, Pferden und Schafen weideten [3]). Zu dem westlichen „Angulus“ ihres weiten Herrschaftsgebietes, wo sie bis Drstor an der Donau die Nachbarn der Bulgaren waren, führte sie in ihren beweglichen Häusern [4]) nur im Sommer der Hirten-

1) Vita S. Stephani in Florianus, Fontes domestici (Budapest 1881 bis 1885) I, S. 23, 75.

2) *κακὰ παιδία*; Const. Porphyrogenetes cap. 8.

3) Ebend. cap. 3.

4) *φερέοικοι*; Leo Diaconus S. 157.

beruf, aber die walachische Ebene war ihnen offen bis zur zerstörten Trajansbrücke, wo das neue „Türken"reich der Magyaren begann, und in das unverteidigte Siebenbürgen kamen sie nicht selten durch die bekannten Karpathenpässe [1]), um die Getreidelieferungen und die Herdezehnten der untergebenen Dörfer in Empfang zu nehmen. Bulgaren waren nirgends in dieser Ebene herrschaftsberechtigt. Wenn eine byzantinische Quelle von der *Βουλγαρία ἐκεῖθεν τοῦ Ἴστρου* unter König Crum spricht [2]), trifft man kurz vorher eine Erwähnung der *Βουλγαρία* geradezu als Reiseziel derselben byzantinischen Kriegsgefangenen: *ἐκεῖθεν* kann den Sinn von cis neben dem gewöhnlicheren von trans haben, und vielleicht dachte der Chronist bei dieser, in der ganzen mittelalterlichen griechischen Historiographie vereinzelt dastehenden, näheren Bezeichnung Bulgariens an das in Byzanz gar nicht unbekannte Grofsbulgarien an dem Atelflusse.

Nachdem sich die Völkerverschiebung an den Donaumündungen vollzogen hatte, benutzten die den Barbarenzwistigkeiten völlig gleichgültig zuschauenden Byzantiner Petschenegenscharen, wie sie früher magyarische Schützen angeworben hatten. In den Kriegen mit den Bulgaren erscheinen kaiserliche Flottillen, von den Drungarien befehligt, an der unteren Donau, und nach Empfang von Geldzahlungen überschreiten die zum Sommeraufenthalte hier weilenden Reiter den Flufs, um mit fremden Herden und Gefangenen zurückzukehren. Unter dem porphyrogeneten Geschichtschreiber, welcher uns so wertvolle Notizen über die nördlichen Nachbarn des Reiches in seinen Erinnerungen und Kompilationen hinterlassen hat, war diese Besoldung der „Patzinakiten" kein aufsergewöhnliches Ereignis: die Leute kosteten wenig, standen im Rufe der Unüberwindlichkeit und waren viel gefügiger als die anderen: sie entfernten sich auch gleich, um im Herbste den Weg nach Schlofs Sarkel zu nehmen. Ackerbau betrieben sie gar nicht, Gesamtherrscher haben sie niemals gehabt, was politischen Ehrgeiz ausschlofs, und für ihr Tummeln und Wandern war es auf dem bergigen, mit Städten besäten Boden des Balkan viel zu eng.

Nach dem Tode des schreibseligen Kaisers Konstantin glaubte man aber in Byzanz ein geeigneteres Element, um Barbaren durch Barbaren

1) S. Vita S. Stephani S. 23, 75.

2) Simeon Magister, S. 615. In Georgius Monachus, S. 818: *πέραν τοῦ Δανουβίου* ist ein Mifsverständnis.



zu bekämpfen, gefunden zu haben: Nikephoros Phokas rief die Russen, die Slaven vom Dnjepr, die „Tauroskythen" der gelehrten Ausdrucksweise, welche unter dem Namen der fremden erobernden „Rhos", wie die süddonauischen Slaven unter demjenigen der dieselbe Rolle spielenden Bulgaren, politische Einheit und militärischen Ruhm erlangt hatten. Swiatoslaw fand auf dem Wasser des Tutelarflusses, dann auf dem Meere, endlich in den Donaumündungen einen Weg nach Drstor, wo er keinen Widerstand von der Seite der ihn von Byzanz abschliefsenden Petschenegen zu fürchten brauchte. Er kam glücklich an, und nach vielem Ringen, wobei er immer die Oberhand behielt, nahm er die Stellung des Zaren ein, dessen Familienglieder gefangen oder vertrieben wurden, und residierte in Prěslav, wo ihm in der Nähe das bekannte, für ihn freundliche Meer, das für sein Volk die zweite Heimat war, entgegenlachte. Der Kaiser in Konstantinopel mufste sich die Sache gefallen lassen, aber als der energische Tzimiskes den Thron bestieg, mufsten sich die Eindringlinge, die den Weg zur Rückkehr vollständig vergessen hatten, zur Verteidigung rüsten: nach schwierigem Kampfe fiel Prěslav in die Hände der „Kaiserlichen", und nachdem Drstor — wieder erschien für die Belagerung der alten, wichtigen Grenzfestung eine byzantinische Flottille auf der Donau — wiedererobert war, nahm der triumphierende Kaiser die wankende Krone dem jungen, eben erst wieder eingesetzten letzten Zaren der östlichen Bulgaren vom Haupte. Auf der Stelle, wo Swiatoslaw, im goldenen Schuppenpanzer, verzweifelt um Beute, Ehre und Leben gekämpft hatte, erstand das neue Kastell Theodoropolis, als Schlufsstein des Eroberungswerkes.

Als der russische Held nach dem entfernten Vaterlande am Dnjepr floh, hatte er, wie zu erwarten war, von den auf byzantinische Einflüsterungen herbeieilenden Petschenegen eine Schlappe erlitten [1]), obwohl Banden desselben Volkes mit ihm zusammen auf dem mösischen Boden gekämpft hatten [2]). Aber trotzdem sie die Ungarn auch später beunruhigten [3]), hatten sie doch bereits ihre elastische Kraft verloren,

1) Vgl. auch Nestor S. 59.

2) Für den ganzen Krieg ist Leo Diaconus und der Kompilator Kedrenos mit dem russischen beinahe gleichzeitigen Chronisten Nestor zu vergleichen. In späteren griechischen Quellen finden sich nur etliche ergänzende Einzelheiten.

3) Vita S. Stephani a. a. O.

und bald erkannten die nach Westen vordringenden türkischen Völkerschaften in den uzischen Komanen, die von dem selben Schlosse Sarkel kamen, ihre neuen Herren.

Wie es nur selten bei solchen Völkern der Fall ist, sanken jedoch die Petschenegen aus ihrer leitenden Stellung in tragischer Weise herab, infolge von unerwarteten Verwickelungen, die von den byzantinischen Geschichtschreibern genau überliefert werden. Die Nomaden hatten zu lange in Berührung mit dem griechischen Neurom gestanden, um nicht mit der Zeit ihren Nachbarn Organisationselemente zu entlehnen, und so erstand endlich ein Alleinherrscher für die kriegerischen Hirten, welcher sich die ehemals unabhängigen Häuptlinge der dreizehn Stämme ebenso unterwarf, wie viel später der krimische Khan als „Kaiser der tatarischen Nation“ die Stammsultane. Ein solcher petschenegischer „Khan“ war in der Mitte des zehnten Jahrhunderts Tyrach, und er fand in dem tapferen Kegen einen gefährlichen Nebenbuhler, der ihn einmal bis in die Donausümpfe des „Angulus“ zurückdrängte. Der Sieger mufste sich aber bald vor dem Khan flüchten, der alle Kräfte seines Volkes, in der ganzen Ebene, von der Grenze Ungarns und Pannoniens bis zum Dnjepr, gegen ihn zum Kampfe aufrief [1]). Nur zwei Stämme entschieden sich für den kühnen Rebellen: er erlag der Übermacht und, wie die Goten vor den Hunnen, flüchteten sich die Kegenischen Petschenegen vor der grausamen Rache des beleidigten Tyrach auf römischen Boden: so kamen gegen 20000 Flüchtlinge auf eine Insel in der Nähe von Drstor, d. h. in die Sümpfe, die östlich von dieser Stadt der gespaltene Flufs bildet [2]). Kegen selbst wurde nach Konstantinopel geschickt und er erhielt durch die Taufe einen Kulturfirnis: ein griechischer Mönch übte am Donauufer dieselbe feierliche Handlung bei den zurückgebliebenen wilden Scharen, und als „foederati“ nach alter Sitte bekamen die neuen Bürger Ostroms nicht nur Felder für ihre Sklaven, sondern auch drei Verteidigungsfestungen gegen ihre Verwandten jenseits der Donau.

Diese forderten die Auslieferung der Flüchtlinge, und als ihnen dies abgeschlagen wurde, kamen sie selbst in ungeheuerer Masse, um

1) *Νέμονται δὲ τὰς πέραν Ἴστρου ἀπὸ τοῦ Βορυσθένους ποταμοῦ καὶ μέχρι Παννονίας ἡπλωμένας πεδίαδας*; gleichzeitiger Bericht in Kedrenos II, S. 582.

2) Die heutige Insel Borcea, von Călărași bis Hîrșova.



die Ungehorsamen zu bestrafen. Um den Einfall zu verhindern, eilten mit den kaiserlichen Barbaren Michael, „Befehlshaber der Städte am Ister“, die Truppen des bulgarischen Thema herbei, und dazu kamen Verstärkungen „vom Westen“; eine Flottille von hundert Fahrzeugen erschien, um zu verhindern, dafs neue Feinde auf dem Flufswege zuströmten. Aber als der Nordwind eine feste Eisbrücke über die Donau gebaut hatte, stellten sich beinahe 20000 Reiter auf dem Boden der Dobrudscha ein, um dem Mangel an Nahrungsmitteln, den darauf folgenden Seuchen und endlich dem byzantinischen Heere zu erliegen. Tyrach und die Seinigen erboten sich, Helfer des „allein mächtigen Basileus“ zu werden, und der bulgarische dux siedelte sie in der Nähe von Sofia, Nisch und Ovčepolje an, wo die Regierung unter die meisten die dem friedlichen Bauer notwendigen Werkzeuge austeilte, während die jungen Söhne den Befehl erhielten, nach Asien zu ziehen, um für den Kaiser zu kämpfen. Diese wurden aber bald aufrührerisch und ihre Stammverwandten verliefsen die ihnen ungewohnte und sie erniedrigende Scholle, um die Sichel mit dem Schwerte zu vertauschen. Grausame Verheerungen, die alles, was nach Swiatoslaw und vor den inneren Kriegen geschah, übertrafen, waren die Belohnung für die Gewähr einer Zufluchtsstätte, und nur durch Massenmorde, durch langsame zähe Ausrottung der besiegten Banden wurde der Unruhe und damit der Macht und dem Ruhme der Petschenegen ein Ende gemacht. Alles, was von ihnen übrig blieb, vermischte sich mit den ihnen bisher feindlichen Komanen, die an der ganzen Donau und darüber hinaus in der Steppe die Stelle Tyrachs übernahmen [1]).

Aber bevor man dazu kam, machte sich noch eine ganze Reihe von langen, wechselvollen Kämpfen gegen die jenseits der Donau sitzen gebliebenen Petschenegen notwendig, und mehr als ein Jahrhundert dauerte die Überflutungsgefahr von dieser Seite. Der erste von der neuen Dynastie der Komnenen, Isaak, fand an der Donau eine verzweifelte Lage vor: während das linke Ufer wie vorher in dem ausschliefslichen Besitze der Barbaren blieb, hatten bulgarische Häuptlinge, durch Scharen solcher Nachbarn unterstützt, mehrere von den byzantinischen Grenzfestungen in der Dobrudscha an sich gebracht, und Drstor selbst mit seinen zwei Zitadellen konnte den andrängenden Rebellen nicht

---

1) Kedrenos II, S. 412, 413, 465—466, 483, 514—515, 582 ff.

lange widerstehen. Als nach Isaak, der von den Petschenegen zu leiden hatte, und nach der darauf folgenden beinahe kaiserlosen Zeit ein zweiter Komnene, Alexios, den oströmischen Purpur trug, ein Mann, der die Kraft in sich fühlte die bessere Vergangenheit wiederzuerwecken, besafs das Reich seit langem keine nördliche Grenze mehr: neben den Khanen und Stammfürsten der „Türken" beherrschten von ihren Burgen, Städten und *κωμοπόλεις*, Marktflecken, aus: Tatos der Silistriote, Chalis, Sestlav, Satza, der vor Tatos in Drstor ansässig war, und Salomon das ganze Land zwischen der Donau und dem Meere. Nach etlichen Ausfällen, die zurückgeschlagen wurden, hoffte der Kaiser durch einen persönlichen Zug die römische Herrschaft in dieser Gegend wiederherzustellen, und so wurde Drstor vom Lande wie vom Flusse aus belagert: Tatos entschlüpfte auf das linke Ufer, um von dort die bereits angesiedelten Kumanen zu Hilfe zu rufen, aber als er an ihrer Spitze erschien, war die Entscheidungsschlacht schon geschlagen, und der Kaiser befand sich auf dem schmählichen Wege der Flucht nach Konstantinopel zu.

Um die Beute entstand aber ein Hader, der zu einem Ausrottungskriege zwischen den beiden „homoglotten" Völkerschaften führte. Für die thrakischen Landschaften, wo sich dieser Streit abspielte, war das allerdings ein Unglück, aber für die kaiserlichen Machtinteressen bedeutete diese neue Wendung der Dinge ein glückliches Ereignis, und im romäischen Lager wurden die verbündeten kumanischen Reiter mit Jubel empfangen. So kam es an dem letzten Apriltage des Jahres 1091 zu einer grofsen Feldschlacht, in der die Petschenegen vollständig besiegt wurden; nach dem Siege tötete man aus Furcht die unzähligen Gefangenen, sogar die „Kinder und ihre Mütter": „Nur ein Tag", so sang man in den griechischen Dörfern, „und die Petschenegen hätten den Mai gesehen", — aber das war nicht ihr Schicksal [1]).

Die Kumanenherrschaft. Wie ihre vernichteten Brüder, waren die Kumanen ein türkisches wanderndes Volk, das an das Abenteuerleben der Kriegsbanditen gewöhnt war. Aus ihrem neuen Donaureiche, wo sie von den Sklaven und Zinspflichtigen die Nahrungsmittel und dazu Wein

1) Die ganze Erzählung stützt sich auf eine einzige Quelle, das Werk der Anna Comnena, der gelehrten „porphyrogeneten" Geschichtschreiberin. Es kommt nur der erste Band der Bonner Ausgabe in Betracht: S. 166, 279 bis 280, 323 ff.

und Hydromel bekamen, gingen sie samt ihren Familien über den gefrorenen Fluſs, auf groſsen, mit Leder bedeckten Karren, um auf einem besseren Boden ein wenig herumzustreifen, oder sie entsandten nur ihre Söhne mit dem Bogen und den groſsen Speeren, die man nur mit beiden Händen handhaben konnte, um Ehre und Beute zu gewinnen. Einmal kamen sie als Begleiter eines Kronprätendenten, den sie in Cherson, wo ihr Volk auf der Ebene, die später bei den Genuesen „Campanea" heiſst, auch die Herrschaft besaſs, ausfindig gemacht hatten, und die Hämusstädte, alte grollende Bulgarennester, öffneten ihnen mit Freuden die Tore, während sie die Berghirten auſserhalb des Beobachtungskreises der kaiserlichen „Klissurarchen" durch die Pässe führten. Ein anderes Mal muſste sie Alexios bei Vidin (*Βιδύνη*) aufsuchen, und nach ihrem Rückzuge auf den Fluſs verfolgte sie eine Kavallerieabteilung während „dreier Tage und dreier Nächte" bis zu einem anderen Flusse, den sie auf Pramen überschritten. Wider sie gehen die byzantinischen Truppen bis „Branitzovo an der Donau" weit im Westen, wo unter einem Nachfolger des ersten Königs Stephan die von diesem vereinten pannonischen „Hunnen" ihre letzten Ausläufer haben [1]).

Wie die Petschenegen hatten auch diese oft geschlagenen, ihr Blut verschwendenden Kumanen ein zähes Leben. Nach Alexios kommen sie wieder als Gäste der Balkan-Halbinsel zum Vorschein: Kaiser Johannes schlägt sie im Osten bei Berhoe, und etliche Tausende von ihnen werden, um sie im Zaume zu halten, in öden Gegenden angesiedelt. Selbst der groſse Wiederhersteller des Reiches, der das Heer neu organisierte und die Fahnen Ostroms in Gegenden, die seit langem vergeben und vergessen waren, sieghaft wieder aufpflanzte, Manuel Komnenos, in welchem das verfallende Byzantinertum einen Herrscher vom Schlage Justinians oder Mauricius' bewundern konnte, wurde trotz seiner groſsartigen Anstrengungen mit den Skythen der Donauebene nicht fertig. Als die Winterräuber sich der Festung Demnitzikos an den Mündungen des gefrorenen Flusses bemächtigt hatten, zog Manuel selbst aus, um sie zu bestrafen. Zu ungeduldig, um die Flottille zu erwarten — sie war auf der Donau gegen die Ungarn unterwegs — setzte er seine Soldaten auf fünfhundert „Monoxylen" über, und, nachdem auf diese Weise auch zwei andere skythische Flüsse überschritten

1) Anna Comnena II, S. 8—12, 295, 299, 302; Cinnamus S. 12; Choniates S. 124.

waren, fürchtete er selbst nicht die finsteren Wälder des „Tenuorman" am Rande der Karpathen, wo er stehen blieb. In einem Kampfe gegen die bisher immer ausweichenden Feinde erzwang er, glücklicher als der alte, fabelhafte Dareios, einen Sieg über die neuen Steppenreiter [1]). Bei dieser Gelegenheit schloſs der Kaiser Freundschafts- und Schutzverträge mit den nächsten slavischen — literarisch: „tauroskythischen" — Fürsten: Premislav, Rotislav und besonders mit Jaroslav, dem mächtigen Herrscher des neuentstandenen Staates von Halitsch an den Quellen der Donaunebenflüsse [3]). Durch eine neue Befestigung der justinianischen und nachjustinianischen Burgen — wie Chele's, des heutigen Chilia [4]) —, deren Verteidigung dem Grenzdux anvertraut wurde, ward endlich, für lange Zeit wenigstens, den Eindringlingen ein Riegel vorgeschoben.

Aber diese kühne Unternehmung des niemals rastenden Helden war nicht die einzige Ursache, die dazu führte, daſs aus dem Türkenreiche in der Donauebene und am nördlichen Gestade des Pontus ein Zufluchtsort für zügellose kleine Banden wurde, die bereit waren gegen mäſsigen Sold jedermann ihre grausame Tapferkeit zu vermieten. Im Westen hatten die Kumanen nach der Festigung des magyarischen Königreiches nichts mehr zu erbeuten, und mit dem Eintritte der königlichen Offiziere in Siebenbürgen wurde den neuen Petschenegen diese Zinsprovinz beinahe entrissen. Im Norden hatten die schon von der Kultur beleckten Barbaren Pannoniens eine slavische Provinz, ein „hunnisches Tauroskythien" in dem ruthenischen Teile von Marmaros erworben, und die russischen Fürstentümer waren stark genug, um ihre sich immer erweiternden Grenzen gegen Nomadengelüste zu schützen. So kam es, daſs in einem neuen Zuge über die Donau — die Magyaren waren jetzt die Angegriffenen — die Kumanen mit keinem Worte erwähnt werden, während als kampffähige Besitzer der späteren Moldau zum ersten Male die Rumänen erscheinen [5]).

Nach etlichen Jahrzehnten hatte sich das frühere Verhältnis zwi-

1) Cinnamus S. 93—95.

2) Über vorhergehende Einfälle und Strafzüge ebend. S. 8—9; Choniates S. 20—21, 124.

3) Vgl. Cinnamus S. 236, 242.

4) Vgl. meine „Chilia şi Cetatea-Albă", S. 32 ff.

5) Cinnamus S. 260.



schen Romanen und Türken — „Wlachen“ und „Skythen“ in byzantinischen Ausdrücken — gerade umgekehrt. Unter der Regierung des unfähigen Komnenenepigonen Isaak im Jahre 1186 — nach der gewöhnlichen Zeitrechnung — kam vom mösischen Donauufer ein wlachischer Flüchtling, der sich erdreistet hatte, mit anderen Hämushirten die Fahne des Aufruhrs gegen den gesetzmäfsigen Basileus zu erheben und seine ärmlichen Kleider mit fürstlichem Gewande zu vertauschen. Asên eilte mit kumanischen Freunden zum Kampfplatze zurück, und diese labten sich so köstlich an reicher thrakischer Beute, dafs sie für ihr ganzes Leben die Rückkehr vergafsen. Die romäischen Scharen wurden durch ihre Pfeile und Speere verjagt, und Asên und seine beiden Brüder und Nachfolger, Peter und Johannitius (Ioniţă), verdanken ihre Erfolge nicht unwesentlich der starken, treuen Mitwirkung der Kumanen. Als die Kreuzfahrer ein lateinisches Reich in Konstantinopel errichteten und neue Kriege zwischen dem „Wlachenkönige“ und den edlen Herren vom Abendlande ausbrachen, verliefsen den Johannitius seine Kumanen auch nicht, und die grofse Schlacht bei Adrianopel, aus der der Wlache einen in den kaiserlichen Purpur gekleideten Gefangenen mit sich führte, entschied wesentlich die Geschicklichkeit der wilden Reiter: sie wichen anfangs zurück, um sich am folgenden Tage wieder zu sammeln und den Feind zu umringen; von ihrem Pfeilregen überschüttet, durch ausgeworfene Seile von ihren Pferden gezogen, wie das Gras der Wüste von blutigen Schnittern dahingemäht, gaben die „Lateiner“ die Verteidigung auf [1]). Der Nachfolger des Johannitius, Borila, hatte in seinem besiegten Heere, das mehr als 30000 Krieger zählte, kumanische Reiter mit grünen Flammen auf den Lanzen [2]). Seine Frau war — nach Akropolitas — sogar eine Kumanin. Ein französisches Hilfskorps, das aus dem Abendlande kam, um das wankende lateinische Kaiserreich zu stützen, fand noch kumanische Krieger und einen kumanischen Häuptling, „König“ Jonas, in der walachischen Ebene [3]). Aus dem Kumanenlande kam Johannes Asên, der Organisator des bulgarischen Reiches, und immer

1) Cinnamus S. 808 ff. Geoffroi de Villehardouin, Ausg. de Wailly, S. 213 ff.

2) Henri de Valenciennes, ebend. S. 323 ff.

3) Albericus Trium Fontium, in Mon. Germ. Scriptores XXIII, S. 950 ff.

hatte er Kumanen zur Seite [1]). Aber schon in dieser Zeit war der Krieg zwischen den Kumanen und ihren östlichen Nachbarn, den Tataren, ausgebrochen, und nach langem, verzweifeltem Widerstande mufste „König" Kuthen — man denkt an den petschenegischen Fürsten Kegen — das platte Land verlassen, um mit seinem ganzen Volke, vierzigtausend an der Zahl, in Ungarn eine Zuflucht zu suchen. König Béla III. öffnete ihm sein Reich, aber er wurde, wie vor ihm die byzantinischen Kaiser, für die Gastfreundschaft schlecht belohnt [2]). Ein anderer beträchtlicher Teil der Besiegten ging über die Donau und verlor sich in den makedonischen Bergen und den Tälern Thrakiens [3]).

1) Akropolitas S. 26—27, 45.
2) Rogerius, Miserabile Carmen, cap. II ff.
3) Akropolitas S. 58.

Erster Abschnitt.

Die thessalischen und dakisch-mösischen Romanen des Ostens bis zur Gründung des Fürstentums der Walachei [1].

---

1. Kapitel.

Ursprung der Pindus- und Karpathenwlachen und ihre Unterschiede. Das städtische Leben an der Donau während der Barbarenzeit.

Während des greulichen Mordens und Brennens, das für den europäischen Osten den gröfsten Teil des Mittelalters ausmacht, wurde nur selten und flüchtig von dem Volke gesprochen, das

---

1) I. Für diese Periode ist die Literatur sehr umfangreich; das hat seinen Grund in der Schwierigkeit der „Rumänenfrage“, in einer Zeit, für die es fast völlig an Quellen fehlt, und nicht minder in dem verschiedenen politischen Interesse, das den Geschichtschreibern die Feder führt: die Magyaren, welche ihrerseits die ausschliefsliche Herrschaft zwischen Theifs und Karpathen beanspruchen, bekämpfen die Kontinuität des rumänischen Elements auf dem linken Donauufer, während die Slaven seine transdanubianische Rolle zu vermindern suchen. Dieser Gegensatz hat viele Streitschriften hervorgerufen und wird es vermutlich noch weiter tun.

Die Annahme, dafs die Vorfahren der Rumänen den trajanischen Kolonisationsboden im 3. Jahrhundert n. Chr. verlassen haben, um nach etwa tausend Jahren als lose Hirtenbanden, die nur Unterjochung verdienten, zurückzukehren, fand zuerst in Sulzer (Bd. II, 1 ff.) einen Verfechter, dessen Gedanken durch die Ansichten eines Thunmann (Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker, Leipzig 1774) und durch die in Siebenbürgen seit langem herrschende Meinung, dafs die verachteten „Walachen“ neue Ansiedler des karpathischen Hügellandes seien, beeinflufst wurden. In seiner



die alte Kultursprache der Römer, obgleich in veränderter Form, beibehalten hatte. Die Eroberer nehmen den Eroberten nach der

---

1794 erschienenen „Commentatio der Trajanskriege", einer Preisschrift, die seine fruchtbare wissenschaftliche Laufbahn eröffnete, schlofs sich auch Engel mit einigen Abweichungen dem Sulzerschen Urteile an. In dem Konstitutionsstreite zwischen den siebenbürgischen Nationalitäten unter Kaiser Leopold zeigte sich Eder, der beste Geschichtschreiber der Sachsen, sulzerisch, während die rumänische Schule durch Şincaĭ (s. oben S. 3) und besonders durch den starken Raisonneur Petru Maior (Istoria pentru începutul Romînilor în Dachia, Ofen 1812; neue Ausgabe, Budapest-Gherla 1883; es folgte eine heftige Polemik mit Kopitar, in der Wiener Literaturzeitung; vgl. die Kleineren Schriften Kopitars) vertreten war. Später fand man, dafs die Anwesenheit der Rumänen in gröfseren Massen auf dem rechten Donauufer mit den Ergebnissen der philologischen Untersuchung ihrer Sprache und Dialekte übereinstimme (vgl. Onciul, Românii în Dacia traiană până la intemeĭarea principatelor, Bukarest 1902, welcher eine kritische Übersicht der Literatur bietet).

In dem schon S. 9 erwähnten Buche von Rösler (Rumänische Studien) sucht der polemisch angelegte, von den Ausschreitungen der rumänischen chauvinistischen Schule aufgereizte österreichische Gelehrte die sulzerische Theorie zum ersten Male historisch-ethnographisch und philologisch zu begründen: es finden sich in dem Werke Röslers treffliche Abschnitte, wie derjenige, welcher dem anonymen Erzähler der ersten magyarischen Eroberungen den Todesstofs versetzt, aber im ganzen übertreibt er, und sein Gemälde nähert sich einem phantastischen Luftgebilde, da ihm die rumänischen Verhältnisse, Land, Leute und Sprache so wildfremd sind, dafs er den richtigen Orientierungspunkt nicht zu finden vermag. Rösler gibt mehr Winke zum Nachdenken als dauernd festgestellte Tatsachen und Schlüsse. In den ethnographischen Untersuchungen eines Tomaschek (Zur Kunde der Hämus-Halbinsel, Wien 1882) findet man dagegen wieder mehr glänzende Hypothesen.

Die erwähnten Werke von Jung enthalten Daten, umfangreiche, sichere Daten, und das Theoretische tritt bei ihm immer zurück. Die drei Werke von L. Pič (Über die Abstammung der Rumänen, Leipzig 1880; Der nationale Kampf gegen das ungarische Staatsrecht; Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage, Leipzig 1881—1886) bringen keine feste, abgeschlossene Beweisführung und verlieren sich oft in der breiten Auslegung abliegender wissenschaftlicher Materien. In dem 1891 erschienenen Buche von Traugott Tamm wird mehr in klarer, systematischer Form der Stand der Frage einem gröfseren Publikum vorgeführt. Die drei letzten Schriftsteller haben sich für die Kontinuität ausgesprochen.

Die Rumänen haben in ihrer neueren Historiographie ein einziges umfangreiches Buch über diese Streitfrage: die „Teoria luĭ Rösler" von Xenopol (Jassy 1884; französisch als Une énigme historique. Les Rou-



Entscheidungsschlacht wie die anderen Rechte so auch jenes, erwähnt zu werden. Leise Andeutungen über die sich bildende

---

mains au moyen âge, Paris 1885), eine interessante Arbeit, die aber durch die im philologischen Teil zutage tretende schwache Kenntnis und durch die etwas flüchtige Behandlung eines unzureichenden Materials an Wert verliert; in den meisten Punkten ist die Widerlegung von D. Onciul in der Zeitschrift „Convorbirĭ literare" des Jahres 1885 siegreich geblieben: Onciul ist sehr gut orientiert, immer genau und läſst sich niemals von seinen Gefühlen fortreiſsen.

Die Magyaren haben bisher nur Schwaches geleistet, indem sie mit einem, dem Suchen nach der geschichtlichen Wahrheit immer schädlichen patriotischen, unduldsamen, oft bis zur Vehemenz gesteigerten Eifer eine fragliche Kenntnis der Quellen und eine parteiische Würdigung der angestellten Studien vereinigen. Der gefeierte ungarische Streiter P. Hunfalvy (Die Rumänen und ihre Ansprüche, Wien-Teschen 1883, und Az Olahok története, I) zeigt sich mehr als ein Polemiker in der Art der Chauvinistenblätter, und sein Versuch, sich auf rumänische Quellen gegen die Rumänen zu stützen, scheitert an seiner diesbezüglichen Unkenntnis, die er mit dem viel begabteren und besser geschulten Rösler teilt; die rumänischen Schriften, die er angreift — und seine Schule folgt ihm in dieser Richtung — sind schon seit langem in rumänischen wissenschaftlichen Kreisen verurteilt.

II. In allem, was die Sprache betrifft, muſs man sich jetzt an das klassische Werk von Ovidiu Densusianu, Histoire de la langue roumaine, dessen erster Teil 1903 in Paris erschienen ist, wenden. Bis in das kleinste Detail ist die Bibliographie nebst einer genügenden Darlegung der verschiedenen über sprachliche Fragen herrschenden Theorien darin enthalten.

III. Über die Rumänen in Istrien gibt es keine zusammenfassende Arbeit, und man muſs sich mit zerstreuten Aufsätzen begnügen: auf rumänischer Seite sind bisher nur die Reise des Ioan Maiorescu (Jassy 1874; zweite Ausgabe, Bukarest 1900) und die Beiträge zum dortigen Dialektwörterbuche von Nanu, Leipziger Dissertation 1895 und in dem Jahrbuche des rumänischen Seminars an der Universität Leipzig (von G. Weigand herausgegeben, 1895) zu nennen. Das Beste ist noch in der Denkschrift von Miklosich: Über die Wanderungen der Rumunen (Denkschriften der Wiener Akademie, XXX, 1879) enthalten.

Die rumänische Literatur über die Arămînĭ (Pinduswlachen, Aromunen, nach der von Weigand vorgeschlagenen Ausdrucksweise) beschränkt sich auf die beinahe wertlosen Reisebeschreibungen von Bolintineanu, einem Dichter, dem Sohne eines Arăminen, und Nenițescu (Bukarest 1899) und auf die unvollendet gebliebenen „Studiĭ istorice" des J. Caragiani, welcher neben unannehmbaren Theorien seine persönliche Kenntnis der Zustände als Pindusrumäne verwertet. Besser noch ist T. Burada, Cercetărĭ despre școalele româneștĭ din Turcia (Bukarest 1890), ein Buch, welches den Vergleich mit den Büchern der anderen Balkanvölker über die Ethnographie der bestrittenen Gebiete aushalten kann. Die rumänische Akademie hat durch die Vorsorge



romanische Nation des Ostens finden sich in der älteren Zeit nur hier und da, und erst nachdem sich die stürmenden Wogen des

---

J. Bianus das von dem Dr. med. Obedenaru angesammelte, im dakorumänischen Sinne bearbeitete sprachliche Material (Texte macedoromâne) herausgegeben. Erst neuerdings hat Pericles Papahagi, selbst ein Pindusrumäne, in dem zweiten Bande der „Materialurĭ folklorice" des rumänischen Ministeriums und in den Annalen der Akademie (1902) sehr wichtige ethnographische Materialien veröffentlicht.

Aber dieses Gebiet gehört eigentlich dem deutschen Forscher G. Weigand in Leipzig, der die Rumänen des Pindus mehr als einmal zu Hause — was nicht sehr leicht ist — besucht hat und in seinem grofsen Werke: Die Aromunen (Leipzig 1895; vgl. die Sprache der Olympowalachen, Leipzig 1888) den Grund zu allen künftigen Studien gelegt hat. In den oben erwähnten Jahrbüchern gewährt er den Forschungen über den arăminischen Dialekt stets einen ausgedehnten Raum. Neben den betreffenden Abschnitten in Densusianus Buche kann man für die Orientierung sich an die von Weigand verfafsten Aufsätze: Arăminĭ, Istria, Meglenițĭ in der zu Hermannstadt bei Kraft erscheinenden Enciclopedia romînă wenden, auch an das Werk von Picot: Les Roumains de Macédoine (1875), selbstverständlich nur hinsichtlich der älteren, spärlichen Literatur.

Über die anderen vom Hauptstamme losgelösten Rumänenfragmente sind zu vergleichen: Burada, in Archiva societățeĭ științifice și literare din Iașĭ V; Weigand in seinem Jahresberichte des Jahres 1900; Picot, Chants populaires des Roumains de Serbie, aus dem „Recueil de textes et de traductions publié par les professeurs de l'école des langues orientales vivantes" (Paris 1895).

Das einzige Buch über die bessarabischen Rumänen ist das von Zamfir C. Arbure, von der rumänischen Akademie 1899 als Preisschrift herausgegeben (Basarabia în secolul XIX), das gewifs auch Nützliches enthält, aber unglaublich kritiklos zusammengeschrieben ist.

Für die Bukowina dagegen gibt es ein sehr gutes Buch, das sich auf eine reiche Information stützt, dasjenige von G. Bogdan-Duică (Bucovina, Cernăuțĭ 1895).

Niemand hat bisher die rumänischen Verhältnisse in den Ländern der ungarischen Krone in einem soliden, ausgedehnten Buche (vielleicht käme J. Slavicĭ, Die Rumänen in Ungarn, Siebenbürgen und der Bukowina, Teschen 1881, in Betracht) beschrieben. Eine gute ethnographische Arbeit ist diejenige von Frîncu und Candrea, Romîniĭ din munțiĭ apusenĭ (Bukarest 1888), welche die sogenannten Moțĭ, in dem südwestlichen Teile Siebenbürgens, behandelt. In Silvestru Moldovan, Țeara noastră, finden sich neben einer Beschreibung des Landes im westlichen Siebenbürgen auch ethnographische Mitteilungen. Das dicke Buch von E. de Martonne, La Valachie (Paris 1902), hat zwar grofsen geographischen, aber weniger ethnographischen und gar keinen historischen Wert.



Barbarentums geglättet hatten, erscheint das scheinbar überschwemmte alte Element der ursprünglichen Bewohner wieder, aber in einer Gestalt, die gar nicht an die Vergangenheit erinnert: als Barbaren tauchen die Rumänen aus dem Barbarengewimmel empor.

Das geschichtliche Auftreten der Rumänen vollzog sich, obgleich die Zusammensetzung und organische Entwickelung dieses Volkes einer früheren Zeit angehört, erst im 11. und 12. Jahrhundert. Dieser Prozeſs ist hier zu schildern und zu erklären. Der Rahmen, in den das Bild gehört, ist im Vorhergehenden schon gegeben.

Auf der Balkanhalbinsel hatten die römischen Eroberer Griechen und Thraker vorgefunden: die ersteren wohnten am Meere und längs der groſsen Handelsstraſsen, die Heimat der letzteren blieb

---

Um das Königreich Rumänien steht es, was die ethnologischen Studien anlangt, nicht viel besser. Die Ärzte N. Manolescu und Crăiniceanu haben zwei Werke über die Igiena ţeranuluĭ român (Hygiene des rumänischen Bauern; in den Publikationen der rumänischen Akademie erschienen) verfaſst. Der verdienstvolle Suczawaer Priester S. Fl. Marian, Mitglied der Akademie, hat in seinen von diesem Institute herausgegebenen Werken: „Die Geburt bei den Rumänen“ (1892), „Die Hochzeit bei den Rumänen“ (1890), „Das Leichenbegängnis bei den Rumänen“ (1892), „Vrăjĭ, farmece şi desfacerĭ“ (Zaubersprüche, 1893), und „Rumänische Volksfeste“ (Serbătorile la Romînĭ; drei Bände), den ganzen Zyklus des rumänischen Volkslebens beschrieben; daneben hat er auch Studien über die Verwendung der Farben in der Kunst (Eintrittsrede in die Akademie), über die populäre Ornithologie (Suczawa, 1. Bd.), über die populäre Zoologie (in der Noua Revistă Romînă, 1901) veröffentlicht. Dazu kommen „Die Hochzeit bei den Rumänen“ von Elena Sevastos (1889), das groſse Buch L. Şăineanus über die Volksmärchen, die erst kürzlich erschienene Arbeit von Dr. N. Leon über die populäre Heilkunde (alle in den Annalen oder den selbständigen Publikationen der Akademie).

Die Sinnsprüche (Cimiliturĭ; Ausg. der Akademie) sind von Artur Gorovei, die Sprichwörter von Iuliu Zanne in einem kolossalen, etwas zu breit angelegten Werke gesammelt worden. Die erste groſse Sammlung der Volkspoesie ist die von V. Alecsandri, vom Dichter selbst stark umgearbeitet. Dagegen ist streng wissenschaftlich die von Andreĭ Bârseanu und J. Urban Jarnik 1885 veröffentlichte, der an Wert die viel reichere von G. Dem. Theodorescu gleichsteht. Die in den letzten Jahren von dem Unterrichtsministerium veranstaltete Sammlung: Materialurĭ folkloristice I1 und I2 ist völlig verfehlt zu nennen; als ihr Herausgeber wird Gr. G. Tocilescu genannt. Dieser hat aber keinen Anteil daran.



bis zu ihrem ethnischen Untergange das Gebirge; in den Tälern des Rhodope, des Hämus und der Karpathen standen ihre Hirtendörfer. Die Griechen besafsen Städte, Reichtum und eine alte, überlegene Kultur, die sie fast völlig vor der Entnationalisierung bewahrte. Die in kleinen ärmlichen Ansiedelungen zerstreuten Thraker dagegen konnten sich in den Gegenden, wo sie die römischen Soldaten und Handelsleute aufsuchten, nicht halten. So verlor sich schrittweise in Mösien wie in Dakien — in Thrakien selbst hatte bei dem Erscheinen der Legionen die hellenische Färbung der Bevölkerung schon grofse Fortschritte gemacht — die Individualität dieser zahlreichen, tapferen und begabten thrakischen Völkerfamilie. Was in späterer Zeit als Thraken erscheint, auf heimatlichem Boden oder in der Fremde, wo sie angeblich als christliche Mönche ihre „bessische“ Sprache bewahrt haben sollen, ist wenig glaubwürdig und liefse sich weit eher aus einer Verwechselung oder altertümelnden Richtung in den fraglichen Quellen erklären. Die benachbarten verwandten Illyrier, bei denen die Pforte der Barbarei schon lange vorher gesprengt worden war, hatten ein in dieser Beziehung besseres Geschick: während die römische Kultur am Meeresgestade einen viel stärkeren Aufschwung als in dem Lande der unteren Donau genommen und Dalmatien zu einer blühenden Provinz des Reiches gemacht hatte, bot das arme, steinige, vegetationslose Hinterland den Ansiedlern wenig Reiz, höchstens solchen, die in den bosnischen Bergwerken arbeiten wollten. Trotzdem sie auf den Märkten der Herrscher, wie später auf denen der Italiener, die nun die Küste ausbeuteten, erscheinen, trotzdem sie als gute Kenner der Pässe und Pfade im Gebirge, als mutige Verteidiger der Handelskarawanen schon in dieser Zeit wie auch später angeworben wurden, trotzdem endlich manche aus ihrer Mitte als Auxiliarien in den kaiserlichen Legionen kämpfen mufsten, blieben die Bewohner des Hochlandes Illyrier, und bis heute, wo sie sich als Schkipetar bekennen und von den Nachbarn nach einem schon im Altertume gebrauchten Ausdrucke Albanesen (Arnauten) genannt werden, sind sie in ihrem bergigen Jagd- und Raubgebiete neben Hirten und Bürgern anderer Nationalität sitzen geblieben. Dafs sie in fern entlegenen Zeiten unter römischer Herrschaft gestanden haben, dafür spricht nur eine nicht



allzu grofse Anzahl von Wörtern für höhere Kulturbegriffe in ihrer Sprache und der christliche Glaube, den sie gewifs schon im Altertume von den römischen frommen Verehrern des allen Völkern gemeinsamen Gottes entlehnt haben. Die unfreundlichen Berge hatten sie vor dem Untergange geschützt, ebenso wie es anderen interessanten Völkerresten gegangen ist: den Goten in Cherson, die jahrhundertelang die Vernichtung ihres Stammes überdauert und sich in verschwindend kleiner Zahl mit ihrem germanischen Dialekt in die moderne Zeit herübergerettet haben; den Basken in den Pyrenäen, wunderbaren Zeugen einer uralten Vergangenheit; den Rhätoromanen, die trotz ihrer numerischen Unbedeutendheit eine eigene Form romanischer Sprache besitzen, und nicht zuletzt den Rumänen im Pindus.

Die illyro- und thrakoromanische Bevölkerung der Balkanhalbinsel beherrschte in den guten Zeiten ihres Daseins ein gewaltiges Gebiet ohne fremde Einschiebsel, nämlich das Land zwischen dem lateinischen Meere, der Adria, und der hellenischen Welt, die sie vom Pontus fernhielt, während im entlegenen Norden und asiatischen Osten die germanischen, slavischen und türkischen Völker ihre Nachbarn waren. Die Einfälle der Barbaren zerrissen aber diese einheitliche Bevölkerung, und den auseinandergerissenen Teilen war keineswegs die gleiche Zukunft beschieden.

Durch die unaufhörlichen slavischen Einfälle, die sich vorzüglich auf dieses reiche, von Goten und anderen Barbaren bisher fast unangetastete Gebiet richteten, verlor Dalmatien mit seinem anhangenden Neben- und Hinterlande den gröfsten Teil seiner Bevölkerung, und nach hartnäckigem Widerstande der romanischen Küstenbewohner nahmen endlich im 6. und 7. Jahrhundert die Slaven das ganze Ufer mit seinen zahlreichen, günstig gelegenen Städten in Besitz und ersetzten auch in den engen Tälern des Gebirges die vertriebenen Bauern. Von der römischen Sprache, die hier so lange die herrschende, wenn nicht die ausschliefslich gebrauchte gewesen war, blieb nur ein Rest in der lingua vulgare bestehen, die auf Inseln und in Häfen, wie z. B. in Ragusa-Dubrownik, bis ins 15. Jahrhundert gesprochen wurde und jetzt nur noch in schriftlicher Überlieferung lebt [1]).

1) Jireček, Die Romanen in den Städten Dalmatiens während



Aber im späteren Mittelalter findet man in den benachbarten Gebirgen, nachdem römisches Wesen an der Küste schon seit langem in seiner ursprünglichen Form erloschen war, eine starke Bevölkerung von Hirten und Räubern, die von den slavischen Bewohnern der Täler Wlach genannt werden, und das Wort bedeutet dasselbe wie Rum bei den Türken, nämlich Römer. Im 10. Jahrhundert beginnt die geschichtliche Laufbahn dieser verspäteten Krieger. Der byzantinische Chronist Cedrenus spricht von dem bei *Καλαὶ δρῦς* erfolgten Tode des aufrührerischen bulgarischen Komitopulen oder Bojarensohnes David durch „wlachische" Hände [1]). Die Mörder waren Wanderer, *ὁδῖται*, und der Ermordete hatte mit seinen drei Brüdern, die ihn überlebten, lange Zeit nachdem das bulgarische Reich von Prêslav gefallen war, einen letzten Verzweiflungskampf gegen die Byzantiner gekämpft. Die Kriegszone fällt in die bergigen Landschaften, die sich südlich bis Makedonien und Thessalien, westlich bis Dyrrhachium erstrecken, einen bisher wenig hervorgetretenen Winkel der ehemaligen bulgarischen Herrschaft, wo man eine so zahlreiche slavische Bevölkerung in dieser Zeit kaum hätte erwarten sollen. Die Art der Kriegführung gegen Byzanz, die wir hier kennen lernen, ist ungewöhnlich: denn schliefslich führten die Bulgaren des Zaren ihre Unternehmungen mehr oder weniger nach „römischer" Art durch, während jetzt alles in kleine Bandenangriffe, in albanesische Streifzüge zerfällt. Es verrät sich darin ein neues militärisches Element, das bisher seinen Charakter noch nicht verkündet hatte, und, wenn man bedenkt, dafs noch spät im „östlichen" pontischen Reiche die turanischen Bulgaren, mehr oder weniger mit der Slavenaristokratie gemischt, die Kriegskaste bildeten [2]), und dafs

des Mittelalters, 2 Teile, Wien 1901—1902 (Denkschriften der Wiener Akademie, Bd. XLVIII—IX).

1) I, S. 435.

2) Man sieht es sehr deutlich aus den Responsa Nicolai Papae — Mansi, Concilia, XV —, wo gegen Ende des 11. Jahrhunderts, 200 Jahre nach der Festsetzung in Mösien, die Bulgaren als echte „Türken" erscheinen, mit den asiatischen grausamen Züchtigungsmitteln, mit der fetischistischen Anbetung des Herrschers, dem sich niemand nähern kann, mit der Polygamie, mit der charakteristischen Kopfbedeckung durch eine turbanartige ligatura lintei, mit dem tug — Pferdeschweif — als Fahne.



durch die letzten Kämpfe mit den Russen und die Ausrottungszüge des Tzimiskes diese „türkischen“ Bojaren vernichtet oder zerstreut waren, so wird es verständlich, daſs die noch unbezwungenen bulgarischen Groſsen sich wo anders Kräfte für den zu erneuernden Angriff suchen muſsten. Die Wlachen und gewiſs auch ihre, in den Quellen jedoch nicht genannten albanesischen Nachbarn waren dazu wie geschaffen. Ein Lehrer der Kriegs- und Verwaltungswissenschaft, der einen thessalischen Verwalter des wlachischen Gebiets, einen *ἄρχων τῶν Βλάχων Ἑλλάδος*, der den charakteristischen rumänischen Namen *Νικολίτζα*, Nicoliţă, führt, als seinen Ahnherrn bezeichnet, Kekaumenos, schildert im 11. Jahrhundert diese ihm gut bekannten Bergbewohner also: Sie leben gewöhnlich in thessalischen Dörfern, und nur in kleineren Gruppen in Epirus und in Makedonien [1]). Städte findet man bei ihnen nicht, auſser wenn sie, wie es nicht selten der Fall ist, durch List einen byzantinischen Markt überfallen haben. Im Sommer werden die Herden, die Familien und gedungene Knechte nach Bulgarien geschickt, so daſs von April bis September nur die angesehensten Mitglieder des Volkes zu Hause zu finden sind. Ihre Häuptlinge werden von den Griechen *πρόκριται*, *ἔκκριται* [2]) genannt, und Kekaumenos erwähnt von denjenigen, die in der Zeit Nikoliţăs lebten, den Sthlabetas Karmalakes, den *Βερίβοος* oder Berivoĭ — welch letzter Name bei den Rumänen nicht unbekannt ist. Dem Kaiser bezahlten sie gewisse Schafzehnten; aber als diese drückender wurden, lehnten sie sich dagegen auf und zettelten einen Aufruhr, in dem Griechischen dieser Zeit *μοῦλτον* genannt, an. Bei solcher Gelegenheit sind auch treue kaiserliche Diener, wie z. B. der Nikoliţă, gezwungen, sich ihnen anzuschlieſsen, so stark sind ihre Drohungen. Die Unterhandlungen mit ihnen sind ungewöhnlich schwer, weil sie zähe bei ihrem Vorhaben aushalten und dazu frech lügen und falsch schwören: Verschwägerungen, Verbrüderungen, Adoptionen — *συντεκνίαι* —, gewöhnliche Mittel, um andere Barbaren zu gewinnen und dauernd zu fesseln, helfen bei

1) *Διεσπάρησαν ἐν πάσῃ τῇ Ἠπείρῳ καὶ Μακεδονίᾳ, οἱ δὲ πλεῖονες αὐτῶν ᾤκησαν τὴν Ἑλλάδα*, Cecaumeni Strategicon, ed. Wassiliewsky und Jernstedt; „Zapiski“ der Petersburger philosophischen Fakultät, 1896, S. 96.

2) Bei Anna Comnena II, S. 10: *Πουδίλος τις ἔκκριτος τῶν Βλάχων.*

ihnen wenig, weil sie sich im Zorne von allen diesen unmännlichen Geweben skrupellos lossagen. Im Kriege zeigen sie sich feig „wie die Hasen“, was seine Erklärung in der ihnen eigenen Kriegsart findet, wie wir diese bei dem gleichzeitigen Choniates geschildert finden: zuerst fliehen sie vor dem übermütigen Feinde, um durch Pfeilschiefsen und Speerwerfen Verwirrung in den ihnen nachsetzenden Reihen zu verursachen; aber bei deren erstem bemerkbaren Wanken sind sie wieder zur Stelle und unter furchtbarem Kriegsgeheul schwingen sie die Schwerter zum Gemetzel [1]).

Diese Eigenschaften kommen auch in den Kriegen der sogenannten „Bulgaro-Rumänen“ gegen die Byzantiner unter den Komnenen und Angeli zum Vorschein, wie auch in den gegen die lateinischen „Usurpatoren“ während der asênischen Dynastie, d. h. unter den drei Brüdern, welche die Rebellion beginnen, und ihrem Neffen. Kaiser Isaak (1185—1195) will eine Tochter des ungarischen Königshauses heiraten, aber zu einem Heiratsgute aus seinem eigenen Schatze — so schreibt der moralisierende Oppositionswortführer Niketas Choniates — kann er sich nicht entschliefsen. Es werden neue Steuern im Reiche ausgeschrieben, und auch die Wlachen werden damit belastet: man sondert aus ihren Herden mehr Schafe als gewöhnlich für den Kaiser aus. Aber sie waren eine privilegierte Gesellschaft, sie bildeten eine Art besonderen Stand im Reiche, und das Recht, Klagen direkt vor den Herrscher zu bringen, wurde ihnen niemals abgestritten. Sie entsenden zwei *ἔκκριται*, Peter und Asên, Herdenbesitzer ohne Familiennamen; die werden aber zurückgewiesen, und einer von ihnen von einem sehr hochstehenden „römischen“ Offizier ins Gesicht geschlagen. Mit dem kaiserlichen Regimente waren die Bergbewohner seit langem unzufrieden; das wufste man auch in Byzanz schon längst und liefs darum die Sicherheitsburgen auf dem ganzen Bergkamme gut versorgen und bewachen [2]). Viele von ihnen waren von der dualistischen Häresie der Bogomilen angesteckt, und der „reine“ Bogomile verachtete den ketzerischen Griechen, welcher den neuen wahren Glauben niemals anerkannte. Auch waren die Erinne-

1) S. 519.
2) Kekaumenos S. 96.

rungen an die Freiheitskämpfe im Hämus und Pindus aus der Zeit der vier Bojarensöhne, die auf dem Prespasee ihren kaiserlichen Hof hielten, keineswegs verschwunden. Als unter Alexios I. die Kumanen den chersonischen Vetter des Herrschers mit sich brachten, waren die Wlachen jene unübertrefflichen Bergführer, welche die Barbaren auf den Pässen begleiteten und die Verteidigungsmittel der „Klissuren" vermieden [1]). Jetzt stand, um den Raub der Herden und den beleidigten Stolz ihrer Vertreter zu rächen, das ganze Hochland in Flammen, und ehrwürdige Priester bogomilischen Glaubens beeilten sich zu erklären, daſs der heilige Demetrios aus seinem Aufenthaltsorte Thessalonike in den Pindus gekommen sei, um den besseren Christen Krieg und Beutezüge gegen die Verdorbenen in Konstantinopel zu predigen. Die Brüder Peter, Asên und besonders der jüngste, der hochbegabte Johannitius, traten an die Spitze des *μοῦλτος*, wobei sie bei allen Neffen und Verwandten Unterstützung fanden. In den jenseitigen Kumanen erstanden ihnen übrigens Helfer genug, und so waren sie an Zahl wie an Mut und Kenntnis des Kriegsschauplatzes den Gegnern überlegen.

Was nun folgt, ist eine echt wlachische Epopöe, groſsartig, blutig und grob. Von einer ständigen Besetzung der Ebene, — obgleich Akropolitas von der Hämus- und Istergrenze spricht [2]) — von einer sicheren Herrschaft im Norden bis zur Donau ist keine Rede, wie auch im Frieden keine Organisation nachzuweisen ist. Hier und da — in geschützten Gebirgsnestern — lauern die „principes", die Fürsten, auf Beute; der oberste Führer, welchen die Ausländer *ἄρχων*, roi, nennen, wohnt, seitdem Johannitius sich zum Gegenkaiser, imperator Bulgarorum et Romanorum, aufgeworfen hat, in Trnowo, der neuen Hauptstadt, die für ihn übrigens mehr einen Ort zu kurzem Ausruhen als eine wahre Residenz darstellt, denn fast immer befand er sich auf Kriegszügen. Ein anderer „Fürst", der zuerst mit seinen Leuten, etwa fünfhundert Hirten, den Byzantinern Hilfe geleistet und später seinen Eid mit Füſsen getreten hatte, unternahm seine Streif-

---

1) Anna Comnena II, S. 11.
2) S. 21.

züge von Strumnitza, dann von dem stärkeren Prosakon aus. In den Bergschluchten in der Nähe solcher Residenzen weiden die ihnen von jeher eigenen oder erbeuteten unzähligen Herden, gerade wie bei den Beduinen, welche dicht bei dem Zelte eines Abd-el-Kader ihre Schafe hüten. Die Angriffe erfolgen unerwartet, „blitzschnell“; das Vieh wird nach den Städten hin fortgetrieben, die Gefangenen werden — ohne Schonung gegen die Priester oder Wehrlosen zu üben — totgeschlagen. Bei den Jahrmärkten, den lokalen Heiligenfesten, erscheinen sie als ungerufene Gäste, um unbezahlte Einkäufe zu machen; Kastelle, welche einst gegen die „Bulgaren“ gebaut worden waren und seitdem unvorsichtigerweise verlassen liegen, überrumpeln sie und werden so vollständig Herren der Pässe; reiche Klöster verfallen nach greulichen Mordszenen dem Feuer.

Für alle Schuldigen, Unzufriedenen, Ehrgeizigen ist Zagora [1]), das Reich der wlachischen Hirten, ein sicherer Zufluchtsort: Kamytzes, ein griechischer Edler, nimmt mit dem Wlachen Chryses an der Verheerung von Thessalien und Griechenland teil; ein romäischer unbezahlter militärischer Ingenieur zeigt den Hirten zu Prosakon, wie sie am besten durch hinuntergeworfene Felsblöcke die Schädel der treuen kaiserlichen Soldaten zermalmen können. Als die Griechen durch die Lateiner aus dem Besitze Thrakiens verdrängt werden, rufen sie Johannitius zu Hilfe, und der gute Mann läſst sich, als „imperator“ des orthodoxen Volkes im Oriente, nicht lange bitten. Ein Kaiser abendländischen Glaubens stirbt elendiglich bei ihm in Trnowo. Einen Vertrag mit ihnen zu schlieſsen, ist so gut wie unnötig, denn die wlachischen Vornehmen gehen zum Zeitvertreibe von einer Partei zur anderen über, sie heiraten, morden, verraten, als wenn sie die gewöhnlichsten Akte des Lebens verrichteten. Asên wird von seinem eigenen Verwandten Ivanko wegen Weibergeschichten getötet, Peter erliegt einem anderen Mörder, die Vettern Borila und Johann Asên befehden sich im Streit um die Erbschaft der groſsen Imperatoren. Ivanko wird mit einer sehr jungen byzantinischen Prinzessin verlobt, heiratet aber die Mutter seiner Braut, da er das Familien-

1) Choniates S. 679.

glück nicht versäumen möchte. Chryses beschimpft seine Frau, eine hochgeborene Dame aus Konstantinopel, von ihrem früheren Manne besonders zum Zwecke dieser neuen Heirat geschieden, bei dem Hochzeitsmahle, weil sie nach feiner hauptstädtischer Sitte sich sträubt, so viel zu verschlucken, wie bei den wlachischen Hirtenschmäusen üblich ist. Die rohe Barbarei der Bergmenschen vereinigt sich in diesen auf den Flügeln des Glückes so hoch emporgetragenen armen, einfachen Hirten mit raffinierter Grausamkeit und dem zivilisierten Talent zum Lügen, wie es der verkommene Römer von Byzanz besafs.

Ein solches Leben finden wir niemals bei den anderen „Wlachen" am linken Donauufer: diese sind, wie wir gleich sehen werden, ruhige, friedliche Ackerbauer, die nur in einigen Gegenden notgedrungen dem Hirtenleben huldigen. Seit den grausamen Heldentaten des imperatorischen *μοῦλτος* im Hämus und Pindus sind sechshundert Jahre verflossen, und in verschiedenen Zeiten haben Reisende, die einander nicht gekannt und benutzt haben, von dem Juden Benjamin von Tudela im 11. Jahrhundert angefangen bis zum Franzosen Pouqueville im 18., die Berge von Makedonien und Epirus besucht und sind durch Thessalien gereist, und sie alle haben bei diesem Volksstamme, der ungefähr stets dieselbe numerische Stärke besafs, im wesentlichen dieselben Eigenschaften gefunden [1]). Es gibt kaum ein Element, das konservativer ist als dasjenige der Bergbewohner, und die unzutreffend sogenannten Makedorumänen oder Pinduswlachen haben ihre Eigenart niemals verleugnet. Von einem grofsen Auswanderungszuge wird auch in der besser bekannten neueren, geschichtlichen Zeit niemals gesprochen: sie bleiben in ihrer bekannten, scharf abgegrenzten Hirtenzone festgebannt; heute wie vormals bis in die entferntesten Zeiten hinab haben sie je eine Sommer- und eine Winterheimat, die immer dieselbe geblieben ist. Dafs sie sich vor fremden Barbaren, Slaven oder was sie sonst gewesen sein sollten, von Mösien nach Thessalien geflüchtet hätten, ist nicht anzunehmen. In ihren Bergen wurden sie von

1) Mit Ausnahme der jüngeren Bevölkerungsteile der Arminen oder Pinduswlachen, die sich den Bewohnern der Städte als Handwerker und Kaufleute später zugesellten.

den Eindringlingen, die nicht allzu zahlreich waren und ihre früheren Wohnsitze gewiſs nicht darum verlassen hatten, um in den Schluchten des Balkan vor Hunger und Kälte zu sterben, niemals aufgesucht, wie auch die Albanesen immer in Ruhe ihre heimatliche Feste behaupten konnten und darum bis auf unsere Zeit ethnographisch rein geblieben sind. Sollten übrigens die verarmten und barbarisierten Bewohner der neudakischen Gefilde im 6. Jahrhundert so feingebildet und so zartfühlend gewesen sein, daſs sie die Nachbarschaft der gewöhnlichen Slaven nicht ertragen und die der wilden Tiere auf den Gipfeln des Gebirges hätten vorziehen mögen?

Bei Choniates wird ausdrücklich berichtet, daſs die Befreier des wlachischen und später des bulgarischen Volkes eine eigene Sprache redeten. Diese Sprache wird bis heute von den „Makedorumänen", von den Arămînĭ (Arumänen) gesprochen: es ist ein rumänischer Dialekt, aber nur, wenn wir den Begriff der rumänischen Sprache sehr weit fassen. Es ist wahr, daſs dieselben Regeln in der Lautentwickelung im Makedorumänischen und Dakorumänischen vorwalten, aber hinsichtlich des Sprachschatzes, der Auswahl der lateinischen und slavischen Bestandteile, in dem ganzen Aussehen erscheinen die beiden Dialekte als zwei verschiedene Sprachen, und ein Rumäne aus Bukarest vermag sich mit seinem Blutsverwandten von Bitolia kaum oder gar nicht verständlich zu machen. Die Ähnlichkeit erklärt sich aus der Identität des Vulgärlateins, das den beiden Mundarten in gleicher Weise als Basis dient, aus der groſsen Verwandtschaft, die zwischen dem dakischen, thrakischen und illyrischen Idiome bestehen muſste. Die Verschiedenheiten sind aber zu groſs, um sie durch eine einfache Unterbrechung der Berührung, sei es selbst während mehrerer Jahrhunderte, erklären zu können. Gegen die Annahme, daſs dies in der Slavenzeit geschehen wäre, läſst sich nach der Analogie der romanischen Sprachen des Westens mit Entschiedenheit einwenden, daſs so frühzeitig die Entstehung der rumänischen Sprache unmöglich war. Geschah es aber später, dann müssen wir uns fragen, welche neue Einwanderung in Frage kommen könnte, nachdem doch die Steppe bereits alle ihre kräftigeren Barbaren von sich gelassen hatte. Und wenn nur Raumtrennung genügt,



um sozusagen eine andere Sprache entstehen zu lassen, wie ist es dann zu erklären, daſs die Mundart der Szekler, die gewiſs recht beträchtliche Zeit von ihren magyarischen Stammesgenossen vollständig getrennt lebten, doch der magyarischen Sprache so ähnlich klingt?

Das makedorumänische Element ist von der romanischen Bevölkerung der illyrischen Gegenden herzuleiten, ebenso wie die Albanesen einsam als Überbleibsel der nicht romanisierten Bevölkerung derselben Provinzen vor uns stehen.

Im Norden der Balkanhalbinsel ging das romanisierte Gebiet der Donau entlang, von der sirmischen Insel, dem späteren Frankochorion, einer Erinnerung an die Karolingische Mark, bis gegen die Donaumündung, wo es erst bei den bis zum Ende griechisch gebliebenen Pontusstädten aufhörte. Auſser dem fruchtbaren Donautale besaſsen die Römer infolge der Eroberung und Kolonisation der Gebiete nördlich des Flusses ein Bollwerk gegen die Barbarei, eine natürliche Vormauer gegen ihre Einfälle. Aber das Andrängen der Barbaren war zu heftig, als daſs es dadurch hätte gehemmt werden können, und so ward der sich als nutzlos erweisende Damm ein Spiel der Wellen. Ihn durch Massentransport des angehäuften menschlichen Materials völlig zu zerstören wäre unmöglich gewesen, und die sehr praktischen Römer waren nicht gewohnt, aus sentimentalen Rücksichten oder wegen eines Stadtklatsches in kritischen Zeiten Unmögliches zu versuchen. Die armen, schon halb barbarisierten Einwohner des dakischen Bodens blieben deshalb, wo sie waren, ohne sich darum zu kümmern, ob die Provinz in den Staatslisten existierte oder nicht, ob in diesen Gegenden romanum constabat imperium oder ob sie mit ihren neuen Herren zur Barbaria gerechnet wurden [1]).

Es verging nur ein Jahrhundert und, wie vorher Dakien, so wurde jetzt auch Thrakien von dem römischen Kaiser verloren gegeben. Das geschah hundert Jahre nach der vielbesprochenen Maſsregel Aurelians: die gotischen hospites, durch die Hunnen von dem nördlichen Donauufer vertrieben, wollten sich nicht dazu

1) Vita S. Severini, C. XX.

verstehen, ihre freie Heimat, wo sie geherrscht, gegen eine unfreie, worin sie als Sklaven des Fiskus und der militärischen Befehlshaber erschienen, zu vertauschen. Gegen einen solchen Stellungswechsel protestierten sie eifrig und blutig durch Verheerungen, und, nachdem ein Kaiser im offenen Kampfe gegen sie die Ehre und das Leben verloren, wurden sie die Herren bis zu den Toren Konstantinopels und bis zu den Engpässen des alten Hellas. Aber schon vor der hunnischen Zeit, von den unmittelbaren Nachfolgern Aurelians bis zu Konstantin dem Grofsen, in den unaufhörlichen inneren Kämpfen, die den Provinzialen und den barbarischen Nachbarn das Kaisertum nur noch als ein vorübergehendes magisches Licht zeigten, galt die Donaugrenze als verloren, und Diokletian scheint der einzige von den römischen Herrschern dieser elenden Epoche gewesen zu sein, der an die Wiedererwerbung des limes publicus[1]) dachte und durch neuerbaute Kastelle die alte Grenze verstärkte. Nach der Schlacht von Adrianopel vergingen wieder einige Jahrzehnte, bis Theodosius die ganze Macht in seinen Händen hatte und den unglücklichen Provinzialen Trost und Schutz gewährte. Doch unter seinen gekrönten Nachkommen fand sich kein würdiger Nachfolger und ebensowenig unter ihren halb barbarischen Generalen, und, als die Hunnen, die bisher mit der festeren Organisation ihres bunten, mit unterjochten fremden Völkern und Flüchtlingen angefüllten Reiches beschäftigt gewesen waren, die bisherige südliche Grenze nicht mehr anerkennen wollten und mit den eigenen und dienenden Scharen die mösischen und neudakischen Provinzen überfluteten, waren die Verträge nichts anderes als leere Entschuldigungsakte für die öffentliche Meinung der Zeit und für die Geschichte der Zukunft. Tatsächlich war wieder die Barbarei in hunnisch-gotischer Form bis zum Hämus vorgerückt, und was die Römer behielten, war mit Rücksicht auf die immer drohende Gefahr meistens unbewohntes Gebiet, während unter dem königlichen Schutze das Leben als sicher und beinahe glücklich erschien.

Literarisch und politisch ist die romanische Bevölkerung jener Gegenden halb vergessen, und dennoch finden sich hier und da bei

---

1) Vita S. Severini, ebend.

den gleichzeitigen Schriftstellern Berichte über die Bewohner der Städte, die wenigstens einst politische Bedeutung gehabt hatten. Die alten Namen der Donaufestungen und Donaustädte erscheinen wieder in der Zeit Attilas, der durch ihre Eroberung nur die Anzahl seiner ständigen, arbeitenden Untertanen vermehren wollte. Margus, Viminacium, andere benachbarte „zahlreiche“ Städte und Burgen — *πόλεις καὶ φρουρία πλεῖστα* —, Ratiaria, welche als „sehr grofse und gut bevölkerte“ Ansiedlung charakterisiert wird — *μεγίστη καὶ πολυάνθρωπος* —, Sirmium, Constantia, Naissus, Novae, Serdica, Odessos, Durostorum, von wo Aëtius, der grofse Beschützer des westlichen Kaiserreichs, und sein Sohn Karpileon, dessen Name an die karpischen Daken erinnert, stammten, das waren alles wichtige Plätze, deren Besitz einige Opfer rechtfertigte [1]. In den gröfseren dieser Zentren fanden sich Bischöfe: bei Priscus diejenigen von Margus, Viminacium und Sirmium, bei Marcellinus Comes: Vitalianus von Odessos, Domnio von Serdica, Alcissus von Nicopolis an dem Jantraflusse, Gaianus von Naissus, Evangelus von Pantalia, Laurentius von Lychnion, die alle dem katholischen Glaubensbekenntnisse angehörten, was ihnen die Verfolgungen des Kaisers Anastasius, der für Eutychius schwärmte, zuzog. Ihr Los wäre, nachdem sie als Gefangene nach Konstantinopel gebracht worden waren, ein härteres gewesen, wenn man nicht auf ihre Konprovinzialen aus demselben illyrischen Sprengel, den illyricianus catholicus miles, Rücksicht genommen hätte [2]. Die Erinnerung an den grofsen arianischen Bischof von Durostorum, Auxentius, einen Schüler des römisch-gotischen Predigers dieser Häresie, des Apostels Ulfilas [3], war noch lebendig, und in Durostorum hatte unter Julian der Märtyrer Aemilianus für den Glauben geblutet [4]. Die Kompetenz dieser Bischöfe war keineswegs auf Glaubens-

---

1) Priscus S. 140–142.

2) Ausg. Mommsen S. 98—99; vgl. Victor Tonnenensis in demselben Bande der Auctores antiquissimi, S. 199.

3) Die Arbeit von Friedrich Kauffmann, Aus der Schule des Wulfila. Auxenti Dorostorensis epistula de fide, vita et obitu Wulfilae (Strafsburg 1899) war mir nicht zugänglich.

4) Chron. Pascale I, 549.

sachen beschränkt: Viminacium wird dem Attila durch sein geistliches Oberhaupt ausgeliefert; der Archipresbyter von Margus versteht die Kriegskunst und scheut sich nicht, die Donau zu überschreiten, um mit den Bürgern seiner Stadt irgendwo auf dem linken Ufer hunnische Königsschätze zu erbeuten [1]).

Gewifs waren die Zustände an der unteren Donau auf beiden Ufern die gleichen, und es scheint ein lebhafter Verkehr unter den Angehörigen der verschiedenen Rassen bestanden zu haben, den die vielen Flufsinseln erleichterten. Es herrschen hier die in verlassenen Gebieten gewöhnlichen Zustände, wie wir sie an dem oberen Laufe desselben Flusses aus der Vita S. Severini kennen.

Dort in Noricum ist ebenfalls eine ähnliche Sonderherrschaft der Städte an Stelle des zurückweichenden Reichsregimentes getreten. In den loci, oppida, municipia, castella, in den Burgen, Städten und Dörfern, sucht die auf sich selbst angewiesene ziemlich dichte römische Bevölkerung der fortwährend von den wilden Scharen, die immer auf der Menschenjagd sind, drohenden Gefahr auszuweichen, sich den gefährlichen, aber unvermeidlichen Verhältnissen anzupassen. Die alten Mauern stehen noch fest und werden immer in verteidigungsfähigem Zustande erhalten; unter ihrem dennoch schützenden Schatten bebauen die Bürger ihre Äcker, so dafs sich hier wie im heutigen Sizilien keine eigentlichen Dorfbewohner finden: man kehrt abends zur Stadt, zum Markte, den man bei Sonnenaufgange verlassen hatte, zurück. Bei Angriffen seitens der Barbaren nimmt jeder die Waffen zur Hand, weil jeder weifs, was ihm, bei einer etwaigen Erstürmung, bevorsteht: es ist ein hartes, aber frisches Leben, wie das der vormaligen Pfadfinder in dem von Indianern durchstreiften Westen Amerikas. Es gibt aber auch ein Soldatenkorps, das speziell angeworben wird oder auch noch aus der Zeit, als „das imperium bestand", zurückgeblieben ist. Im letzteren Falle wurden zunächst bei der Armut des Fiskus und bei der schlechten Verwaltung der öffentlichen Gelder die stipendia nicht mehr verabfolgt, und wenn sich die Soldaten bis zur ersten benachbarten Station des neuen limes publicus

---

1) Priscus a. a. O.

durchschleichen wollten, wurden sie oft von den dazwischenwohnenden Barbaren erschlagen; die etwa am Leben gebliebenen dienten seitdem als milites oppidani. Das Reich schickte nicht mehr seine praesides und iudices in eine Gegend, die nichts mehr zum Staatsschatze beitragen konnte, aber eine Verwaltung und eine Justiz waren doch nötig. Als Oberhaupt tritt, gerade wie in dem viel besser bevölkerten Abendlande, natürlicherweise der Bischof hervor, oder, wenn dieser fehlt, ein vir Dei, vom Nimbus seines heiligen Lebens umgeben. Er weiſs und kann alles als ein Fürsprecher Gottes und Vollstrecker seiner Urteile: er bringt den Hungernden Lebensmittel, flöſst den Verzweifelnden Mut ein, bringt Nachrichten vom bevorstehenden Barbarenbesuche und organisiert den Widerstand, verkündigt als Strafe der Sünden die Niederlage und ihre schrecklichen Folgen, verschafft den in die Sklaverei Geratenen durch Sammlung milder Spenden ihre Freiheit wieder, und zwar alles auf eine so unerwartet erquickende Art, daſs er den Dankbaren als Wundermann erscheint. Und die Barbaren treten, trotz ihres Heidentums oder ihres halbchristlichen rohen Arianismus, selbst in den magischen Herrscherkreis des Wundertäters: wie kann man dem milden Befehle desjenigen widerstehen, der die Kranken zur Gesundheit, die Toten zum Leben, die Entzweiten zum Frieden, die Trauernden zum Glücke ruft und mit seinen zitternden alten Fingern den schweren Vorhang, der für gewöhnliche Augen die gefürchtete Zukunft verbirgt, leuchtend emporhebt!

So gestaltete sich das städtische Grenzleben in Noricum und von Viminacium herab bis Durostorum, und weiter muſs man bei dem Vorhandensein der zahlreichen und verhältnismäſsig blühenden Städte überall dieselben theokratischen städtischen Verhältnisse annehmen für das fünfte, wie auch für die folgenden Jahrhunderte, für welche ähnliche Berichte vorliegen, geradeso wie für die Zeit Attilas.

In Pannonien bildeten die Nachfolger der Hunnen die Ostgoten, soweit sie nicht ausgewandert waren. Aber auch sie — so unüberwindlich war für alle Barbarenstämme der Trieb nach Süden — folgten nach einiger Zeit ihren westlichen Brüdern, die inzwischen Italien, Gallien und Spanien aufgesucht hatten, und kamen auf das rechte Donauufer wie in eine Palastvorhalle der



römisch-barbarischen Königin des Mittelalters. Theoderich, der zukünftige Stellvertreter des Kaisers in einem kaiserlosen Rom, war in seinen jungen Jahren ein Barbarenherrscher in Novae (Šištov), und die Provinzialen hatten gewiſs mit ihm dieselben Beziehungen unterhalten wie im Gebiete des heiligen Severin die Noriker mit dem König Flaccitheus-Fava [1]). Nach seinem Abzuge kommen die Slaven in das blendende Licht der Verheerungszüge.

Was sie im Norden der Donau fanden, interessiert die griechischen Chronisten des Ostens nur sehr wenig, und sie berichten uns in dieser Beziehung beinahe nichts. Die romanische Geschichte des rechten Ufers ist dagegen besser überliefert. Erstens kennen wir genau aus dem bei Prokopios vom stolzen Kaiser Justinian bestellten Werke über die militärischen Neubauten an den Grenzen die Topographie der Donaugegenden im 6. Jahrhundert, als die Slaven schon wüteten. Alte Namen erscheinen in seinen Listen: Sardica, Naissus, Nicopolis an dem Gebirge, Singidunum, Sirmium, welche beide die Avaren noch im Zaume hielten, Viminacium, Novae, Ratiaria, Troesmis, Novodunum, Marcianopolis, die griechischen Pontusstädte in der ehemaligen Scythia minor: Callatis, Constantiana und weiter hinauf Odyssos; die ganze Geschichte der Grenze bis Trajan aufwärts wird uns dadurch in Erinnerung gebracht. Und noch viel mehr — wir sehen, wie übertrieben unsere heutigen Vorstellungen von den Plünderungen der Barbaren sind —: eine Menge von dakischen Benennungen sogar hatte sich so lange erhalten: so Bregedava, Itadeva, Sicibida auf dem linken Ufer, wo auch noch Octavum, Lederata, Turris stehen, Cumudeva, Aiadeva und Quimedava. Es fehlt nicht an Namen, die als slavische zu betrachten sind, und daneben erscheinen endlich solche, die den Umwandlungsprozeſs der römischen in eine romanische Sprache andeuten: so die kleinen Orte *Σκεπτεκάσας* (siepte casas — rum. șepte case), und, wenn nicht *Τρεδετιτιλίους* (tredecemtilios, treĭ zecĭ de teĭ), wenigstens *Γεμελλομοῦντες* (gemellomuntes [2])). Im ganzen macht die Gegend keineswegs den Eindruck der gänzlichen Verödung und Barbarei.

Nach Justinian, während die Avaren quer durch die ganze

1) Vita S. Severini S. 44.

2) O. Densusianu, Hist. de la langue roumaine, I, S. 390—391.



Halbinsel von Sirmium und Sigidunum bis Konstantinopel hindurchtosen, tritt das mösische Gebiet, besonders der östliche Teil, in den Nutzungskreis der Slaven. In besseren Zeiten kommen, wie unter Kaiser Maurikios, neurömische Truppen, um die justinianische Grenze wiederherzustellen und die Barbaren von der Donau weg in die inneren Steppen zu jagen. Nach langer Unterbrechung der kaiserlichen Herrschaft finden sie aber im 7. Jahrhundert, was die vorjustinianischen Barbaren auf derselben Stelle getroffen und beinahe unversehrt gelassen hatten. Menandros erwähnt im 6. Jahrhundert die Bischöfe von Sirmium und Singidunum [1]), die noch ihre alte Rolle unter den Barbaren spielen: wo ein Bischof residiert, sind die zusammenhängenden Verhältnisse immer leicht aus sich selbst zu ergänzen. Nach Theophylakt Simokatta (7. Jahrhundert) behielten die bedrohten Einwohner von Singidunum ihre, auch von Procopius bezeichneten agri [2]), aus welchen sie ihre Nahrung gewannen. Augusta und Viminacium sind für ihn „glänzende Städte" [3]); Anchialos am Meeresufer erscheint als zwischen Dörfern prangend. Bei einem schnellen Einfalle durchreiten die hungrigen Krieger des Chagans Ratiaria, Bononia (Vidin, Bdyn), Akys (Oescus?), Durostorum, Saldapa, Pannasa, Namen, die thrakisch klingen, Marcianopolis, Tomi, das vallum (χάραξ), und endlich das ehrwürdige Tropaion, welches in seiner Geschichte die Namen der guten Kaiser Trajan und Konstantin verbindet [4]). In einer Gegend, dicht am Hämus, wo sich romanische Namen wie Kalvomuntis (calvos montes) finden, ruft einer von den Soldaten, die aus dem am nächsten bedrohten Gebiete herangezogen wurden, in „der Ortssprache" (ἐπιχωρίῳ γλώσσῃ) einem Kameraden, der sein Gepäck verloren hatte, „retorna" oder „torna, fratre" zu; dies wird bei der Ähnlichkeit mit einem der üblichen lateinischen Kommandoworte mißverstanden, und aus Furcht vor einem plötzlich auftretenden Feinde zerstreut sich das Heer in den Tälern [5]). Später

1) S. 308, 335—336.

2) Procopius S. 268.

3) πόλεις λαμπραί. S. 40.

4) S. 48; vgl. S. 87.

5) S. 99; Theophanes S. 398; vgl. Jireček, Die Romanen, S. 18 und O. Densusianu I, S. 390.

kommen auch die Slaven nach Zaldapa und Akys [1]), Pistos, Latarkion, Novae, wo der Märtyrer Lupus als Schutzpatron verehrt wird, bei dessen Feste man auch den byzantinischen Befehlshaber um sein Erscheinen bittet [2]). Das Angriffsheer gegen die slawischen Bewohner der Grofswalachei hält seine Quartiere in Durostorum, besucht der Reihe nach, von Novae an, Theodorapolis, eine Schöpfung Justinians, und *Κουρίσκα*. In Asimos findet der Bruder des Kaisers Maurikios eine starke und tüchtige Besatzung, die ihm „unter dem Fahnenzeichen, welches von den Römern banda genannt wurde“, entgegenkommt. Als Peter diese Soldaten seinem Heere einverleiben will, protestieren die Einwohner und sagen, sie ständen seit den Zeiten des Kaisers Justin unter dem Schutze dieser Truppen, die sich, um nicht vergewaltigt zu werden, in „die Kirche der Stadt“ flüchten. Der Bischof verweigert ihre Auslieferung, und, als der Feldherr selbst durch List Hand anlegen will, werden die Pforten von Asimos verriegelt, wobei unter Verwünschungen gegen den Frevler der Name des Kaisers, des Souveräns des Landes, von den Befestigungen proklamiert wird [3]): man glaubt die gallischen Bischöfe aus der Zeit Attilas, die heiligen Kastellane, vor sich zu sehen.

In denselben Kriegen des Maurikios gegen Avaren und Slaven finden sich Ereignisse, die sich bei Constantiola, Tomi, das eine „Stadt“ (*πόλις*) heifst, bei Nicopolis an der Donau und Sicibida, bei Drizipera — ein thrakischer Name —, wo der Kultus des heiligen Alexander blüht, und bei Vinimacium „in der Insel“ abspielen. 3000 Avaren, 8000 Slaven und mehr als 6000 „andere Barbaren“ werden bei Tomi nach den Kämpfen in den Theifssümpfen angesiedelt. Zu Novae fragt der General Commentiolus die Einwohner nach der alten Trajansstrafse, die durch den Hämus nach Konstantinopel führt, und es findet sich ein Greis, der sie ihm noch zu zeigen vermag, obgleich sie seit mehreren Jahrzehnten niemand mehr benutzt hat. Als Peter, der Nachfolger von Commentiolus, die Donau passiert, hält er seine ersten Quartiere in Palastolos, und da sein Heer nicht, wie es der Kaiser befohlen

1) Theophylakt S. 272.

2) S. 274.

3) Ebend. S. 274—275; Theophanes S. 424—425.

hatte, in dem wilden Lande überwintern will, tritt er durch Asimos und Kuriska, beide unmittelbar an dem Flusse gelegen, seinen Rückzug an [1]). Ein „Volk der ναῦται“, welches Fahrzeuge in seinem Besitze hatte, hilft den Römern und wird von den aufgereizten Avaren zum Tode verurteilt [2]).

Konstantin der Porphyrogenete spricht von der Trajansbrücke — in ihrer Nähe stand im 6. Jahrhundert die Burg Pontes —, von Constantia, Sirmium und von dem neuen slavischen — wir sind schon im 10. Jahrhundert — Belgrad [3]), wie auch von Durostorum und etlichen Plätzen am Pontus, wo, fern von den anderen kaiserlichen Besitzungen, die Chersoniten in der Krim ganz frei unter ihrem προτεύων und den ihm helfenden ἄρχοντες lebten [4]). Zu dieser Zeit waren aber schon längst die Bulgaren die Beherrscher des rechten Donauufers, und sie hatten eine zahlreiche slavische Bevölkerung in der ganzen Ebene bis zu den Hämusbergen vorgefunden. Grofse Massen von Slaven, der kroatisch-serbische Stamm, hatten in demselben 6. und besonders im 7. Jahrhundert den Weg nach der Adria genommen, wo sie sich alles zu eigen machten. Von Slaven in den Ländern nördlich der Donau ist seitdem mit keinem Worte mehr die Rede: weder als Feinde oder Freunde des Reichs, noch als von den Bulgaren unterjochte Brüder kommen sie jemals zum Vorschein. Die Romanen südlich der Donau, die Slaven nördlich, verschwinden mit dem 7. Jahrhundert aus der Geschichte: das ist eine unbestreitbare Tatsache, wie auch jene, dafs die seit dem 10. Jahrhundert im Hämus auftretenden Wlachen von Südwesten her aus Thessalien, ihrer grofsen Heimat — *Μεγάλη Βλαχία* bei späteren byzantinischen Chronisten — gekommen sind.

Bei der bulgarischen Eroberung Mösiens wird von sieben Slavenstämmen [5]) gesprochen: das ist bei den Turanen, die ursprünglich sieben Stämme bei jedem Volke annehmen und die Welt in sieben „Klimate“ verteilen, eine heilige Zahl [6]). Wenn

1) Theophylakt S. 319—320, 322, 324—326.
2) Theophanes S. 438.
3) De adm. imp., S. 174; De caerimoniis, S. 797.
4) S. 250.
5) Jireček, Gesch. der Bulgaren, S. 118—119.
6) Theophylakt S. 282: von den Avaren.

man an die Stärke des ersten bulgaro-slavischen Reiches denkt, mufs man annehmen, dafs eine recht grofse Anzahl anderer dem regierenden Stamme unterworfen war. Die romanische Bevölkerung, welche die Slaven antrafen, wohnte besonders an der Donau und nur in einzelnen östlichen Tälern des Hochlandes, wo man auf die einheimischen, lateinisch redenden Soldaten des Commentiolus stöfst. In Mösien hatte keine eigentliche Kolonisation stattgefunden: alles, was hier auf dem Gebiete der Romanisierung erreicht wurde, stammt von Veteranenansiedelungen oder Beamtenkolonien, denn das ganze Pontusufer mit seinen Städten gehörte zum hellenischen Sprachgebiete. Aber das genügt nicht, um die beinahe vollständige Aufsaugung des romanischen Elementes durch die Slaven — mit Ausnahme etlicher Reste in den Bergen, welche sich wahrscheinlich unter den einwandernden thessalischen Wlachen verloren, — zu erklären. Es kommt vielmehr noch ein Moment hinzu.

Die Einfälle der Slaven, gerade wie diejenigen der Hunnen und noch viel mehr als diese, hatten u. a. auch den Zweck, Sklaven für die Feldarbeit einzufangen; einmal helfen die Avaren den Byzantinern dadurch, dafs sie die „römischen" Gefangenen der Slaven befreien [1]). Es ist eine Taktik, die auch später von den walachischen Herrschern bezüglich der jenseitigen Bulgaren in den Kriegen mit den Türken befolgt wurde. Das Menschenmaterial war unzureichend; um die zahlreichen slavischen Dörfer während der Zeit der kriegerischen Tätigkeit zu versorgen und zu bedienen, waren neue Arbeitselemente nötig, und so wuchs die romanische Bevölkerung am linken Donauufer, mit den Erfolgen der Slaven Schritt haltend, an. Andrerseits wurden unter Maurikios grofse Massen von Slaven auf den Reichsboden versetzt. Das waren zwei entgegengesetzte Strömungen, die auf das gegenseitige Verhältnis unter den slavischen und romanischen Uferbewohnern nicht ohne Einflufs geblieben sein können.

Und es kam noch anderes hinzu. Wie es für das Zeitalter Attilas durch Priscus bezeugt wird, zogen es viele, sehr viele von den schlecht geschützten, aber desto ärger durch Steuern und Ausschreitungen der Beamten bedrückten Provinzialen vor, zu den

1) Menandros S. 334.



Barbaren zu fliehen. Während der tatsächlichen byzantinischen Verwaltung unter Justinian und später, als die Heerfahrten der maurikischen Generale auf Kosten der Donauprovinzen und Thrakiens unternommen wurden — nur einmal befahl der Kaiser, aus Mitleid für die ausgesogenen Provinzen südlich der Donau, dafs die Truppen sich aus den barbarischen *κῶμαι* am linken Ufer mit Nahrung versorgen sollten [1]) —, gingen gewifs recht viele solcher Übersiedelungen vor sich; die „römischen" Städte verödeten und nur ihr immer seltener erklingender Name blieb übrig, während sich die einst slavischen Höfe in der Walachei immer mehr bevölkerten.

---

2. Kapitel.

Das sich bildende rumänische Volk unter slavischem Einflusse.

In dem rumänischen Wortschatze findet sich eine sehr grofse Menge von slavischen Wörtern: in keiner nichtslavischen Sprache, weder im Griechischen, noch im Albanesischen, noch in den germanischen Sprachen ist das Verhältnis ähnlich stark. Für den Fremden, der nur Worte sieht, ohne sich von ihrer dialektischen Verbreitung und ihrer Häufigkeit in der Benutzung Rechenschaft zu geben, sind die slavischen Elemente nahezu überwältigend. Ohne jegliches Vorurteil und mit vollständiger Sachkenntnis erwogen, steht die Sache aber anders.

Artikel, Pronomina, Adverbien, Konjunktionen, Präpositionen, auch fundamentale Verba, also alles, was einer Sprache ihre eigentliche Physiognomie verleiht, sind gröfstenteils lateinischen, griechisch-lateinischen oder thrakisch-lateinischen Ursprungs, ebenso wie im Englischen die betreffenden Bestandteile germanisch und nicht französisch sind. Bei den Hauptworten sind die ursprünglich lateinischen von den anderen, meist slavischen, durch zwei Merkmale unterschieden: erstens sind sie bei Ortsbezeichnungen, Wohnungen, Gerätschaften, Farben, Bestandteilen des menschlichen Körpers und den hauptsächlichsten Beschäftigungsgegenständen

1) Vgl. Theophylakt S. 250 und 324—326; Theophanes S. 442—443.

viel stärker vertreten; und zweitens sind diese lateinischen Bestandteile der Sprache viel ergiebiger an Kompositen, was immer eine ältere Einbürgerung in der Sprache verrät. Slavisch sind dagegen die Benennungen für Sachen, die einem in kultivierten Verhältnissen lebenden Volke nicht absolut notwendig sind, also solche, die zur Vervollständigung, Verzierung, Bereicherung des Lebens dienen, und diese fremden Elemente können wie eben im Englischen (oder die arabischen Worte im Spanischen) sehr zahlreich sein. Gemütsbezeichnungen oder Synonyma für Gefühlsausdrücke werden auch nicht selten dem slavischen Wortschatze entlehnt: z. B. die Worte a iubi und drag für Liebesverhältnisse sind slavisch, aber in einigen Gegenden wird auch a iubi pe cineva (jemanden lieben) gewöhnlich mit dem lateinischen Ausdrucke a plăcea bezeichnet. Ableitungs- und Verkleinerungssuffixe slavischen Ursprungs sind sehr häufig und entsprechen der slavischen Eigentümlichkeit, gern Kosenamen zu verwenden und Augmentativausdrücke usw. zu gebrauchen.

Im Magyarischen werden Hauptgegenstände des Kulturlebens mit slavischen Wörtern ausgedrückt — mit rumänischen nicht, weil die Fühlung mit den Rumänen erst dann eintrat, als sich die magyarische Sprache bereits ausgestaltet hatte, nämlich erst durch das Überschreiten der Theiſs und dann der transsylvanischen Gebirge. Solche Gegenstände werden im Rumänischen mit lateinischen Wörtern benannt. Wenn man Kulturelemente untergeordneter Bedeutung mit slavischen Bezeichnungen bekleidet findet, ist folgende Erklärung anzunehmen: die lateinische Sprache in den Donaugegenden war für die groſse Mehrheit eine Verkehrssprache, eine erlernte, folglich eine arme Sprache, während die slavischen Ankömmlinge ihre eigene Sprache mitbrachten, in der sich ihre Gefühle und Erfahrungen jahrhundertelang abgespiegelt, die Volksseele sich scharf und kraftvoll ausgeprägt hatte.

Die Namen für Ortlichkeiten in dem ehemaligen Alt-Dakien zeigen nicht geringeren slavischen Einfluſs, und daraus hat man die Folgerung gezogen, daſs Rumänen und Slaven während eines langen Zeitraumes friedlich, brüderlich zusammengelebt, und zwar im Gebirge die älteren Einwohner, die Dako-Romanen, und tiefer unten in den Tälern die später gekommenen Slaven gewohnt



hätten. Aber auch hier steht bei genauerem Zusehen die Sache anders: die Namen der Örtlichkeiten in den rumänischen Gebieten nördlich der Donau sind keineswegs überall und in jeder Beziehung gleichartig. Es ist zunächst zwischen Gebirgs- und Flufsnamen einerseits, und zwischen Ortsnamen andrerseits zu unterscheiden. Von den Flüssen haben die gröfseren, der Pruth, der Siret, der Olt, wahrscheinlich, vielleicht auch der Szamos (Someș) und sicher der Maros (Mureș) ihre alten Namen beibehalten und tragen sie jedesmal, wenn sie bei den byzantinischen Chronisten erwähnt werden. Dagegen haben die Nebenflüsse, wie die Moldova, Bistrița, Putna, Prahova, und die kleineren Flüsse, wie die Cerna, slavische Namen. Was die Berge anbelangt, so sind ihre Benennungen verschiedenen Ursprungs: etliche davon entpuppen sich als spätere gelegentliche Unterscheidungsversuche, so Piatra Catanei̮, Piatra Craiului̮ (Stein des Soldaten, des Königs), andere beziehen sich auf gewisse Personen oder Lokalereignisse, wie Jepii̮, usw.; nicht wenige klingen magyarisch: Ceahlăul, Tartarăul, Macradeul; es gibt auch solche, deren Erklärung unmöglich ist: Paring, Bucegi̮; ganz wenige tragen auch solche slavische Namen, die in der heutigen Sprache keinen Sinn mehr haben.

Unter den Ortsnamen finden wir zuerst eine überwiegende Anzahl von Dorfnamen, welche nichts anderes als den Namen des Urvaters der ursprünglichen Gemeinde bedeuten, neben dem Suffixe -ești̮ oder -eni̮, das die Zugehörigkeit zu demselben, die Eigenschaft als Nachfolger dieses Begründers der Familie und des Familiensitzes andeutet: so gehen Albești̮, Negrești̮, Bădeni̮, Cîndreni̮ auf einen Albul, Negrul, Badea, Candrea zurück. Ebenso wird auch aus anderen Begriffen, wie z. B. aus Curte, Bojarensitz, Curtești̮, Băiești̮, von Baie, Bergwerk, ein Dorfname gebildet. Von der Gestaltung des Bodens oder von anderen Naturerscheinungen haben rumänische Ansiedelungen nicht selten ihre Namen, welche hier auf das Charakteristische der gegebenen Anlage hinweisen, so Balta, Balta-Albă, Runcu, Movila, Cîmpulung, auf Teich, Weifser Teich, Rodung, Hügel, Lange Aue, oder Sărata, die Gesalzene, usw. Die Beschäftigung der ehemaligen Einwohner kommt in Namen wie Urdari̮, Mătăsari̮, Dîrvari̮, Cazaci̮, Călărași̮, Roși̮ de Vede — es waren Soldatendörfer in der Wa-

lachei — zum Ausdruck. In Vaĭ de eĭ — Weh' ihnen! — und ähnlichen seltenen Namen sind Dorfwitze zu Dorfnamen geworden. Der Nationalität oder Herkunft der Dorfeinwohner wird in Munteni (Walachen), Ruşĭ (Russen, Ruthenen), Şcheĭ (Bulgaren), Sîrbĭ (Serben oder Bulgaren) usw. gedacht; solche Namen gehen aber wahrscheinlich nicht weiter als bis ins 14. Jahrhundert zurück, als durch fürstliche Gunst allerlei Fremde durch Steuerfreiheiten zur Ansiedelung auf öden Flächen herbeigelockt wurden. An gewisse Lokalereignisse erinnern einige, aber nur wenige Ortsnamen: zu Fierăstrăŭ z. B. ist eine Holzschneidemühle gewesen, Băneasa war einst das Gut einer Băneasă, der Witwe eines Bans aus der Familie Brîncoveanu, Aroneanu hat seinen Namen vom Kloster Aron-Vodă, dessen Begründer der Fürst Aron war, usw. Endlich haben viele Namen von Dörfern, Städten und Märkten, besonders solche der letzteren Art, welche zunächst einer kleineren bäuerlichen Ansiedelung angehörten, die mit der Zeit anwuchs, in der jetzigen Sprache oder in derjenigen der historisch bekannten Vergangenheit keinen Sinn und verraten sich so als von fremden Völkern gegeben. Tatarische Namen sind sehr häufig in Südbessarabien, wo die Horden vom 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hausten, magyarische sind stark vertreten in der bergigen Gegend der Moldau jenseits des Sereth, wohin aus Siebenbürgen zuerst Szekler kamen und später während der Hussitenverfolgungen flüchtende Ciangăĭ (Csangó). Der Donau entlang in der grofsen und kleinen Walachei, dort, wo seit dem 16. Jahrhundert bis 1829 die türkischen Rajas existierten, Bezirke, die unmittelbar von den türkischen Festungsbefehlshabern verwaltet wurden, haben sich sonderbare Namen mit den gewöhnlichen rumänischen gemischt. Aber viel zahlreicher sind die slavischen Ortsnamen, welche an alte Slavenansiedelungen erinnern, die von den später angekommenen Rumänen gefunden, erobert, ersetzt oder langsam entnationalisiert wurden.

Aber hier mufs man immer die Gegend in Betracht ziehen, weil die Verteilung des slavischen Elementes in der Namengebung grofse Verschiedenheiten aufweist. Die ganze Berggegend in der Walachei und der Moldau enthält nur wenige ursprünglich slavische Namen — nicht solche, die mittels slavischer Worte gebildet sind, welche die Rumänen vorher in ihre Umgangssprache



aufgenommen hatten, weil letztere in dieser Hinsicht nichts bezeugen. Von den mehedinţer bis zu den suczawaer Gipfeln besitzen die Namen der Örtlichkeiten diesen Charakter. Wenn man dagegen die Namengebung in dem benachbarten siebenbürgischen Lande studiert, das fast durchgängig die Eigenschaft eines Hochlandes besitzt, findet man eine ganz andere Zusammensetzung der Ortsnamen. Hier sind die Bildungen auf -enĭ und -eştĭ in der Minderheit und herrschen noch am meisten in den jetzigen Grenzgegenden gegen das Königreich Rumänien hin vor, oder dort, wo eine Einwanderung der Hirten von dieser Seite aus möglich war, wie im Burzenland und der Grafschaft Hunyad. Ortsnamen, die in der Umgangssprache einen Sinn haben und gewissermafsen die Lage des Dorfes beschreiben, und solche, die an bestimmte Ereignisse erinnern, sind auch ungemein spärlich vertreten. Die Hauptmasse der Ortsnamen ist mit entlehnten slavischen Wörtern gebildet, und zwar sind darunter etliche, die solchen auf der anderen Bergseite entsprechen, wie Bistriţa, Bîrlad, Galaţĭ, Bicaz, Lăpuşna, Lupşa, Hurez, Tohanĭ, Boian, Segace (Şegarce) usw. Die meisten jedoch stehen vereinzelt da, sie finden sich nur in Siebenbürgen und in keinem anderen von Rumänen bewohnten Lande, aufser in den anschliefsenden Tälern des Maros, Szamos und Körös bis zur Theifs. Wir treffen häufig die Endung -ov umgewandelt in ăŭ, ova, wie in Cacova, Braşov oder Braşăŭ, Rîşnov, Bucova usw. Auch die Endungen -ăştia und -îlna sind anderswo nicht zu finden, gerade so wie die Namen Bodon, Tiha, Bosna, Nădeşte, Nădăjdie. Nur in dem transsylvanischen Lande begegnet man dem Worte grad, Burg, wie in Bălgrad (Karlsburg), Moghigrad (Mojgrád), Grădişte.

In der benachbarten Theifsebene sind die Bildungen mit -eştĭ und -enĭ viel häufiger; und das führt zu der Annahme, dafs solche Dörfer erst in späterer Zeit von den hinuntersteigenden Bergrumänen gegründet wurden. Aber die sonderbaren, sinnlosen slavischen Namen sind auch hier wie in Siebenbürgen stark vertreten.

Wenn wir jetzt zur Donauebene und zum östlichen Hügellande der Moldau fortschreiten, ist das Ergebnis der Untersuchung folgendes. Auf dem walachischen Ufer des grofsen Flusses, im



flachen Lande, kommen alte slavische Dorfnamen nur vereinzelt vor: diejenigen, die man vorerst als alte Benennungen betrachten könnte, erweisen sich vielmehr bei genauerem Zusehen als solche neueren transdanubischen Ursprunges; denn vom 14. bis zum 19. Jahrhundert haben Leute von jenseits der Donau, die freiwillig, flüchtend oder gezwungen von dort weggingen, ganze bulgarische Dörfer auf rumänischem Boden gegründet und den neuen Ansiedelungen, Namen, die denen ihrer Heimat entsprachen, gegeben. Weiter, im Hügellande der Moldau, das sich vom Sereth bis zum Pruth erstreckt, finden sich bis zum Jassyer Bezirke wieder nur äußerst spärlich slavische Ortsnamen. Nördlich davon aber, in dem Bezirke Botoşanĭ und besonders Dorohoĭ, in der ganzen östlichen Bukowina — im Westen sind beinahe nur die rumänischen Ahnen- oder „Natur"-namen vertreten — und in der nordöstlichen Gegend des ehemals zur Moldau gehörigen Bessarabien, begegnet man eigenartigen slavischen Namen: Dorfnamen mit der Endung -in, wie Babin, Strahotin, Hotin, oder -inţĭ und besonders ăuţĭ; das ist die Endung der meisten Ortsnamen in den genannten Teilen der Bukowina und Bessarabiens, d. h. in den Bezirken Hotin, Bălţĭ, Soroca, Orheĭ, wie Rădăuţĭ, Pelipăuţĭ, Păpăuţĭ, Climăuţĭ usw. Und diesen Bildungen ähneln die Ortsnamen von Südgalizien mit der Endung -owcze.

Diese Verschiedenheit der geographischen Namen läfst sich nur auf eine Weise erklären. Die zahlreichen alten slavischen Namen in Siebenbürgen, die grad, welche es dort gab, und von denen eines unter den Magyaren die Hauptstadt des Landes wurde, zeigen, dafs hier die Hauptmasse der Einwanderer sich angesiedelt hat. Bedenkt man dazu, dafs sich Athanarich, von den Hunnen oder panischer Hunnenfurcht getrieben, in das „Kaukaland bei den Sarmaten", d. i. nach Siebenbürgen flüchtete und dafs die freien oder unfreien Sarmaten sich niemals in dieser Gegend, sondern vielmehr in Südpannonien finden, dafs weiter diese echten Sarmaten selbst den „skythischen" Konföderierten von ehedem nicht ähneln und dafs sie, nach der Natur der Sache, nicht aus anderen barbarischen Elementen, sondern nur aus Slaven bestehen konnten — Germanen waren sie nicht, und die skythische Rasse hatte ihre Rolle seit langem ausgespielt —, so kann man die Slaven schon für das

vierte Jahrhundert als Bewohner des dakischen Hochlandes betrachten, und das ist keine übereilte Konjektur, sondern die einzig mögliche ethnographische Erklärung. Die alte Kultur war hier mit den Städten zum gröſsten Teile untergegangen, und das zurückgebliebene romanische Element lebte kümmerlich in den Dörfern unter barbarischer Oberherrschaft fort. Diese zahlreichen, meist wilden Barbaren hatten sich von Anfang an, wie in ihrer ersten Heimat, so auch hier an der Bodenkultur beteiligt. Ihr Einfluſs auf die benachbarten oder mit ihnen zusammen lebenden romanischen Ansiedler war sprachlich ungewöhnlich stark. Die Sprache der alten Bevölkerung wurde zwar in ihrem inneren Wesen, in der Morphologie und Phonetik, nur wenig beeinträchtigt, aber von ihren slavischen Nachbarn und späteren Herren übernahmen die Rumänen neben vielen Suffixen eine groſse Menge nötiger und unnötiger Worte. Wenn die Slaven eine höhere und ältere Kultur vertreten hätten, würde sich das Verhältnis zwischen beiden Bestandteilen im Rumänischen ähnlich demjenigen gestaltet haben, das zwischen den angelsächsischen und französischen Bestandteilen im heutigen Englisch besteht.

Unter den heutigen Namen in den griechischen Ländern sind die meisten slavischen, etliche albanesischen Ursprunges; ein anderer Bestandteil gehört modernen Bildungen, und nur der Rest entstammt der alten hellenischen Zeit [1]). Und trotzdem ist das slavische Blut in der griechischen Bevölkerung kaum zu spüren. In Groſsbritannien ist die Hauptmasse der Ortsnamen keltischen oder angelsächsischen Ursprunges, und dennoch haben die französisch sprechenden Normannen zur Bildung des englischen Volkes ziemlich viel beigetragen. Die Ortsnamen in Siebenbürgen, der alten slavischen Feste für Ausfälle nach Süden und Westen und der unzweifelhaften Wiege des rumänischen Stammes, sind in groſser Masse slavisch, und zwar derjenigen slavischen Sprache entlehnt, welche in Pannonien und den angrenzenden Gegenden gesprochen ward, und unterscheiden sich deshalb von der slavischen Nomenklatur in Bulgarien oder der des nördlichen Ruſsland sehr scharf. Die alten Namen aus der Römerzeit dagegen sind mit den gröſseren, besser

1) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie, S. 298.

organisierten Gemeinwesen verschwunden. Das Alter der rumänischen Ortsnamen läſst sich nicht bestimmen. Es folgt aber daraus nicht, daſs im Hochlande das rumänische Element nicht fortgelebt hätte, und ebensowenig, daſs sich nur etliche spärliche Reste, die später durch südliche Auswanderungsströme verstärkt worden wären, furchtsam in die Berge zurückgezogen hätten. Die Hirtenbevölkerung der Karpathen hat vielmehr stets eine groſse Talgegend für sich in Anspruch genommen und sie auch unter verschiedenen Bedingungen für bestimmte Jahreszeiten innegehabt. So waren im 18. Jahrhundert die rumänischen Hirten in Siebenbürgen „von alten Zeiten her“ gewöhnt, ihre Schafe in der Walachei und auch in der Moldau überwintern zu lassen, wofür sie dem dortigen Fürsten eine Abgabe entrichteten [1]). Die thessalischen Wlachen schickten ebenso ihre Herden während des Sommers in die „bulgarischen Berge“, und bis heute haben die am Hirtenleben festhaltenden Makedowlachen einen Winter- und einen Sommeraufenthalt, im Flachlande die gemietete Mandra, und in den Tälern des hohen Gebirgskammes [2]), die bei ihnen die „rumänischen Berge“, munţîli armîneştĭ, heiſsen [3]): hierher kommen sie mit dem Monate Mai, wenn die Felder „sonnverbrannt“, herţ, zu werden beginnen [4]). Durch solches unaufhörliches Umherirren sind einzelne, vom gemeinsamen Stamme weggerissene Hirtenschwärme bis Mähren, ja bis Istrien und in ziemlich entlegene polnische Gegenden geraten, von wo sie nicht mehr zurückkehren konnten, und sind in dieser fremden Welt untergegangen [5]). Eine Einschlieſsung in die schützenden Berge ist nur bei Jäger- und Räubervölkern, wie es die Arnauten waren und noch sind, möglich, während für den Hirten das Hinabsteigen in die grünen Ebenen eine unabwendbare Notwendigkeit bildet. Die Ortsnamen reden zwar eine Sprache, aber sie sagen doch nicht alles.

Die groſsen Wanderungen nach Süden und Südwesten, wie

---

1) S. z. B. Hurmuzaki, Documente, VII, S. 26, nr. XXV.

2) Papahagi, Materiale folklorice, S. 929 ff.

3) Ebend. S. 931.

4) Ebend. S. 934.

5) Miklosich, Über die Wanderungen der Rumunen. Wien 1879; Burada, in Archiva societăţiĭ ştiinţifice şi literare din Iaşĭ, V, S. 266 ff.



auch die langen hartnäckigen Kämpfe mit den Byzantinern haben kaum eine sehr beträchtliche slavische Bevölkerung in den Donauländern und den südlichen Karpathen zurückgelassen: um einen Teil von Pannonien, ganz Serbien und Kroatien mit den dazu gehörigen Gebieten, den langen dalmatinischen Strich der adriatischen Küste und endlich Ostbulgarien in Besitz zu nehmen, mufsten diese Slaven — an ein ununterbrochenes, an ein gemeinsames Einschreiten aller Slaven zu denken, wäre eine Unmöglichkeit und eine Monstruosität — fast alle ihre Kräfte erschöpfen. In dem Mafse aber, wie ihre bisherigen Herren sich jenseits der Donau eine bessere Heimat suchten, traten die Rumänen — jetzt, im achten Jahrhundert, ein ziemlich fertiges Volk — die Erbschaft der Auswandernden an. Von den auf dem alten Boden sitzen Gebliebenen erhielten sie die Kenntnis der Flüsse und Bäche übermittelt, denen sie wie anderswo die Slaven, vom Berge oder vom Hügel herabsteigend, um einen Platz für ihre Ansiedelungen zu suchen, als sichere Führer gefolgt waren. In Siebenbürgen vollzog sich der Ersatz unmittelbar, und die slavischen Namen der Dörfer blieben folglich auch bei den Rumänen in Gebrauch. Auf dem anderen Abhange der Berge und auf dem mehr gelichteten oder sogar platten Lande fanden die Ankömmlinge meistens verlassene Wohnstätten; von der hier hausenden Bevölkerung war nur so viel übrig geblieben, als nötig war, um die Überlieferung der Flufsnamen zu sichern. Man mag sich hierbei daran erinnern, wie die nördlich der Donau eindringenden Byzantiner des siebenten Jahrhunderts nur an den Flüssen Widerstand fanden: an der Donau stand Ardagast und später ein anderer Häuptling, der getötet wurde; dann fand am Flusse *Ἡλιβακία* oder *Ἰλβακία* ein Kampf statt, in dessen Nähe „König Musokios“ seine Dorfresidenz hatte; der Flufs Paspirios wurde durch ähnliche hartnäckige, nicht immer für die „Römer“ glückliche Kämpfe bekannt, die in der Erinnerung der Soldaten und der in Anlehnung an sie erzählenden Chronisten blieben [1]).

Ein grofses zahlreiches Volk sind die Rumänen niemals gewesen, und trotz des ihnen eigenen und jetzt aufserordentlich

1) Vgl. Theophylakt, S. 257–258, 279; Theophanes I, S. 417–418, 425–426, 436.



erleichterten Triebes sich auszubreiten, trotz des Zuzuges der südlichen Romanen, die sich von den durch Kriege bedrohten oder verwüsteten mösischen Feldern und Tälern nach der herrenlosen Gegend flüchteten, besafsen sie nicht die der Zahl nach genügende Stärke, um das heutige rumänische Sprachgebiet einzunehmen. Es blieben besonders im Nordosten, wo das Romanentum an die Steppe, an das Gebiet der turanischen oder slavischen Herrscher derselben grenzte, öde oder nur ganz dünn bevölkerte Landstriche übrig, die einer neuen Kolonisation harrten. Schon bei dem Einfalle der Magyaren waren die Russen, in vielen kleinen Gruppen staatlich organisiert, aus ihrem ursprünglichen engeren Gebiete herausgetreten. Wie die anderen Barbaren, wie ihre „sklavinischen“ Brüder, drangen natürlicherweise auch sie, die Nachfolger der Anten des sechsten Jahrhunderts, nach dem lockenden Süden vor. Während der kijewische Swiatoslaw an ein neues Donaureich dachte und es wirklich für einige Jahrzehnte gründete, hatten sich andere Zweige des russischen Volkes langsam und sicher durch erfolgreiche Wanderschaft ganzer Dörfer und Familien auf dem Wege nach dem grofsen Carigrade des Südens gemacht. Bei ihrer Ankunft bedeckten sich die oberen Täler des Dniestr, des Pruth und Sereth, die sie berührten, mit russischen, d. h. nordslavischen, von den anderen grundverschiedenen Namen. Wenn das rumänische Volk nicht seine ganze Kraft und sein Verdrängungstalent entfaltet hätte, und wenn die türkischen Reiter der Wüste nicht bald darauf vorübergehende, wechselvolle „Reiche“ an der Donau gegründet hätten, wäre damals eine Vereinigung der nordslavischen und südslavischen Stämme in diesen fruchtbaren Gebieten vor sich gegangen. Und heute noch, nach tausend Jahren, stemmen sich die Slaven gegen diese isolierende Scheidewand, ohne sie beseitigen oder überfluten zu können.

Das ist der logisch zu erschliefsende Lauf der rumänischen Geschichte in der Zeit, in der die Quellen darüber schweigen. Mit dem elften Jahrhundert bereits beginnen die Zeugnisse der Schriftsteller, und der Zustand, in dem nach ihnen das romanische Volk des Ostens lebt, stimmt mit dem Vorhergesagten vollständig überein.



3. Kapitel.

Älteste byzantinische Berichte über die rumänische Vergangenheit an der Donau. Die Donaurumänen und das bulgaro-wlachische Reich. Beziehungen zu Ungarn. Erste Staatsbildungen. Kämpfe um die Unabhängigkeit.

Im Anfang berührt sich das Schicksal des östlichen romanischen Volkes mit den Ereignissen der byzantinischen, „kaiserlichen“ Geschichte. Manuel der Komnene träumt in seinen grofsartigen Weltherrschaftsplänen von einer Unterjochung des rebellischen „hunnischen“ Barbarenreiches. Um den ungarischen ῥῆξ besser abzuschliefsen, denkt der Restaurator Ostroms an einen Heereszug durch die heutige Donauwalachei und die Moldau; er will dadurch die Ungarn von Siebenbürgen her angreifen. Vorher, unter Alexios, waren die byzantinischen Truppen gegen die Kumanen von Vidin her in einem Vormarsche, der drei Tage dauerte, bis zu „dem jenseits der Donau liegenden Flusse“ vorgedrungen [1]). Durch die Dörfer der östlichen Walachei war der Verwandte und Nebenbuhler des Kaisers, Andronikos, bis nach Halitsch gekommen, und bei der Erzählung seiner Abenteuer werden diese „Wlachen“ ausdrücklich erwähnt [2]). Bei dem erwähnten Kriege gegen die Ungarn geht Alexios der Protostrator mit vielen Söldnern über die Donau, um den Feind „von den Gegenden aus, welche vorher mit ihm verbunden waren“ [3]), anzugreifen, während Leon Batatzes mit einer genügenden Truppenmacht seine Operation von den Pontusstädten aus beginnt, „eine grofse Schar von Wlachen, von welchen gesagt wird, dafs sie italische Kolonen von ehedem seien, mit sich fortreifsend“ [4]).

Aber nach dem grofsen Komnenen wurden nicht nur diese grofsen Eroberungspläne aufgegeben; die Donaugrenze selbst ist vielmehr als aufgegeben zu betrachten. Und als die Gegend zwi-

1) Anna Comnena, II, S. 302.

2) Cinnamus, S. 232, 246; Choniates, S. 171.

3) *ἐκ τῶν συνηθῶν καὶ πάλιν αὐτοῖς χωρίων*; Cinnamus, S. 260.

4) *καὶ δὴ καὶ Βλάχων πολὺν ὅμιλον, οἱ τῶν ἐξ Ἰταλίας ἄποικοι πάλιν εἶναι λέγονται, ἐκ τῶν πρὸς τῷ Εὐξείνῳ καλουμένῳ Πόντῳ χωρίων*; ebenda.

schen dem grofsen Flusse und dem Hämus den Wlachen, die sich empörten, als systematisch ausgebeutete Zone in die Hände fiel, boten die Verhältnisse nördlich der Donau den byzantinischen Herrschern und Schriftstellern kein Interesse mehr. Schon nach den ersten wlachischen Dynasten wurde dieses Reich der Verheerung und Ausbeutung zu einer Nachbildung des ersten bulgarischen Zarats, und die bisher nur durchstreiften Täler kamen jetzt in den vollständigen Besitz der Zaren bulgarischer Abstammung, welche die Berge verlassend, in Trnowo, der neuen Hauptstadt, wirklich residieren und meistens friedlich regierten. Bis zum Verfalle der neuen politischen Schöpfung war für Byzanz das, was auf dem linken Ufer der fremden und feindlichen Donau vor sich ging, völlig gleichgültig, und, als die Türken im 14. Jahrhundert mit den Trümmern dieses bulgarischen Reiches aufräumten, waren die griechisch sprechenden „Oströmer" selbst so schwach und dem Verderben so nahe, dafs ihr Auge den Vorgängen in der Ferne keine Aufmerksamkeit mehr widmen konnte. Die byzantinischen Quellen der rumänischen Geschichte versiegen deshalb fast sofort wieder, nachdem sie einigermafsen zu fliefsen begonnen haben.

In dem ersten Reiche der Bulgaren hatte die entlehnte byzantinische Kultur literarische Früchte getragen [1]), aber selbst in dieser besseren Zeit beleuchtet diese meist kirchliche Literatur die geschichtlichen Tatsachen und Zustände nur in geringem Mafse. In der Zeit, als sie sich die Bulgaren unterwarfen, hatten zwar die griechischen Herrscher durch die Hellenisierung der Kirche die kulturellen Verhältnisse, in ihrem Sinne wenigstens, gehoben, und als die letzten nationalen Herrscher des wiedererstandenen Zarats zugrunde gingen, wanderten überall in die benachbarten Länder Schüler des grofsen Lehrers Erzbischof Euthymij aus und trugen neben gewissen anderen Kenntnissen eine ausgebildete slavische Kirchen- und Staatssprache in die Welt [2]). Aber eine Chronik hatte sich auch jetzt wie vormals in dem slavischen Reiche nicht entwickelt, und so haben wir auch von bulgarischer Seite keine Nachrichten über die ihnen unmittelbar benachbarten Rumänen.

1) Jireček, Gesch. der Bulgaren: Literatur.

2) Vgl. das Buch von Kałužniacki über diesen Erzbischof und Schriftsteller. Czernowitz 1901.

Die serbischen Annalen sind für die ältere Zeit zu kärglich und beschäftigen sich so ausschliefslich mit den serbischen Ereignissen, dafs auch aus ihnen Aufschlüsse über ein Nachbarvolk, welches keine eigentlich politische Geschichte besafs, nicht zu gewinnen sind. Die russisch-halitschischen chronographischen Aufzeichnungen sind noch dürftiger und gehören erst einer viel späteren Zeit an.

Nur die ungarischen Quellen bieten ein reiches und bei richtiger Beleuchtung wichtigeres Material für die rumänische Geschichte, als man von vornherein glauben könnte; das gilt namentlich für die Zeit bis zur Gründung eines Staates und für die Zeit, während welcher diese Gebilde noch in sehr bescheidenen Verhältnissen ihrer Konsolidation entgegengingen. Die Erwähnung der „Walachen" in zahlreichen Urkunden der ungarischen Könige hängt mit einem langen geschichtlichen Entwickelungsprozefs zusammen, der sich im Südosten während des Spätmittelalters abgespielt hat. Die Bulgaren hatten sich bei ihrem erneuten politischen Auftauchen und besonders unter dem kraftvollen und glücklichen Zaren der „Bulgaren und Griechen", Johann Asên II. (1218—1241), welcher den Namen seines Vaters mit demjenigen des grofsen „kaiserlichen" Oheims vereinigte, die Wiederherstellung des rechtgläubigen Kaisertums von Konstantinopel in bulgarischer Form zum Ziele gesetzt. An dem Widerstande thessalischer und asiatischer Gegenbewerber, die durch ihre Herkunft und Nationalität eher berechtigt schienen, als Bewerber um die heilige konstantinische Krone aufzutreten, und auch an anderen unvorhergesehenen Fällen scheiterte dieser Plan. Nach dem Tode des Eroberers und seines Neffen Johann Asên, des Befestigers, besafs das Gegenkaisertum von Trnowo keine Kräfte mehr, um erfolgreich die „grofse Idee" der Zeit in Wirklichkeit umzusetzen, und für die nachbarlichen Serben war die Stunde noch nicht gekommen. Der durch kühne Abenteuererzüge und langsame Ausbreitung seines Volkstums sich nach Süden vorschiebende russische Staat von Halitsch konnte die Donaugrenze nicht erreichen, und alles, Taten und Menschen, ging zugrunde. Die turanische Oberherrschaft über das mit der Steppe unmittelbar verbundene rumänische Platt- und Hügelland, unter den Petschenegen, Kumanen,



und schliefslich unter den im 13. Jahrhundert erscheinenden Tataren, hatte trotz der augenblicklichen ungeheueren, die Welt mit Graus und Bewunderung erfüllenden ersten Erfolge keinen Bestand. Jetzt war die Reihe an den Magyaren; sie sollten es versuchen, die orientalische Frage des 13. und 14. Jahrhunderts zu ihrem Nutzen zu lösen. Dreimal gingen sie ans Werk, mit neuen zusammengerafften Kräften, und als sich die Idee einer einzigen Herrschaft über den Osten als ein romantisches, ebenso leeres wie verlockendes Wahngebilde erwies, übernahmen zeitweilig die kleineren Völker selbst die Leitung ihrer Geschicke, — bis zum Erscheinen eines neuen heidnischen „Kaisers", welcher ein halbes Jahrtausend nach asiatisch-römischer Art herrschte. Von einem eigentlichen Reiche des Johannitius kann man nicht reden, denn es verrät sich durch keine Organisationsmafsregel. Der blutige Held mufs auch in der historischen Erinnerung, wie er es in der Wirklichkeit war, als Brandstifter, Belagerer, Beutemacher, leidenschaftlicher „Griechentöter" fortleben, wobei zu bemerken ist, dafs er auch der Lateinertötung nicht abhold war. Um aus den hier und da spärlich gesäten, kaum aus der Zerstörung, die ihnen die Eroberung gebracht, sich langsam erhebenden Städten seines „Kaiserreiches" einen Staat, sei es auch nur einen solchen nach primitiven morgenländisch-mittelalterlichen Begriffen zu bilden, dazu hatte er, der unermüdliche, keine Zeit; der Dämon der Vergeltung für lang erduldetes Elend trieb ihn als Vertreter des unterjochten nichtgriechischen Elementes zum Kampfe gegen die Anhänger des byzantinischen Kaisers beider Bekenntnisse.

Was er sein wollte, springt sofort bei Durchsicht der spärlichen Quellen in die Augen. Dafs er ein „Wlache" war, dafs er seine ganze Jugend, ehe seine Brüder kühn in die Welthändel eingriffen, in den Bergen hinter seinen Herden „wlachisiert" hatte, das leugnete er gewifs nicht. Aber der grofse naive Kriegsmann hatte sicher nicht die Befähigung, um „Wlach" in Romîn oder Armîn zu übersetzen und hieraus eine römische Herkunft herzuleiten, wie man nach einigen Wortspielen in den an ihn gerichteten schmeichelnden päpstlichen Briefen glauben sollte. Was wufste er und seine wilden Genossen — Fürst „Belota" und andere seinesgleichen — von dem



alten glorreichen Rom? Sie kannten doch nur das klägliche Neurömertum, das in der Demut kriechende und klagende Romäertum, und in den heimatlichen bulgarischen „Büchern“ standen von diesen Romäern in roten Siegeszeichen nur grausame, die Nachkommen aufmunternde und verlockende Kriegsgeschichten geschrieben. Aber Johannitius, wie seine Vorgänger anderen Stammes und anderer Rasse, die in anderen Gegenden erstanden waren, haſste und verachtete die Griechen doch nicht so sehr, daſs er nicht den Gedanken gefaſst hätte, sie zu unterjochen. Im Gegenteile, als Barbarenkönig am Balkan in der Nähe eines zweiten Rom, hegte er, wie sie, jene berühmten Zaren der bulgarischen Vergangenheit, wie sein Bruder Peter, der von dem Kaiser des Westens das Geschenk der „corona imperialis regni Grecie“ verlangt hatte [1]), das Bestreben, ein neues Kaiserreich des Ostens, bulgarischer Nation, zu gründen. Als er die Purpurkothurnen trug und sich kaiserlich Kalojoannes nennen lieſs [2]), träumte er von einem slavischen Kaiserreich der „Bulgaren und Griechen“, Блъгаромъ и грькомъ, *τῶν Βουλγάρων καὶ Ῥωμαίων*, und setzte diesen Imperatortitel an den Kopf seiner Briefe und Erlasse. Und solange die „unreinen Franken“ den Boden der kaiserlichen Stadt mit ihrer profanen Usurpation entweihten, verhielten sich viele Griechen, besonders in den östlichen thrakischen Gegenden, einem solchen Streben des „rechtgläubigen“ Herrschers von Trnowo gegenüber nicht feindlich.

Aber in einem Anfalle von schlauer Naivität kam Johannitius beim Lesen der vor drei Jahrhunderten geführten Verhandlungen zwischen seinem Vorgänger Boris Michael und Papst Nikolaus auf den Gedanken, Huldigungsschreiben an den „Antichrist“ von Rom zu richten, und die Politik des Tages hat dies auch als zweckdienlich erscheinen lassen. Es kamen also in der päpstlichen Kanzlei ungewohnte bulgarische Missiven an, von dem „Zar der Bulgaren und Griechen“; sie muſsten ins Griechische übersetzt werden [3]) und stellten dann lateinisch Bittgesuche des

---

1) Ansbertus; zuerst zitiert bei Jireček, Gesch. der Bulg., S. 382.

2) Vgl. Hurmuzaki, Dokumente I², S. 805, Nr. 645: „Kalojoannes Dukas“ für den Kaiser dieses Namens. Die Griechen sprachen Skylojohannes, wenn sie von dem „Wlachen“ redeten. Akropolitas, S. 26.

3) Hurmuzaki, Documente I, S. 3.

„Imperator Bulgarorum et Romanorum“ (Ῥομαίων) dar. In diesem Tone konnte man aber dem mächtigen „rex“ bäuerlichen Blutes nicht antworten, wenn man nicht die treuen Söhne der Kirche in dem lateinischen Kaiserpalaste von Konstantinopel kränken wollte. Die römischen Priesterdiplomaten taten so, als wenn sie an die prinzliche Herkunft des Johannitius glaubten, und sahen in der Erwähnung seiner „Vorgänger“ Simeon, Peter und Samuel die Erfüllung einer Enkelpflicht gegen diese seine Ahnen; sie benutzten in der Antwort an den Dynasten von Trnowo als erfolgreiches, menschliche Eitelkeit anstachelndes Bekehrungsmittel eine Anspielung auf die aus den „Ῥωμαῖοι“ des Zarentitels hergeleitete römische Abstammung [1]) des Bewerbers um eine Kaiserkrone. Weil aber Johannitius und seine Krieger in der ganzen katholischen Welt als die bösen Wlachen bekannt waren — und die Kunde davon war von den Griechen durch die Lateiner nach Westen gedrungen —, benutzten die Schreiber des römischen Hofes irrtümlich den beleidigenden Namen „Wlachen“ statt des Namens „Oströmer“ in dem Titel des Hirtenimperators, und so entstand in den päpstlichen Episteln vor und nach der Krönung von Trnowo die für gleichzeitige östliche Kanzleibeamte geradezu monströse Bezeichnung „Bulgarorum et Blachorum rex“. An Ort und Stelle übrigens, wo der überaus empfindliche Stolz des Emporkömmlings dies gebot, übersetzte man dies durch Ῥωμαίων und βασιλεὺς, wie es der kaiserlich als Kalojoannes herausgeputzte Wlachenführer verlangen durfte. Ebenso konnte „Bulgaria et Blachia“ in Briefen an den König-Kaiser und den Erzbischof-Patriarchen nur Βουλγαρία καὶ Ῥωμανία in absichtlich fehlerhafter Übersetzung bedeuten [2]).

---

1) „Sicut genere, sic sis etiam imitatione Romanus ... Populus terre tue, qui de sanguine Romanorum se asserit descendisse“; Hurmuzaki I, S. 4. In diesem Sinne wurde auch der Brief des Erzbischofs Basilius von Trnowo (ebend. S. 5, Nr. 4): „heredes descendentes a sanguine romano“, übersetzt.

2) Die Korrespondenz durch den alten Raynaldus (Annales ecclesiastici), auch Theiner, Monumenta Slavorum meridionalium, bekannt, ist neuerdings, nach Kollation mit den Originalien, in die rumänische Sammlung der „Documente“ von Hurmuzaki aufgenommen worden. Recht deutlich ergibt sich die Richtigkeit unserer Auffassung daraus, daſs der Papst auch von Samuel, Peter, Simeon als „reges Bulgarorum et Vlachorum“ (S. 26) spricht, denn dies waren

Über die Herrschaft des Johannitius auf dem linken Donauufer gibt es kein Zeugnis, und wenn man bedenkt, dafs er alle Kräfte zusammenraffte, um gegen Thrakien und das ihn berauschende Konstantinopel vorzudringen, kann man getrost annehmen, dafs er keine Zeit fand, um mit seinen sehr gepriesenen und überaus nützlichen Verbündeten, den Kumanen, wegen angeblicher Oberrechte über die ärmlichen Sumpfgegenden der Donauwalachei zu streiten. Wenn der bulgarische Zar seinen ungarischen Nachbar als unrechtmäfsigen Besitzer von „etlichen Bistümern, welche durch ihn vernichtet worden seien [1]", anklagt, so liegt dafür übrigens die Erklärung sehr einfach. In den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts, als man in Byzanz keinen Wiederhersteller vom Schlage des wahrhaft kaiserlichen Manuel erwarten konnte, war im adriatischen Belgrad ein ungarischer König, Koloman, als Herrscher über Kroatien ausgerufen worden; und Dalmatien hatte sich trotz des Neides der Venetianer ihm angeschlossen. Auch die bosnischen Bane suchten bei dem mächtigen Nachbar Schutz gegen imperatorische Eroberungsgelüste, und der zweite Nachfolger Kolomans, König von Ungarn, Syrmien, Kroatien und Dalmatien, war auch König von Rama, was Bosnien bedeuten mufs. Die Erfolge der byzantinischen Kriegszüge und die Streitigkeiten um diese vierfache Krone vernichteten zwar für etliche Zeit dieses ungarische imperium an der Donau und Adria, aber hier war trotzdem eine wahrhaft jugendliche Kraft zu finden, während die grofsartige kaiserliche Gestalt Manuels nur als ein Phantom aus dem toten Meere des verfaulten Griechentums für einen Augenblick hervorgeschimmert hatte. In Verbindung mit den Päpsten, welche in den ungarischen Königen Vertreter des katholischen Glaubens in dem unaufhörlichen Kampfe gegen das Schisma und die patarenische und paulizianische Häresie sahen, rüsteten sich die Nachfolger Kolomans und Bélas zu einem neuen Zuge nach Osten, und nur neue Familienzwistigkeiten verhinderten ihn. Der bosnische Ban mufste schleunig die Lehre der römischen Kirche — 1203, ein Jahr vor der römischen Krönung des βασιλεὺς Kalo-

echte Bulgaren und hatten mit den verachteten wlachischen Herdenführern im Pindus gar nichts zu tun!

1) Hurmuzaki I, S. 31.



joannes — annehmen, um dem Verderben zu entgehen [1]). Aber schon vor dem Eintritt des neuen Jahrhunderts hatte der Bruder des Magyarenkönigs, welcher als „dux" von Dalmatien, Kroatien und Chum erscheint, Serbien mit seiner kriegerischen Anwesenheit beehrt. Im Jahre 1202 wurde der Groſsžupan Stephan aus diesem seinem „regnum" durch ein ungarisches Heer, das der König selbst befehligte, verjagt, und der „rascische", serbische Titel erschien nun neben den anderen in der kaiserlich klingenden Titulatur des Herrschers an der Donau. Das war aber nach den Begriffen des benachbarten slavischen βασιλεύς, der auf der ganzen Halbinsel keinen ebenbürtigen Nebenbuhler seiner Macht fand, ein Eingriff in seine Rechte, und nach seiner Weise protestierte Johannitius durch Plünderung. Als Antwort nahm König Emerich noch im Jahre 1202 oder 1203 Besitz von dem bulgarischen Lande bis Nisch [2]). Das waren die fünf bitter beweinten Bistümer, — also keine kumanisch-walachischen [3]).

Aber in einem Reiche, wo keine Ordnung, ja fast nicht einmal eine Grenze vorhanden ist, wird auch die Frage der Thronnachfolge den jeweiligen Verhältnissen entsprechend gelöst. Zwei Neffen des Johannitius kämpften für die Krone auf demselben Boden, wo der „Kaiser" blutig durch Mörderhände gefallen war. Als endlich der Sieger, Johann Asên, würdig auftreten konnte, war die Möglichkeit, nördlich der Donau Land zu erwerben, völlig geschwunden. In der bekannten Inschrift von 1230 auf der Türe der Kirche seiner Hauptstadt, in der er sich selbst verherrlicht, spricht dieser Reichsbegründer, durch den erst alles eine endgültige Gestalt bekam, nur von Siegen über den süd-„wlachischen", d. h. thessalischen kaiserlichen Herrscher Theodor den Komnenen, über Griechen, Albanesen und Serben, deren Land das seinige wurde. Die „Franken" von Konstantinopel besitzen — heiſst es endlich — die heilige Stadt nur infolge des ihnen für ihre Huldigung gewährten

1) Klaić, Gesch. von Bosnien, S. 62 ff.

2) Päpstliche Korrespondenz, in den angeführten Sammlungen; nicht in Hurmuzaki aufgenommen. Vgl. Engel, Gesch. von Serwien, S. 210 ff.

3) Hurmuzaki I, S. 31, nr. 21. Vgl. Onciul, Orig. princ., S. 153. Das „confinium Hungarie, Bulgarie et Vlachie" S. 31 ist, wie vorher gezeigt wurde, zu verstehen.



Erbarmens, das ihnen der wahre Kaiser von Ostrom zuteil werden liefs [1]. In dem Handelsprivileg für die Kaufleute von Ragusa ist von derselben Gegend die Rede, aber von Besitzungen jenseits der Donau spricht kein Wort, obgleich in einer Urkunde zu solchen Zwecken dies eigentlich der Fall hätte sein müssen [2].

In der Ebene hatten doch die Kumanen, nach ihrer erschöpfenden Beteiligung an den Balkankriegen unter den Fahnen des Johannitius und seines unmittelbaren Nachfolgers, wesentlich an Bedeutung verloren. Ein fremder Eroberer konnte deshalb hier sein Glück versuchen, aber die bulgarischen Herrscher fühlten sich nicht dazu berufen, solange ihnen südlich und westlich fruchtbares, städtereiches Land winkte. Aber auch für den ungarischen König war eine ähnliche Ausdehnung über die südliche Grenze infolge neu eintretender Ereignisse ausgeschlossen. Bosnien ward unter seinem Bane ein Staat. Der serbische Grofsžupan war zuerst vom päpstlichen Legaten zum König erhoben worden und wufste auch, nachdem er seinen niemals aufrichtig verlassenen griechischen Glauben öffentlich wieder angenommen hatte, seine glänzende Königskrone gegen jedermann zu verteidigen. Einen Ausweg bot nur der recht schwierige und wenig Nutzen, wenngleich viele ausländische Titel bringende Zug nach Osten.

Unter dem „heiligen Könige" — so heifst gewöhnlich der getaufte „dux" Stephan, der erste apostolische Monarch des magyarischen Beutelandes, — hatten die Gegenden jenseits der Theifs viel unter Einfällen der Petschenegen zu leiden, und um solche zu verhindern, baute der weise König auf den Trümmern des slavischen Belgrad, am Mureschflusse (Maros), eine Burg. In deren Nähe wurden etliche Dörfer gegründet zur Beherbergung ihrer Verteidiger, königlicher Soldaten, die man nach einem altunga-

---

1) Jireček, Gesch. der Bulgaren, S. 251—252.

2) Miklosich, Mon. serbica, nr. 3; auch in Hurmuzaki I², S. 781; vgl. S. 787 (slavischer Anhang). Auch hier die gewöhnliche Titulatur der bulgarischen Zaren. Über die Titulatur von Asên auch Onciul in Conv.-lit., November 1901. In der Reisebeschreibung von Rysbroek findet man die Stelle: „Etiam ultra Danubium versus Constantinopolim Valachia quae est terra Asani et Minor Bulgaria", was nur eine Erinnerung an das wlachisch-bulgarische Kaisertum ist und nichts weiter besagt.

rischen Ausdrucke iobagiones nannte. Aber auch dies schien noch nicht zu genügen, und, um der kleinen Grenzmark einen festeren Bestand zu geben [1]), rief König Geisa, derselbe, den die Byzantiner unter Manuel besiegten und erniedrigten, freiwillige Gäste, hospitès, aus dem freundlich gesinnten deutschen Abendlande herbei: sie gründeten zuerst drei kleine „Dörfer" mit ausgedehnten „Hofstellen" unter ihren honoratiores, comites oder Greben, die sie bis hierher geführt hatten [2]).

Die „transsylvanische" Mark, das Erdély oder Király-Erdély [3]), nahm einen ziemlich raschen Aufschwung. Die Auswanderungslust war in dieser Zeit am Rheine — von dorther kamen die meisten späteren Ansiedler — nicht gering, und im allgemeinen unterhielten die ungarischen Könige gute Beziehungen zu ihren westlichen Nachbarn, so daſs solche Kolonistenschwärme bei der Durchreise nicht angehalten wurden. Andrerseits erfuhren die Ankömmlinge bald von der einheimischen „olachischen" (rumänischen) oder petschenegischen, „bissenischen" Bevölkerung, daſs groſse Massen nützlicher oder edler Metalle unter dem harten Felsenboden ruhten, aber aus Mangel an Erfahrung und Geräten nicht gehoben werden konnten, daſs ferner nicht allzuweit vom königlichen Schlosse wie auch im nördlichen Teile des Landes ungeheuere Salzwerke vorhanden seien. Die königliche Kammer konnte aus diesen Quellen flieſsende Zuschüsse gebrauchen, und in ganz Europa war die Nachricht von Gold- und Silbergebieten ein Anziehungsmittel [4]). Es pilgerten, einem unwiderstehlichen

1) Zimmermann-Werner, Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, I, S. 10: „ob custodiam confiniorum excubent in exploratione".

2) Comes vulgo greb dictus, 1364; Zimmermann-Werner II, S. 207, nr. 804; vgl. S. 374.

3) „Silva nostra Kiraly-Erdeje vocata"; Zimmermann-Werner I, S. 182, nr. 249 (Wald des Königs). Eine „villa S. Regis" findet sich neben dem zuerst geschenkten sächsischen Gebiete; Hurmuzaki I, S. 69.

4) Zimmermann-Werner I, S. 74: „Sales aquatici" von Wincz (vgl. den ähnlich gebildeten Namen Mehedinţĭ in der alutanischen Walachei usw.), 1289; Zimmermann-Werner I, S. 161; „salisfodina de Turda"; ebend. S. 135, nr. 189. Die „ferrifodinae", Zimmermann-Werner I, S. 183.

Triebe folgend, die Bewohner vieler armer Dorfschaften in deutschen Landen nach „Ultrasilvanien“, besonders aus jenen Landstrichen, aus denen die ersten Glücksjäger gekommen waren [1]. Und es kamen nicht nur Bauern unter ihren „comites parochiales“ [2], sondern auch Leute ritterlichen Schlages, edleren Blutes, die sich unterwegs am königlichen Hofe vorstellten, als comites höheren Ranges besondere Ansiedelungsprivilegien erhielten, später als „Sachsen, welche das Herrenleben führen“, — more nobilium se gerentes [3] — bekannt wurden und sich von ihren bäuerlichen Volksgenossen scharf unterschieden, gerade so, wie es in dem alten Dakien nach der Einnahme durch die Römer gewesen war.

Das Land gehörte in der Theorie — die Ansiedler kamen eben zu dem Zwecke, um die Praxis einzuführen — dem Ungarnkönig: hier und da, wo die Flüsse Pässe in die Berggürtel eingeschnitten hatten, und an bedeutenderen Punkten standen seit den Tagen des heiligen Stephanus Burgen: aufser Belgrad-Fehervár, Turda (Torda) vielleicht auch Deva, Rodna, im nordöstlichen Winkel, an den Quellen des Grofsszamosflusses [4]. Die neuangekommenen Sachsen zählten im ganzen sieben solche kriegerische Bauten, die der in ihrem Bannkreise wohnenden Bevölkerung einige Sicherheit gewährten, und für die Ansiedler blieb das ganze Land bis zu den östlichen und südlichen Karpathengipfeln das Land dieser sieben Burgen, Siebenbürgen. Die wilden Petschenegen hatten, nachdem ihr Stamm die Herrschaft an der Donau

---

Die Goldhütten von Rodna, Zimmermann-Werner I, S. 204. Silberbergwerke, ebenda S. 100, nr. 118.

1) Vgl. Zimmermann-Werner I, S. 7. Die „Latini“, die oft in den Urkunden des 13. Jahrhunderts als in eigenen „Villen“ angesiedelt vorkommen, sind keine Rumänen, wie man glauben wollte, und auch keine Italiener; denn in diesen Gegenden ist der bekannteste „Latinus“ der Dalmatiner, und diese Übersiedelung von „Latini“ steht mit den Fortschritten in Zusammenhang, welche die ungarischen Könige am adriatischen Meere machten.

2) Zimmermann-Werner I, S. 179, 182.

3) Zimmermann-Werner I, S. 174.

4) „Castrum quod vocatum Turda“: Knauz, Mon. eccl. strig. I, S. 59, nr. 1075. „Castrum Deva“, 1269; Zimmermann-Werner I, S. 105, nr. 127.

verloren, ein ruhigeres Leben begonnen, und sie erkannten, gewissermaſsen eine barbarische Insel bildend und unfähig, sich ihr Los anders zu gestalten, die Oberhoheit des bisher feindlichen Königs an; ein iobagio wurde über diese Bissenendörfer zum obersten Richter gesetzt, ohne daſs darum eine Appellation an den König abgeschnitten worden wäre. Die alte Bevölkerung der Rumänen endlich, in Erdély, dem Siebenbürgen der fremden Eroberer, das, wie die Urkunden ausdrücklich sagen, eine terra und eine sylva (mehr sylva als terra) Blacorum et Bissenorum war, behielt noch lange Zeit ihre Besitz- und Personalrechte. Für die bäuerlichen Sachsen bildeten die Obrigkeit die Greben der Dörfer, Provinzen und Schlösser, für die castrenses an der Grenze ihre Burggrafen, für die Bissenen der iobagio: das übrige Land war einem Wojvoden — das ist der Name des obersten Kriegführers und Richters nur bei den Rumänen [1]) — untergeordnet, der durch seine descensus in dieser oder jener Richtung zeitweilig in dem unorganisierten Lande die kaum aufkeimende Staatsgewalt vertrat.

Das genügte aber noch nicht. Durch dieses Ansiedelungswerk in einer neuen Provinz wurde die Feststellung einer neuen Grenze notwendig. In den weiten Osten drangen vielleicht schon im 11. Jahrhundert die Szekler vor, eine ursprünglich westungarische Völkerschaft, die, von der Hauptmasse abgesondert, mit der Zeit eine eigene sprachliche und ethnische Physiognomie annahm: so entstand ein szeklerischer Dialekt, szeklerische Sitten, szeklerische Namen, die slavisch wie Bogomir, Sobuslav usw., oder bogomilisch, wie die im späteren ersten bulgarischen Reiche, Moises usw. klingen [2]). Im rumänischen, gegenüberliegenden Bezirke Buzeŭ finden sich oft solche bogomilische Namen [3]). Ihre terrae und Herden erscheinen neben denjenigen der „Olachen", in derselben, durch einen ähnlichen Entwickelungsprozeſs bedingten Stellung, und zu derselben Zeit, wo durch die ersten Urkunden

1) S. J. Bogdan, Originea Voevodatuluĭ la Romînĭ, in den Annalen der rumänischen Akademie, Jahrgang 1902.

2) S. Hurmuzaki I, S. 358, nr. 268; S. 558—559.

3) S. Studiĭ şi Doc. V, S. 490, Verträge aus Lipia. Ein Moise-Vodă regierte in der Walachei vor 1550.

etwas Licht auf diese siebenbürgischen Verhältnisse fällt. Die Szekler erfüllten mit Treue an diesem östlichen „Hattert“ (ungarisch határ) ihre Mission als Wächter gegen die Barbaren, denen sie übrigens in jeder Beziehung glichen. Um alle diese, von den Quellen nur sehr mangelhaft bezeugten Zustände zu verstehen, mufs man an die Stellung denken, in welche die Rumänen an der westlichen Grenze kamen, als sie das Land im 15. Jahrhundert gegen einen neuen, von Serbien her kommenden Feind, die Türken, verteidigen mufsten. Hier und dort, im 13. wie im 15. Jahrhundert, findet man Schlösser und Bauern, die dazu gehören, dafür aber eigenes Gericht und herabgesetzte Steuerpflicht geniefsen; hier wie da besteht eine bäuerliche Regierung, durch primores bei den Szeklern, durch Knesen bei den Rumänen [1]), und das ganze Gebiet zerfällt endlich in nationale Gerichtsbezirke, sedes, denjenigen der Sachsen ähnlich.

Im Norden standen die Russen, die unter ihren Fürsten eben ein staatliches Leben zu führen begannen, aber zwischen ihrem Gebiet und Siebenbürgen erhob sich die undurchdringliche Felsenwand des hohen, noch öden Marmoros (rumänisch: Maramureş). Im Westen dehnte sich das königliche Land aus, und so gab es nur eine strittige Grenze, an der auch, besonders bei dem breiten Passe von Rucăr-Dragoslave [2]), regelmäfsig, zu gewissen Zeiten des Jahres, die Kumanenschwärme erschienen, um, noch vor dem census des Königs, von Wlachen, Sachsen, Ungarn und Szeklern ihren census für den Khan und seine Häuptlinge zu sammeln. Hier mufste ein militärischer Schutz geschaffen werden.

In dieser Zeit waren die ungarischen Könige geliebte, bevorzugte Schützlinge der römischen Kirche, und diese stellte ihnen alle Mittel zur Verfügung, um die Eroberungslaufbahn zu betreten. Da ereignete es sich, dafs die deutschen Ritter im Morgen-

1) Vgl. neben der älteren Literatur Jos. Kemény im Magazine des Kurz II; Revista pentru istorie, archeologie şi filologie, V, S. 129 ff.; J. Bogdan in den Annalen der rumänischen Akademie, Jahrgang 1903 und im Archive für slavische Philologie, Jubilarband.

2) Vgl. den Aufsatz von J. Jung über die Karpathenpässe (Mittlgn. des Instituts f. österr. Gesch. 1892), in rumänischer Übersetzung in den Convorbirĭ literare (Jahrgang 1895).

lande nicht viel zu schaffen hatten und daſs wenigstens ein Teil davon dort entbehrlich war. Gewiſs von Rom aus wurde dem ungarischen Herrscher der Vorschlag gemacht, er möge sich dieser ledigen Kräfte bedienen, um nicht nur die Pässe gegen die raubenden Barbaren damit zu schlieſsen, sondern auch um ihre Tapferkeit und Kriegskunst zu verwenden und mit Hilfe ihrer Kenntnisse Schlösser und Städte zu bauen, die Grenze des jungen Königreiches bis zur bulgarischen Donau auszudehnen und dem wilden Kumanenregimente ein Ende zu bereiten. Der Vorschlag wurde freudigst angenommen.

Noch im Jahre 1211, als der schwache Borila die Zügel im Bulgarenreiche schlaff handhabte, stand in dem „öden", d. h. ohne rechtmäſsigen Besitzer daliegenden Lande, das nach dem — slavisch benannten — Bîrsaflusse Bîrsaland, davon deutsch „Burzenland" hieſs, ein Meister des Deutschen Ordens mit seinen gepanzerten Rittern. Er baute an den festen Orten „Kreuzburgen", nach der Sitte seiner kriegerischen Gemeinde, und bot der sich hier ansiedelnden Bevölkerung — Ungarn, Szeklern und Rumänen — eine sichere Zuflucht; und dadurch bekam in wenigen Jahren das Land ein blühendes Aussehen. Im Jahre 1222 wurde ihnen von dem Könige als Belohnung für die schon geleisteten Dienste die Erlaubnis erteilt, steinerne Burgen und Städte zu errichten, und alles verfügbare Gebiet bis zur Donau und östlich bis zu den „Brodnici" zu besetzen. Die „Brodnici" waren die Besitzer der Fluſsübergänge, die Leute von den vadurĭ, slavisch Brod [1]), welche auch später in der Moldau wie in der Walachei erscheinen: Vadul Cumanilor, Vadul Călugărilor, Vadul Turcilor usw. Folglich sind diese Bauern an den „Furten" nichts anderes als diejenigen Rumänen, welche, wie es auch der Bericht über die kaiserlich byzantinischen Züge besagt, in dem Hügellande der Moldau Ackerbau trieben [2]).

1) Vgl. den Aufsatz von Miklosich über „die slavischen Ortsnamen aus Appellativen, II" in den Denkschriften der Wiener Akademie 1874.

2) Solche waren auch in Siebenbürgen vorgefunden worden: „possessio Prepostfalva, alio nomine Prodnik nuncupata" im Fogaraser Lande, 1359; Zimmermann-Werner-Müller, Urkundenbuch II, S. 170, nr. 755. Ein anderer Fall: „Borothnik", neben Hermannstadt, 1223; S. 27, neben dem „Wlachenlande"; letzteres zitiert auch von Onciul, Originile principatelor, S. 239.



Die Deutschen Herren vergalten nun den Kumanen ihre Einfälle, aber die Gebiete, die sie einmal erwarben, befestigten sie durch Anlegung von Burgen und Klöstern, bevölkerten und behaupteten sie. In der „Langen Aue“, die sich südöstlich von dem grofsen Passe ausdehnt, legten sie den Grund für die Ansiedelung von Cîmpulung, wohin bald fremde Elemente zuströmten, um eine Stadt zu gründen. Viele umwohnende Kumanen folgten dem Beispiele ihrer Brüder, der Siebenbürger Bisseni, und lebten friedlich neben ihren Bezwingern. Das Haupt der letzteren, Meister Dietrich, hatte die Absicht, hier ein wahres Kolonialreich zu gründen, das eine Feste des Deutschtums und der römischen Kirche werden sollte. Dafür bekam er vom apostolischen Stuhle die Exemtion von jeder Einmischung des siebenbürgischen Bischofs und der des Heiligen Vaters zugestanden.

Aber dies alles genügte nicht, um das neu erworbene Land vor der Habgier des ungarischen Königs zu schützen. Denn als dieser sah, dafs die Ritter schon genug gewonnen hatten, haderte er mit ihnen wegen des Umfanges der Schenkung, und als sie nicht nachgeben wollten, erschien ein ungarisches Heer, welches bis zu der „langen auischen“ Station vordrang, Steuern erhob, das iuramentum verlangte und die „Schlangen“, d. h. die tüchtigen Arbeiter und Krieger, welche die Kultur mit sich gebracht und eingepflanzt hatten, forttrieben. Alle Einwendungen der römischen Kurie fruchteten nichts, der König blieb Herr im burzenländischen, wie auch im „transalpinischen“ Lande. Bald danach, gegen 1227, wurde die neue Eroberung in einem zweiten, von dem eifrigen Königsohne Béla geführten Kriegszuge weiter ausgedehnt, und der Erzbischof von Gran, welcher mit päpstlicher Erlaubnis den Zug unternahm, um die Kumanen, die sich taufen lassen wollten, zu bekehren, ernannte den Predigermönch Theodoricus zum ersten Bischof des Kumanenlandes, dessen Königstitel mit denjenigen so vieler anderer Gebiete in der ungarischen Titulatur vereint wurde. Das Werk gedieh so gut, dafs der Papst 1234 daran denken konnte, nach dem Vorschlag dieses Bischofs auch einen Suffragan für die Walachen zu ernennen, die, bisher den Kumanen untertan, Bischöfen griechischen Glaubens — eine wichtige Tatsache — unterstanden.



Auf der anderen Seite wurden im Lande zwischen der Donau und dem unteren Maros, neben der alten slavischen Burg Keve, die von der späteren Legende mit der Geschichte der Ankunft der Magyaren verknüpft wird [1]), zwei neue Festungen angelegt: in Craşov (ungarisch Krassó genannt) und Severin, welch letzteres ursprünglich nur der Wohnsitz eines Bauern mit diesem Namen [2]) war. Wie gewöhnlich keimten, nachdem die Festung erbaut war, Dörfer in ihrem Schatten; es wurde aus dem desertum eine terra, mit possessiones und villae, d. h. mit rechtmäſsigem Besitz, geschaffen. Nach dem Vorbilde der pannonischen Županen hatten die ungarischen Könige die Würde und das Amt des Banats in ihrem Lande eingeführt, und zwar erscheinen im 13. Jahrhundert in und auſser Siebenbürgen zahlreiche bani und Banenfamilien, die sich mitten unter anderen, echt magyarischen Edelleuten einer bevorzugten Stellung erfreuten. Ein gewisser Lukas wurde gegen das Jahr 1233 zum ersten Ban des Landes bei Severin — in Ban hatten, wie schon gesagt wurde, die Ungarn die Bezeichnung der von ihnen in Pannonien vorgefundenen slavischen Župane, pane umgewandelt und sie hatten diesen Titel zuerst ihren Vertretern in Kroatien beigelegt [3]) — ernannt, während

1) Vgl. auch „S. Mihálykövo", 1357; Hurmuzaki I², S. 45.

2) Vgl. Severin, Severineşti, in Studii şi documente V. Dabei „Zeuren" in derselben Gegend; Hurmuzaki I², S. 63, nr. 46. Der „comes Timisiensis" und seine Timiser vár (Temesvár) erscheint nur später; Zimmermann-Werner I, S. 69, nr. 76; Hurmuzaki I, S. 329, nr. 241.

3) Vgl. die Erklärung in Engel, Gesch. von Kroatien, S. 401. Später wurde auch ein dritter Ban in der Mačwa, welcher auch 1279 „dux de Machou" heiſst; Zimmermann-Werner I, S. 138. In Siebenbürgen selbst findet man viele Bane, welche, ohne jemals in Kroatien, Severin und Mačwa Burgen befehligt zu haben, den Titel innehatten und dabei, gewöhnlich Krieger von Beruf, auch als magistri, comites bezeichnet werden; Hurmuzaki I, S. 278, 310, 389; I², S. 330, nr. 268; Zimmermann-Werner I, S. 86; II, S. 58, nr. 637; S. 400, nr. 999. Unter König Stephan dem Jüngeren spielen sie eine groſse Rolle in den Kämpfen für die Krone; besonders wird ein Ban „Erneus", Ernö, ein Magyare, hervorgehoben. Die Briefe dieses „Banus transilvanus" werden, zusammen mit denjenigen des Königs, zitiert; Zimmermann-Werner I, S. 181, nr. 248. Vgl. auch ebenda I, S. 182, nr. 249. S. besonders Zimmermann-Werner I, S. 96, nr. 110, wo von siebenbürgischen „bani pro tempore constituti" in 1265 gesprochen wird.

das Krassoer Gebiet unter Kastellanen blieb. Von hier aus versuchten die militärischen Kräfte des Königs sich des benachbarten Vidin, der grofsen Stadt am rechten Donauufer, zu bemächtigen, um so aus dem Banate für Bulgarien das, was für Serbien die bosnische Landschaft gewesen war, zu bilden. Der König selbst nahm an dem Angriffe teil, und in seinem Gefolge stand auch der „Graf" seiner Szekler. Auf der bulgarischen Seite kämpfte der Bruder des Zaren Johann Asên, und es scheint, als ob dieser Fürst in Vidin seine ständige Residenz gehabt hat, so dafs er ein Vorgänger der vidiner Herrscher der späteren Zeit gewesen wäre [1]).

Die Grenzfestung des bulgarischen Reiches hielt sich gegenüber den Angriffen, und die Ungarn kehrten mit Schaden heim, aber das Severiner Banat nördlich der Donau ging dem Könige nicht verloren: im Gegenteile trieben etliche Jahre danach die Dominikaner, die zur Vernichtung der patariner Irrlehre nach diesem nordwestlichen Winkel der Halbinsel geströmt waren, eine heftige Propaganda gegen das Schisma der dortigen Walachen, die vielleicht auch von den süfsen Früchten des frohen Patarinismus genossen hatten. Im Jahre 1238 dachte König Béla IV., welcher nach dem vidiner Zuge schon 1233 auch den bulgarischen Königstitel angenommen hatte, an einen grofsen Kreuzzug gegen diese hartnäckigen bulgarischen Ketzer; und das war derselbe Béla, der schon als Kronprinz die Kumanen mit der Lanze in der Hand zum Taufbecken geführt hatte. Bevor er nun diese zweite heilbringende Unternehmung begann, forderte er vom Papste das Recht, „im Lande Asêns, wie auch in dem Lande, das Severin heifst, in welchem, nach langen Jahren der Verödung, die Einwohner zahlreich geworden sind", als Laie Bischöfe ernennen zu dürfen. Endlich bekam ein Deutscher, namens Konrad, der die sehr häufige Bezeichnung „Comes" trägt und dieselbe wahrscheinlich im Kampfe gegen die Feinde des Königs verdient hatte, neben vielen anderen Orten westlich des Olt, im siebenbürgischen Lande, auch so viel Land, wie er südlich vom Grenzflusse Lotru, im Rotenturmpasse, erobern konnte: hier errichtete er ein Schlofs, Lothurvár genannt, und etwas weiter aufwärts ein anderes, Talmács

1) Fejér IV[1], S. 22; Hurmuzaki I, S. 134.

(Tălmaciŭ). Er selbst und seine Familie werden auch später oft angetroffen, aber die Belehnung mit dieser Lovişte — das Wort, slavischen Ursprunges, bedeutet Zuflufs [1]) — hatte keine Zukunft [2]).

Es erhebt sich nun die Frage: kannte jemand von diesen bedrohten Fürsten und Völkern den Weg nach der Steppe, in der schon seit langen Jahren die von Asien herströmenden mongolischen Scharen die letzten Kräfte der Kumanen in Grofskumanien aufrieben? Wenn man an die freundlichen Beziehungen denkt, die zwischen Johannitius, seinem Nachfolger und den kumanischen Reitern bestanden, so erscheint eine solche Bitte an die Hauptleute des grofsen mongolischen Kaisers der Kaiser nicht als unmöglich. Im Jahre 1241 entschlief nach glücklicher, meist friedlicher Regierung, im wahren Imperatorensinne, der Herrscher von Trnowo, Johann Asên, und wenige Monate darauf flohen in wildem Verzweiflungszuge vor dem flammenden mongolischen Sturme alle auf dem Wege von diesem Unheil betroffenen Völker und Völkerteile. Burgen, Bischofsresidenzen, Klöster, Städte, Dörfer, nichts blieb von alledem in dem grofsartigen Zerstörungswerke übrig, und unter den Trümmern flackerten nur noch leise die vorher hell leuchtenden Flammen ungarischer Eroberung.

Die Leute Batu's, des Häuptlings der kiptschakischen Horden des Grofsen-Khan Ogotai, nahmen in verschiedenen Abteilungen den Weg, den ihnen die Beschaffenheit des Bodens anwies [3]). Bei der charakteristischen Kriegsart der Mongolen wurde gewifs kein Pafs übersehen, blieb gewifs kein Tal unbesucht. Genaue abendländische Quellen sind für diesen ungarischen Zug der Tataren nicht vorhanden, so dafs nur hier und da etwas von diesen greu-

1) S. die Grenzscheidung von 1520 in Studiĭ şi doc. V, S. 473–474.

2) Die Schenkungsurkunde in Zimmermann-Werner I, S. 58. Erläuterungen in Sate şi preoţĭ, S. 158–161.

3) Vgl. Strakosch-Grafsmann, Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242, Innsbruck 1893. Dort wird der Beweis erbracht, dafs der „Bezerenbam“ mit welchem die Tataren zu kämpfen hatten, kein Rumänenführer sein konnte, weil er sich nicht auf rumänischem Boden fand. Die Nachricht findet sich bei einem orientalischen späteren Chronisten, Fazel-Ullah-Raschid, der die Namen furchtbar verstümmelt. Vgl. Onciul, Orig. princ., S. 36, 156–158.

lichen Ereignissen der Vergangenheit hervorschimmert. Jenseits des Sereth — diese Nachricht gibt ein zeitgenössischer Mönch — kamen einige Scharen ins Gebiet des Bischofs der Kumanen, der Hand in Hand mit den königlichen Befehlshabern, das christliche ungarische Gebiet bis zu diesem Punkte ausgedehnt und in der Stadt Milcov am gleichnamigen Bache seine Residenz aufgeschlagen hatte, beinahe im Lande der „Brodnici“. Dieser floh zusammen mit Soldaten, Priestern und Einwohnern, und Milcov lebte nur noch als dunkle Erinnerung im Volksmunde und leere Titulatur für den von jetzt an immer wandernden „Bischof von Milcovia“ [1]). In dem Szeklerlande wurden die Grenzkastelle niedergerissen, während von Norden her nach Kämpfen mit dem schon verfallenden halitscher Reiche eine andere Schar in das Gebiet von Rodna und Bistritz einfiel und dieses neben demjenigen von Deés in windgleichem Vorbeistürmen verheerte. Die hiesigen sächsischen hospites — Sachsen, Saşĭ, Szász werden sie von anderen genannt und nennen sich selbst gewöhnlich so [2]) — waren später erschienen, nur um die schönen Bergwerke an diesem Karpathenabhange auszunützen. Sie litten ebensoviel wie die anderen von den Tataren heimgesuchten Einwohner, wie die Rumänen der „Transalpina“, der Walachei selbst, und brauchten sehr lange Zeit, um sich von diesem Schlage einigermaſsen zu erholen.

Die Tataren siegten mitten drin in Ungarn am Flusse Sajó, aber ihre Siege brachten ihnen nichts weiter ein als die Möglichkeit, weiter vorzudringen oder mit beladenen Karren nach Hause in die bekannte endlose Steppe zurückzukehren. So taten sie auch im Jahre 1242, wobei sie selbstverständlich, um Nahrung und Vergnügen zu haben, ihre kleinen unermüdlichen Pferde auf das rechte Donauufer trieben.

Der ungarische König hatte sich zwar nach seiner Niederlage vor den Siegern geflüchtet, aber nachdem sie verschwunden waren,

1) Roger, Miserabile Carmen, in Florianus, Fontes IV, S. 59; Hurmuzaki I, S. 622—623, nr. 496; Benkö, Milcovia; Strakosch-Graſsmann und meine Vorrede zum I/II. Bande der Studiĭ şi documente.

2) Der Name „Flandrer“ kommt nur in der päpstlichen Korrespondenz, Anfang des 13. Jahrhunderts, vor, in einer Zeit, als ein geborener Flandrer Erzbischof von Gran war.

erschien er keineswegs als ein zu Boden geworfener Herrscher, der sich in nichts mehr finden kann und unsicher umherirrt. Béla IV. war vielmehr ein energischer Mann, und wenige Jahre nach seinem Unglück stand er wieder aufrecht, die Waffen in der Hand, zur Erhaltung und Vergröſserung seines väterlichen Erbes bereit. Schon 1247 rief er, dem Beispiele seines Vorgängers folgend, in das Severiner Banat ausländische Ritter, die sich in den Kriegen gegen das asiatische Heidentum einen groſsen Namen gemacht hatten, die Johanniter. Durch einen Vertrag, den der Papst 1251 bestätigte, übergab er diesen das ganze Gebiet „mit den Bergen und dem dazu gehörigen Lande". Die Ritter hatten auſserdem unter ihrer unmittelbaren Herrschaft zwei „walachische" Keneziate bis zum Olt, diejenigen von Ioan und Farcaş. Dem Könige aber blieb der Anteil an der Fischereinutzung von Celeĭ an der Donau, ein Dorf, das noch heute an einem fischreichen Teiche liegt. Dagegen sollen die Johanniter in einem dritten „Keneziatus", demjenigen von Litovoĭ Voevod, keine Herrschaftsrechte besitzen und nur die Hälfte der königlichen Einkünfte davon beziehen: das Land verbleibt den „Olaci", wie die davon eingeschlossene Ţara Haţeguluĭ (terra Harszoc) dem ungarischen Reiche. Das Land war in dieser Zeit ziemlich gut bevölkert, was man aus den erwähnten Einkünften der Krone, welche genau verteilt werden, und ebenso aus den darin erwähnten Mühlen und Kirchen schlieſsen darf. Der König wollte aber die Ritter aus dem meist französischen Orden, nicht nur in der Severiner Burg sehen, er beabsichtigte vielmehr, die ganze Donaulinie mit Burgen zu besetzen [1]), und hatte seine Ansprüche auf das herrenlose Kumanien, dessen barbarische Bewohner sich zum gröſsten Teile nach Ungarn geflüchtet hatten, oder in der tatarischen Völkerflut mit fortgespült worden waren, keineswegs vergessen. Darum beschenkte er die Johanniter mit der Burg Feketehalom („Feketig"), die wir sehr wahrscheinlich im Burzenlande suchen müssen — es mag eine von den Kreuzburgen des Deutschen Ordens gewesen sein —, um damit den Eingang nach dem in der Theorie mit Ungarn vereinigten kumanischen Reiche zu beherrschen. Von dieser Burg

1) „Ut Danubius fortaliciis muniretur"; Hurmuzaki I, S. 261: J. 1254.



oder einer anderen, dazu geeigneten aus, entweder gegen das Land Severin oder nach Kumanien hin, fiel den Rittern die Aufgabe zu, den Eroberungsspuren ihrer Brüder aus dem Morgenlande, der Deutschherren, der ersten Kulturbringer in diesen Gebieten, zu folgen. Die „terra“ — kein Keneziatus — des Wojewoden Seneslav, ein „Olacus“, blieb ihrem bisherigen Besitzer vorbehalten; hier waren noch königliche Einkünfte vorhanden; im übrigen kumanischen Gebiete aber verzichtete Ungarn auf jede fiskalische Einmischung während voller fünfundzwanzig Jahre, nach deren Verlauf eine Teilung des Nutzens zwischen dem Schenker und Beschenkten stattfinden sollte [1]).

Die Johanniter scheinen wirklich in das Land gekommen zu sein [2]), aber sie blieben nur sehr kurze Zeit dort, und für Kenezen, Woewoden mit „Keneziat“ oder solchen mit eigenem Woewodallande hatte die Belehnung vom Jahre 1251 keine Folgen. Die bulgarischen Zaren, die auf Johann Asên folgten, waren unmündige Kinder, und der zweite von ihnen, Michael Asên, hatte genug mit seinen südlichen griechischen Nachbarn zu tun. Von ihnen waren deshalb Feindseligkeiten nicht zu befürchten, und ebensowenig von den gefürchteten Tataren, die zur Horde, zum Kiptschakhauptsitze zurückgekehrt waren. Anders wurde es, als in Bulgarien durch die Thronbesteigung des Usurpators Konstantin (1258), der sich selbst den Namen Asên beilegte, ein Umschwung eintrat und in Westtatarien, bei den „Tocharen“ der Byzantiner, der Emporkömmling Nogai die Krieger und Völker im Norden des Schwarzen Meeres der Herrschaft seiner eisernen Hand unterwarf.

Dies traf noch um so mehr zu, als in Ungarn während der letzten Jahre des Königs Béla und unter seinen Nachfolgern eine Zeit der Zerrüttung, des innerlichen Haders begann, welche die Stellung des Königreiches in den Augen seiner Nachbarn stark

---

1) Die Urkunde in der vom Papste bekräftigten Form in letzter Ausgabe bei Zimmermann-Werner I, nach der kollationierten Wiedergabe in Hurmuzaki I. Viele Fehler sind darin enthalten, die sich übrigens auch in der Vorlage finden; so z. B. statt „intra Litva“ mufs: „in terra Litvoi“ gelesen werden; nach den phototypischen Proben bei Hurmuzaki sieht man, dafs der Wojewode Litvoy und nicht Lirtioi oder Litvon heifst.

2) Vgl. Hurmuzaki I, S. 261, J. 1254: „partim collocavimus“.



erschütterte. Im Jahre 1261, zehn Jahre nach den grofsen Johanniterplänen, nahm der „primogenitus“ des ungarischen Königs den Herrschertitel und daneben den eines „Herzogs in Siebenbürgen“ und eines „dominus Comanorum“ an. Es entstand ein heftiger Krieg zwischen ihm und seinen Eltern, und er mufste eine Zuflucht in Feketehalom suchen, zugleich mit etlichen „comites“ und „bani“, wie auch gewöhnlichen Landeskindern, die sich seiner Sache angeschlossen hatten. Er konnte sich aber nicht halten und mufste gegen die Donau hin fliehen [1]). Durch Vermittelungen gelang es ihm endlich, 1262, den Vater zu beschwichtigen; bis zu seiner Thronbesteigung (1270) blieb er nun Reichsverweser jenseits des Waldes und auch Herr der Kumanen, was sich nicht auf die in Ungarn ansässigen Flüchtlinge dieses Stammes, sondern unzweifelhaft auf die freien Donaukumanen und ihr Land bezieht. Weil er sich mit diesen, den Heiden, vereinigt hatte, trifft ihn der Tadel des entrüsteten Papstes [2]): selbst beim Frieden mit dem Vater hatte er „den Rat der kumanischen Herren“ eingeholt [3]).

Stephan hatte die Absicht, während dieser seiner politischen Verbannung eine Art kumanisch-bulgarischen „Osterreichs“ für seinen Ehrgeiz als „iunior rex“ zu bilden, und er benutzte die sehr verwickelten Angelegenheiten am Balkan, um seine Annexionsgelüste zu befriedigen. Es will scheinen, als ob er in dem Wojewoden Seneslav vom rumänischen Kumanien — dessen Residenz war, wie es scheint, Argeș, welches als ältester Fürstensitz schon 1330 erscheint — einen treuen Helfer gefunden hat, denn er hätte wohl nicht ohne dessen Mithilfe, oder ohne ihn zu bekämpfen, fünfmal gegen das Land jenseits der Donau ziehen können. Er stürmte die später so berühmte Plevna, drang einmal bis zur Hauptstadt des bulgarischen Reiches vor und kämpfte auch gegen den griechischen Paläologen, welcher 1261 Konstantinopel den Lateinern entrissen hatte [4]). Es war eine Fortsetzung der

1) „Ad partes danobiales“; Zimmermann-Werner I, S. 114; vgl. z. J. 1273.

2) Hurmuzaki I, S. 314—315.

3) Ebend. S. 300.

4) Jireček, Gesch. d. Bulgaren, S. 271, nach Stellen von Diplomen in Fejér.

Kämpfe, welche durch den Einfall der Bulgaren in das Severiner Land, während Ungarn mit dem Böhmenkönig beschäftigt war, eröffnet wurden. Stephan selbst erschien vor den Mauern von Vidin, aber die Festung öffnete sich auch dieses Mal den Ungarn nicht [1]).

Aber weiter gingen die Ungarn nicht, und Ladislas der Kumane, Sohn des 1272 gestorbenen Stephan, bezw. sein Bruder, Andreas III., der 1291 beim Antritte seiner Regierung nach Siebenbürgen kam, um die Verhältnisse rechtsgültig zu ordnen, unternahmen in dieser Richtung nichts anderes, als daſs sie den nichtssagenden bulgarischen Königstitel weiter trugen. Der Herr an der Donau war jetzt der gefürchtete Nogai.

Ein einfältiger, rauher Tatare, der weder an Kleidern, noch an Gold und Silber, sondern nur an den schönen Frauen von Byzanz Gefallen fand, lebte dieser einige Zeit wie seine Reiter, von denen er sich nur durch seine gröſsere Grausamkeit und Tapferkeit unterschied. Noch unter Stephan, als dieser „dux“ in Siebenbürgen war, lieſs der Nachahmer Attilas und der Khaganen den Ungarn seine Nachbarschaft merken. Es wird von einem tatarischen Raubzuge, von Verhandlungen mit den Tataren um das Jahr 1263 erzählt: das Reich verlangt einmal die Hilfe des Papstes gegen einen seitens dieser Barbaren drohenden groſsen Angriff. Aber bald finden diese Krieger Nogais eine beinahe ständige Beschäftigung in der Balkanhalbinsel: dort werden sie vom byzantinischen Kaiser gegen den bulgarischen Zaren, von aufrührerischen griechischen Würdenträgern gegen ihre Herrscher zu Hilfe gerufen [2]). Nachdem Konstantin Asên erkrankt war, so daſs er keine Genesung mehr hoffen konnte, riefen die Bauern (1277) einen Schweinehirten, Lachanas oder Brdokba [3]), zum Zaren aus, weil er einen Haufen Tataren geschlagen hatte. Aber dieser Hirtenkaiser und ebenso der Byzantinerschützling Johann III. Asên muſsten eine Zuflucht beim Donaubeherrscher suchen, als der Ku-

1) Hurmuzaki I, S. 299, 310—311, 315—317, 339, 462—463, nr. 372: Schlacht von Lom; es war einer von den zwei Zügen, bei welchem der „junge König“ persönlich anwesend war (s. S. 349).

2) Pachymeres I, S. 231 ff., 345 ff.

3) Jireček, S. 276, Anm. 21.

mane Terterij (1280) sie beide, durch eine neue glückliche Usurpation, beiseite schob [1]); Nogai gab dem Streite für die bulgarische Krone eine einfachere Lösung, indem er den Exhirten bei einem barbarischen Schmause erwürgen liefs. Etwas später wurde ganz Bulgarien und Thrakien verwüstet, und die Einwohner fanden nur noch in den Städten Obdach. Der byzantinische Kaiser fürchtete, dafs die Balkanwlachen sich mit den Eindringlingen, worunter sich sehr viele ihres Stammes befanden, die teilweise frohen Mutes, teilweise notgedrungen, nach tatarischer Weise mit Bogen bewaffnet und in Reiterscharen kamen, vereinigen könnten [2]), und so wurden diese armen Gebirgsbewohner im Winter nach Asien geführt, wobei sie das meiste von ihrer bescheidenen Habe verloren [3]).

Aber gegen Ende des Jahrhunderts kam für Nogai die Stunde der Vergeltung, und zwar von einem der Seinigen. Ein anderer Grofser der Steppe erhob sich gegen ihn, Toktaj, ein Mann, der sich bald byzantinischer, halbkaiserlicher Verwandtschaft rühmen konnte; Nogai wurde besiegt und getötet. Sein Sohn Tschuki, Schwiegersohn des Bulgarenzaren Terterij, welch letzterer in diesen schrecklichen Zeiten eine Zuflucht in Adrianopel suchte, aber vom Kaiser des Ostens nicht aufgenommen wurde, da dieser so etwas sich nicht herauszunehmen wagte, Tschuki versuchte die tatarische Herrschaft in Bulgarien zu begründen, aber sein Schwager nahm ihn gefangen und liefs den Spröfsling Nogais durch die Juden von Trnowo (1295) schändlich töten [4]).

Endlich lichteten sich diese Wirren, und Theodor Svętslav, der mörderische Schwager, trug ungefähr dreifsig Jahre lang die bulgarische Krone. Dennoch beherrschte er nicht das ganze Land:

---

1) Pachymeres, S. 433, 467; II, S. 265.

2) Vgl. Niceph. Gregoras: *Οἱ ὑπὲρ τοῦ Ἴστρου Μασσαγέται ... Ἀλάνοι* [*Ἀλάχοι?*]. *Μασσαγέται* mufs in Verbindung mit *οἱ πέραν Ἴστρου Γέται οἱ ὁμόσκευοι τοῖς Σκύθαις* bei Cantacuzenus I, S. 465 gebracht werden — *οἱ δὴ καὶ χριστιανοὶ τυγχάνοντες, ἄνωθεν ἔπειτα τῇ βιαίᾳ χειρὶ τῶν Σκυθῶν ὑπαχθέντες, σώμασι μὲν ἐδούλευσαν ἄκοντες, τὴν δὲ γνώμην αὐτονομίας ἀεὶ κατεβίβρωσκεν ἔφεσις καὶ τῶν ἀσεβῶν ἀλλοτρίωσις*; I, S. 204.

3) Pachymenes II, S. 106—108.

4) Ebend. S. 262 ff.



die Seeherrschaft des Mytzes [1]) war tatsächlich verschwunden, aber in Vidin bildete sich ein Gegenzarentum. Der bulgarische Herrscher, mit welchem Stefan von Ungarn Krieg zu führen hatte, war ein gewisser Sentislav, russischer Herkunft, der, auch in den Berggegenden anerkannt, sich mit seinen Besiegern verschwägerte und etwas später durch Frauenränke in Trnowo, wohin man ihn lockte, zugrunde ging [2]). Nach ihm erscheint in Vidin Šišman, der zu den Bewohnern des rumänischen Ufers in sehr engen Beziehungen stand, und bei ihnen gegen 1290 auch seine Zuflucht suchte [3]). Der Sohn dieses Šišman, Michael, wurde 1323, nach dem Ausgange der Terteriden, Zar in Trnowo. Sein Neffe, Alexander, war nun der Schwiegersohn von „Bassaraba-Ivanko" (Sohn des Ivanko), dem Wojewoden von Ungrowlachien. Michael bekriegte seine Feinde, vom Beginne seiner Herrschaft an, mit Verbündeten *ἐξ Οὐγκροβλάχων* [4]): es hatte sich nämlich ein einheitlicher rumänischer Staat aus den Rumänen, die unter der nominellen Herrschaft der ungarischen Krone lebten, gebildet, und dieser Staat bewies unter Bassaraba im Jahre 1330 dem Suzerän, daſs er siegen und unabhängig bestehen konnte.

Bassaraba residierte in Argeș; er gehörte also zu dem Stamme des Seneslav und war ein Sohn von dessen angeblichem Sohne Tocomerius [5]) oder „christlich" Ivanko, ein Enkel des östlich vom Oltflusse 1247—1251 regierenden Wojewoden. Seine Krieger waren dieselben „Alanen", „Massageten", „Geten", die sich nach dem Tode Nogaïs rühmten, in Wirklichkeit die Siege erfochten zu haben, die man jenem zuschrieb: Durch die Vermittelung des Bischofs von Vičina gelangten sie damals auf ihren Kähnen über die Donau, etwa 15000 an der Zahl, und richteten im griechischen Reiche viel Gutes und Böses an [6]). Aber wie konnte er seine Macht auf das benachbarte „Keneziat", wo Litovoĭ regiert

1) Jireček, Gesch. der Bulgaren, S. 270, Anm. 3.

2) Vgl. Pachymeres I, S. 181, die schon zitierten Diplome und Jireček a. a. O., S. 275—276.

3) Daniel, der serbische Geschichtschreiber, bei Jireček S. 282.

4) Cantacuzenus I, S. 175—176.

5) Tyhomir; vgl. den bulgarischen Zarenvater Tyh.

6) Pachymeres II, S. 268 ff.

hatte, ausdehnen und die ungarischen Bane von Severin verdrängen? Teilweise, durch die unbewufste Unterstützung der Ungarn selbst. Die siebenbürgische Mark befand sich auch nach den Kriegen von 1260 in Unruhe: gegen 1270 wurde die bischöfliche Kirche von Gyula-Fehervár von den ihr beständig feindlichen Sachsen in einem, übrigens unbekannten, grofsen Rachezuge verbrannt [1]). Als Ladislas IV. 1272 zur Herrschaft kam, wollten Litovoĭ und seine Brüder, bisher von Stefan im Zaume gehalten, die schon 1247 und 1251 erwähnten königlichen redditus nicht mehr zahlen. Vielleicht standen sie mit den vidiner Bulgaren im Bunde, und auch Dorman — es ist dies ein rumänischer, auch geschichtlich erwiesener alter Name [2]) —, gegen den der König persönlich zu Felde zog, zählte zu ihren Freunden. Ein magister Georgius, Sohn des Bans Simeon, der noch 1331 in den Kökelgegenden lebte, wurde gegen sie geschickt. Aber Litovoĭ fiel im Kampfe, und sein Bruder Barbat mufste mit vielem Gelde seine Befreiung aus der ungarischen Gefangenschaft erkaufen. Aus den Händen dieses Barbats hat sehr wahrscheinlich Bassaraba durch Krieg oder friedlichen Vergleich, vielleicht auch durch eine Verschwägerung, das Land am Oltflusse bekommen und das Fürstentum der „Transalpina“, wie die Ungarn, das des „ungrowlachischen Landes“, wie die Griechen und Slaven es nennen, gegründet [3]).

Das Erlöschen der arpadischen Dynastie war ein förderndes Ereignis, das desto günstiger wirkte, als ein neues Königshaus erst nach langen Kämpfen Anerkennung fand: als ganz Siebenbürgen in Waffen stand, um den deutschen König Otto von Bayern gegen den französisch-neapolitanischen Nebenbuhler zu schützen, und der mächtige Herrscher des Landes, Ladislaus, Wojwode von Transsylvanien und Szolnok, ihn auf den Schild hob, konnten die transalpinischen Dynasten ihre eigenen Organisationszwecke unbemerkt und ungehindert verfolgen [4]). Noch im Jahre 1291 erscheint

1) Zimmermann-Werner I, S. 132—133.

2) S. den Johann Dorman, Unterbefehlshaber im Schlosse Crašov, 1364; Hurmuzaki I², S. 88, nr. 64.

3) Hurmuzaki I, S. 394, nr. 434; S. 449, nr. 493.

4) Was der steirische Chronist Ottokar von einer Gefangenschaft Ottos bei

wiederum, nach einer Zeit der Wirren, während der wie 1275 drei Bane von Severin zur selben Zeit auftreten — als Befehlshaber von Severin der tapfere Bulgarenbesieger Laurentius, — der Sohn eines verdienstvollen transsylvanischen Wojwoden desselben Namens [1]), der nach der Tatarenverwüstung im Auftrage des Königs für die Wiederherstellung der Landeskultur sorgte [2]); Laurentius besafs daneben die Würde eines Grafen der Burgen Kewe und Krassow und des nächstliegenden Landes, war also ein mächtiger Markgraf im Königreiche Ungarn [3]). Dies geschah zu jener Zeit, als der letzte König des Arpadenstammes nach Siebenbürgen kam, um dort die Verhältnisse persönlich neu zu ordnen. Laurentius starb wahrscheinlich nicht lange darauf, und in den folgenden Wirren fand er einen Nachfolger in dem Herrscher auf beiden Oltufern, welcher so zum walachischen „Herrn des Banats Severin" wurde [4]).

Der grofse Aufruhr der Siebenbürger Sachsen gegen Karl Robert, den Besieger Ottos, welcher ein persönliches Erscheinen des unbeliebten Fremden nötig machte und während mehrerer Monate die Anarchie an der Grenze der Karpathen entfesselte, ging dem Befreiungskampfe Bassarabas nur sechs Jahre voraus. Im Schatten dieser zwei verfallenden Gröfsen, der ungarischen und der bulgarischen, hob der junge rumänische „transalpinische" Staat an der Donau energisch sein Haupt empor, die freie Luft der Unabhängigkeit, den Sonnenglanz siegreicher Schlachten ungeduldig suchend, um frei aufatmen und sich entwickeln zu können.

Bevor wir zur Erzählung der Befreiungskämpfe schreiten können, ist eine Darlegung der Verhältnisse von Land und Leuten, der herrschenden Sitten, der leitenden Gedanken und stärkeren Gefühle notwendig. Denn wenn man die Entwickelung eines

---

dem „walachischen" Wojwoden erzählt, beruht auf willkürlicher Entstellung der Tatsachen. Mon. Germ. hist., Deutsche Chroniken V, 1—2.

1) Zimmermann-Werner I, S. 136—137.

2) Ebenda S. 71, nr. 79.

3) Hurmuzaki I, S. 519, nr. CCCCXX.

4) So nennt sich sein Nachfolger Mircea in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts: Arch. ist. I, S. 98; Venelin S. 23.

Volkes verstehen will, muſs man zuerst seine Eigentümlichkeiten kennen, die Eigenschaften, die hier bei dem deutlichen geschichtlichen Hervortreten eines neuen Volkes als politische, militärische und kulturelle Faktoren wesentlich mitwirken. Dabei ist aber mehr der innere Zusammenhang als die chronologische Aufeinanderfolge ins Auge zu fassen.

Zweiter Abschnitt.

Wirtschaftliches und geistiges Leben des rumänischen Volkes.

---

1. Kapitel.

„Wandernde" Hirten und ansässige Ackerbauer. Volkstümliche Einteilung der Rumänen in Bergleute und Bauern der Ebene.

Als Volk von Bauern und Hirten, so erscheint das rumänische Volk an der Schwelle seiner Geschichte. Aber zwischen Hirten und Bauern gibt es keine zu scharfe Grenze. Selbst den Arămînen im Pindus war — das zeigt schon in gewissem Maſse ihr Wortschatz für Feldarbeit und Felderzeugnisse — der Ackerbau auf eigener Scholle nicht grundsätzlich fremd. In dem Hirtendorfe des Gebirges, wo die Frauen, Kinder und Greise gewöhnlich wohnten — die „rumänischen Berge" hieſs die Landschaft bei den Pinduswlachen, kurz die „Berge", muntele, ohne Beiwort bei den Rumänen im Norden der Donau —, war nicht die Beschäftigung aller Einwohner ein und dieselbe. Nördlich der Donau [1]) gingen die Männer mit den ernährenden, bereichernden Herden nur Ende Juni, um den Tag Petri und Pauli, in die Ebene, wo sie den ganzen übrigen Sommer, Herbst und Winter blieben, um erst mit dem grünenden Frühling zum Ostertage und den darauf folgenden Festlichkeiten nach Hause zurückzukehren [2]). Hier wohnten

---

1) Für die thessalischen Verhältnisse s. oben S. 93 ff.; hier wohnten die Familien in dem geschützten Tale, nicht im eigentlichen Gebirge selbst.

2) **Marian**, Nunta la Romînĭ, S. 73—74.



sie mit ihren Familien während dreier ganzer Monate, und Hochzeiten und Zerstreuungen liefsen ihnen noch Zeit, um Hand an den Pflug zu legen und die Blutsverwandten bei der schweren Arbeit des Frühlings, welche die Aussaat in den engen Tälern und auf den Hochplateaus mit sich bringt, zu unterstützen. Übrigens ist die Frist von drei Monaten keine allgemeingültige; die walachischen Fürsten beschwerten sich im 15. Jahrhundert, dafs die siebenbürgischen Hirten, die Ungurenĭ, d. h. die aus Ungarn kommenden, nicht selten das Weideland beim Einzug des Winters verliefsen, um, nachdem sie das Beste in den Tälern für ihre Schafe genommen, in die Heimat zurückzukehren [1]. Die ständigen Einwohner des Dorfes waren übrigens nicht auf felsige unfruchtbare Höhen verbannt; beinahe nirgends trifft man in den fröhlichen Karpathen den kahlen, traurigen Stein wie in den dalmatinischen Bergen oder auf dem Rücken des Pindus, wo dem wilden Menschen ausschliefslich ein Hirten- oder Räuberleben beschieden ist. Hier bietet im Gegenteile das Land überall die Möglichkeit zum Ackerbau.

Nicht nur die logische Folgerung, sondern auch Tatsachen, urkundlich erwiesene Zustände führen zu dieser Wahrnehmung. Über das Leben des rumänischen Volkes in den Karpathen in früherer Zeit geben siebenbürgische und moldauische Urkunden, Verträge und Privatbriefe die nötigen Aufschlüsse. In dem sächsischen Mühlbacher Stuhle besitzen die Rumänen „Hofstellen" und verlangen deren mehr von dem fremden Oberhaupte des Marktfleckens, und trotzdem treiben die Hirten ihre Herden auf den benachbarten walachischen Boden, wo sie kraft der Verträge gegen eine besondere kleine Abgabe aufgenommen werden. Nicht fern vom Bihargebirge zeigt die Bevölkerung des Stuhles Broos eine besondere Lust zur Feldarbeit, und diese griechisch-katholischen Ketzer werden beschuldigt, sie hätten die Absicht, sich in den sessiones christianorum langsam festzusetzen; als „Steuerpflichtige des Königs" verlangen die walachischen Dorfeinwohner das Ackerland, welches durch Wegnahme von Gebäuden verteilbar werde [2]. In dem ehemaligen Kronstädter Stuhle, wo vor der An-

1) Studiĭ şi documente V, S. 157–158, nr. 105.

2) Vgl. Amlacher, Urkundenbuch der Stadt und des Stuhles Broos. Hermannstadt 1879. 8°. Jorga, Sate şi preoţĭ din Ardeal. Bukarest 1902. S. 106 ff.



kunft der Sachsen in Siebenbürgen die Rumänen als Nachfolger der Slaven eine Ortschaft Brașov innehatten, lebten, gerade wie in dem großen marktähnlichen Dorfe Săcele, zahlreiche wohlhabende Hirten, ohne daſs darum ihre Ansiedelungen, soweit sie nicht bis zu den Höhen selbst hinaufreichten, auf den Ackerbau der Nachbarn angewiesen gewesen wären. In einem anderen Winkel des südlichen Siebenbürgen, in der Gegend von Hermannstadt, wo wieder die sächsische Stadt auch einen einheimischen, slavisch klingenden Namen, Sibiiŭ, trägt und von einem Gürtel netter blühender rumänischer Dörfer vom schönsten Nationaltypus umgeben und beschützt wird, schadet die zeitweilige Abwesenheit der Männer mit ihren Herden auf den „Muntenĭ" jenseits des Gebirges der Ausnutzung des reichen Bodens am Fuſse der Karpathen nicht das geringste [1]. In dem „vidic", in der Umgebung von Bistritz, einer interessanten alten sächsischen Ansiedelung in der entfernten, isolierten nordöstlichen Ecke des transsylvanischen Landes, unmittelbar an die Moldau der früheren Tage grenzend, „gehen die Hirten in die Berge heraus" — iese la munțĭ —, aber neben Schafen, Pferden, Ochsen, Ziegen besteht der Reichtum der Bergrumänen, die ein ganzes reiches Gebiet innehaben, auch in Feldern, die von ihnen locurĭ, moine (slavisch) genannt werden und auf denen sie die alte Nationalspeise des „meiŭ" und der „hrișcă" ernten [2]. In dem bergigen Marmoros, dem Maramureș der Rumänen, die gröſstenteils gemeinsam mit den Ruthenen die Berge und Täler besitzen, haben die Rumänen nicht minder als die privilegierten ungarischen und sächsischen hospites des Königs ihren Anteil an den „terrae arabiles" [3]; ihre „possessiones" werden in königlichen Urkunden neben denen der anderen erwähnt [4].

In dem nordwestlichen Winkel des ehemaligen Fürstentums Moldau bestand bis zur Erwerbung der Bukowina durch Osterreich eine Bauerngemeinde, die zwölf Dörfer oder kleinere Ansiedelungen und etliche Berggruppen umfaſste, die Langenaue oder

1) Jorga a. a. O., S. 118f.
2) Studiĭ și doc. V, S. 382ff.
3) Mihályi de Apșa, Diplóme maramureșene I, S. 8.
4) Ebenda, passim.

Cîmpulung. Die Angehörigen jener Gemeinde nahmen hinsichtlich der Steuerpflicht eine besonders begünstigte Stellung ein und wurden von eigenen, zum Teil erwählten, jedenfalls einheimischen und im Orte angesehenen Beamten regiert. Sie waren hauptsächlich Hirten und bezahlten ihre Steuern meistenteils in Schafherden, die jährlich dem Fürsten für seine Kharadschleistung an die Pforte geliefert wurden. Aber obwohl sie immer als Hirten über die Schwierigkeit ihrer Ernährung in armen, ungünstig gelegenen Orten klagten, rodeten sie sich mit der Axt in der Hand doch kleine Wiesen und Felder in den nahe gelegenen prachtvollen alten Wäldern; in diesen Rodungen, lazurĭ, runcurĭ [1]), der Frucht ihrer harten Arbeit, fanden sie alles, was sie zur Ernährung ihrer Schafe benötigten — die Cîmpulunger stiegen nur selten, ausnahmsweise in die Täler der gröfseren Flüsse hinab —, und ernteten so viel Korn, später so viel türkischen Weizen, wie sie für den Hausbedarf nötig hatten.

So fällt denn mit der Kenntnis der wahren Volks- und Landeszustände das geschichtliche Vorurteil von den ewigen, ziellosen, zur Verwirrung führenden „Wanderungen" der Hirten, aus denen im Mittelalter ausschliefslich das rumänische Volk bestanden haben soll. Die rumänischen Hirten waren nur ein Teil des zahlreichen Stammes und sie hatten für die Ernährung ihrer Herden ein genügend begrenztes Nutzungsgebiet, das eine Generation der anderen überlieferte. Viele kamen aus ihren Zufluchtsstätten in den Bergen überhaupt nicht heraus, wie z. B. die Bauern von Cîmpulung. In den ungarischen Urkunden trifft man andere Leute, die nichts sehnsüchtiger verlangten, als den Boden, der den Sachsen angewiesen wurde, als Weideland zu erhalten, und dann den neuen Herren des Landes ein „terragium" dafür bezahlten [2]). Die Arămînen sind, obwohl sie sich von diesem Typus einigermafsen unterscheiden, doch nur ein diesen sehr nahe verwandtes, aus denselben ethnographischen Bestandteilen zusammengesetztes Volk, aber nicht ein entfernt lebender Teil des einheitlichen rumänischen Volkes; ihre Lebensart wird durch eigentümliche Naturzustände in ihren Pindusnestern

---

1) S. G. Popovicĭ in den Convorbirĭ literare XXV, S. 706 ff.
2) Zimmermann-Werner I, S. 80.



bedingt, und erst in der jüngeren Zeit sind die dortigen Hirten ausnahmsweise bis „Bosna" — Bosnien — vorgedrungen [1]). Die Wlachen, die im 14. Jahrhundert als zinspflichtige vorübergehende Besitzer der Weideplätze, aber auch als Ackerbauer und Besitzer von Weingärten erwähnt werden, sind nicht als die Nachkömmlinge des mösischen romanischen Elementes, welches, in diesen Gegenden am stärksten vertreten, seine Stellung behalten hätte, sondern als Arămînen in der Nähe von Prizren zu betrachten [2]). Es sind dieselben Bergbewohner, deren als Karawanenführer und Hirten in der geschichtlichen Überlieferung Ragusas gedacht wird, die „Vlachi de montanea". Diese Makedowlachen, deren Land in den obengenannten Denkmälern als „partes Vlachie" erwähnt wird [3]), diese Vertreter des ehemaligen romanischen Elementes in Dalmatien und Illyrien, finden sich, der adriatischen Küste entlang, bis Zengg (Senj, Segna). Als Morlaken, Uskoken — bis nach Krain — haben sie, wie bekannt, im 16. und 17. Jahrhundert in den Kriegen zwischen Venedig und den Türken eine Rolle gespielt, die sich derjenigen der alten Illyrier vor ihrer Bezwingung durch die Römer vergleichen läſst. In dem Kampfe des Hauses Habsburg gegen die Osmanen machen die Walachen von Bosnien durch ihr Sengen, Brennen und ihre Kundschaftsdienste im Feindeslande ihren Namen bekannt: sie sind in cete [4]) verteilt, von Wojwoden, Knesen und Harambaschen beherrscht und haben unter sich Priester und Bischöfe [5]). Alle diese Wlachen und Morlaken hatten schon in dieser Zeit ihre romanische Sprache verlernt und sich die slavische ihrer zahlreichen Nachbarn ange-

---

1) Papahagi, Din literatura poporală a Aromînilor, S. 938.

2) S. den Zakonik von Stefan Dušan, Ausg. Novaković und den romantischen Kommentar von Hasdeŭ in Archiva istorică III. Vgl. den Chrysobulos von Stefan Urosch II. in dem Belgrader Spomenik IV (1890); eine Erklärung von J. Bogdan in den Convorbirĭ literare XXIV, S. 488 ff.

3) Jorga, Notes et extraits II, S. 69. Besonders Jireček, Wlachen und Maurowlachen in den Denkmälern von Ragusa (Sitzungsber. der böhm. Gesellsch. der Wissensch., 1879).

4) „Tschetta".

5) Vgl. Bidermann in den Mitteilgn. des hist. Vereins für Steiermark XXI, Graz 1883, S. 3 ff.: Die Serbenansiedelungen in Steiermark und im Warasdiner Grenzgeneralate. Dazu Ungedrucktes im Grazer Archive.

eignet: nur in dem Gemeinnamen von „Wallachen“, „Ballachen“, „Wlahones“, in etlichen beibehaltenen Worten und in ihren Taufnamen: Radul, Păunovicĭ, Frîncul, Dragul, Barbul, Barbicĭ usw. läſst sich ihr Ursprung noch erkennen. Ihre „zirulischen“ Briefe, durch welche sie ihre Treue gegen die Christenheit und ihre Vertreterin, die habsburgische Monarchie, im Jahre 1596 erklärten, waren unzweifelhaft serbisch geschrieben. Obgleich sie eine Organisation haben, die derjenigen der Rumänen ziemlich ähnelt — die Arămînen kennen den Namen von Knesen und Wojwoden nicht und sind gewöhnt, nur fremde Oberhäupter anzuerkennen — scheinen auch diese wlachischen Uskoken in Dalmatien, Krain („Borderland“, Grenze) und Bosnien oder Slawonien ein in der Ferne gebliebener Zweig der letzteren zu sein und keine nähere Blutsverwandtschaft mit den Bewohnern der Donauufer zu haben. Weiter finden sich bis heute in Istrien rumänische Bauern, die, in ungefähr neun Gemeinden der Halbinsel wohnend — Castelnuovo, Pisino, Albona usw. —, nicht nur ihren Nationalnamen Rumeri — durch Rhotazismus aus Rumeni entstanden (von den slavischen Nachbarn werden sie spöttisch Čiči oder Čiribiri nach einigen Worten ihres Sprachschatzes [1]) genannt) — beibehalten haben, sondern auch, besonders in der älteren Generation, zum Teile den Sprachgebrauch der alten Zeiten. Ihre Mundart betrachten die Philologen als einen besonderen, den dritten Zweig der „rumänischen“ Sprache, in welche sie auch die arămînische einschlieſsen —, aber durch die Behandlung des l zwischen c, g und einem Vokale, durch die Erhaltung des ñ, durch Formen wie miară, reace, für miere, rece, wobei sich, wie im Arămînischen, der Umlaut des Diphthonges ea zu e in gewissen Fällen nicht findet, durch die Ersetzung des č durch ts usw. unterscheidet sich diese Mundart von dem Rumänischen, wie es heute gesprochen wird, während sich darin eine Ähnlichkeit mit dem Arămînischen finden läſst [2]). Andrerseits werden die Rumeri von ihren slavischen Nachbarn, in die sie, ihre Sprache immer mehr vergessend, bald aufgehen werden, mit dem Namen von „Čičerei“ bezeichnet. Das

1) S. auch Popovicĭ in Romania, Jahrg. 1903.

2) S. Philippide, Introducere în istoria limbeĭ şi literatureĭ romîne (Jassy 1888), S. 28—29.



Wort, dessen Erklärung oft vergebens versucht wurde, ist vielleicht nichts anderes als Tsintsar, eine Bezeichnung, die den Arămînen von den sie umgebenden Fremden, neben dem anderen „Kutzowlachen“, hinkenden Wlachen, d. h. einfach: Bergwlachen, da sie ihren unbeholfenen Gang auch auf der Ebene und in den Städten behalten, beigelegt wird [1]).

Der Name Tsintsarĭ — mag dessen Ursprung nun von Slaven, Griechen oder Türken erfunden worden sein — bezieht sich keinesfalls auf die Eigenart der Makedo- und Istrorumänen, das č, welches auch den Griechen unbekannt ist, mit ts zu vertauschen. Er ist vielmehr einer dieser rätselhaften Namen, mit dem die Bergleute, besonders Hirten, von den Einwohnern des Flachlandes bezeichnet werden, und er entspricht einigermaſsen der oben gegebenen Erklärung der „Hinkenden“. Die Hirten auf dem linken Ufer der Donau, die eigentlichen Rumänen, fühlen sich selbst als etwas von den Bewohnern der Ebene, den Eigentümern des Landes: ţarina, ţara und der Sümpfe: balta verschiedenes. Als Herren des Gebirges und zugleich Ausnützer der Ebene betrachten sie sich selbst als edler als diese und nennen mit Stolz die Berge (muntele) ihre Heimat. Sprachunterschiede gibt es auch zwischen dem Hirten und dem Feldbauer: so haben die Bewohner der Höhen und Täler des Bihar eine Menge örtlicher Ausdrücke, die anderswo zwar verstanden, aber nicht gebraucht werden. Ihre Kleidung ist, was Form und Stoff anlangt, nicht dieselbe: die Hirten tragen enge, sehr lange und gekräuselte Hosen, welche iţarĭ heiſsen, und die nur noch in dem Hügellande der Moldau, nicht aber auf der ungarischen und walachischen Ebene bekannt sind. Der ţeran, der Bauer an den Flüssen, in Siebenbürgen, jenseits des „Waldes“ gegen die Theiſs, in der Walachei und Moldau, gibt dem Nachbarn, welcher sein Gast während der Winterzeit wird, den Namen Muntean, Pădurean, d. h. Einwohner der

---

1) Vgl. noch über die Istrorumänen Ioan Maiorescu, Itinerariu in Istria, 2. Ausg. 1874 und 1900; Miklosich, Wanderungen und Rumunische Untersuchungen I, in den Denkschr. der Wiener Akademie XXXII, 1881; weiter Byhan in dem Jahresberichte des rum. Seminars von Dr. Weigand in Leipzig, Bd. VI; Popovicĭ in den Studj di filologia romanza IX, 26.

2) S. Frîncu şi Candrea, Romîniĭ din Munţiĭ apusenĭ. Bukarest 1888.

Berge und Wälder [1]), aber gewöhnlicher die Namen Mocan oder Moţ, d. h. den ersten oder den zweiten, je nach der Höhe, in der sich die Ansiedelungen der Bergbewohner befinden, und den diesen Ortsverhältnissen entsprechenden Trachten. Durch seine Wanderungen in die Dobrudscha und nach Bessarabien im Südosten, wo die weiten öden, mit wildem, hohem Grase bewachsenen Gefilde sich ausbreiten, hat sich besonders der Mocan als klassischer Hirte einen grofsen Ruf erworben. Mit dem Beinamen Mocan, Moţ für den Herdenführer ist auch der Name Činčer, Ţinţar und, noch mehr, der Name Huţulĭ — ursprünglich gewifs Huţĭ, wozu später der mit der Zeit unverständliche Artikel gekommen ist — für die slavisierte Hirtenbevölkerung im Norden der Bukowina in Verbindung zu bringen.

Für den Mocan und Moţ ist der auf sein Feld angewiesene Bauer, der immer arbeiten mufs, damit neue Nahrung emporsteigt, ein ţeran, wie das platte Land im allgemeinen ţara genannt wird, wie noch heute der Hirte aus der Kronstädter Gegend in Siebenbürgen das Königreich Rumänien nur ausnahmsweise mit dem Staatsnamen Romănia, im gewöhnlichen Sprachgebrauche aber mit der alten Bezeichnung ţara, Land, belegt. In nationaler Färbung ist für ihn die ţara eine Ţara-Romănească, das rumänische Land, soweit er in der Mehrheit oder ausschliefslich Leute findet, die sich mit ihm verständigen können. „In dem ganzen rumänischen Lande“, singt das Volk, „gibt es kein Mädchen dem ardelenischen (transsylvanischen) gleich“. Die anderen, von den Gebildeten und Ungebildeten später gebrauchten geographischen Bezeichnungen: Ardeal, Muntenia, Moldova, Dobrogea, Basarabia, Bucovina, Bugeac wurzeln in bekannten späteren geschichtlichen Ereignissen: Ardeal ist das ungarische Erdély, das von dem König der Pufsta eroberte Land, Moldova kommt aus der alten Ţara Moldovei, deren Erklärung bald gegeben werden wird; Muntenia nennen die Moldauer das ehemalige Fürstentum Walachei, weil es in der Zeit, als das „moldauische Land“ einen Herrscher bekam, noch nicht als Staat von den hohen Bergen

1) Silvestru Moldovan, Ţara noastră. Hermannstadt 1892. S. 60 bis 61.

bis hinab zur Ebene reichte; die Herrschaft der walachischen Dynastie der Bassaraben hat der Gegend nördlich der Donaumündungen den Namen Basarabia gegeben, und die russische Eroberung erstreckte diese Benennung bis Hotin, auf die ganze Insel zwischen dem Pruth, Dnjestr und der unteren Donau. Diesen alten angulus des Mittelalters haben zuerst die Tataren bei ihrer Festsetzung in dem eigentlichen, geschichtlich erwiesenen Bessarabien zum Budschak gestempelt. Bukowina heifst Buchenwald. In früheren Zeiten wurde diese Benennung nur für den Wald überhaupt gebraucht, und so selten, dafs man sie in geschriebenen Quellen nur spärlich findet [1]). Bei der Eroberung des Landes durch Österreich mufsten die kaiserlichen Beamten einen Namen für das ganze Gebiet haben, und so entstand denn der heutige Sinn des Ausdruckes Bukowina.

Im Lande, d. h. im rumänischen Lande, orientierten sich die Einwohner nur nach den Flüssen. Diese Sitte hatten die Rumänen, Verdränger und Nachfolger der Slaven in der Ebene, von diesen übernommen, welche überall ihre Nomenklatur dem hydrographischen Netze aufgezwungen und auf den Flufsufern ihre später verschwundenen Gradişte, die Burgen, für ihre Wojwoden errichtet hatten. In Pannonien geschah bezüglich der Magyaren dasselbe, als sie an der Stelle der aufgesogenen Slaven als ein neues Volk auftraten: so sagt ausdrücklich Otto von Freising im 12. Jahrhundert, dafs die Ungarn keine systematische Landeseinteilung besitzen und das Land ihres Königs „nach den Flüssen“ einteilen [2]). In Siebenbürgen, wo die Şchei, die Slaven (Sclavi) — vgl. den Namen der rumänischen Vorstadt von Braşov-Kronstadt —, nur langsam absorbiert wurden, werden bei allen Verleihungen seitens des Königs die Grenzen nach fliefsenden Gewässern angegeben, wie man sie später auch bei Schenkungen der walachischen und moldauischen Wojwoden findet; wie dort verleiht man dem „treuen Diener“ des Herrschers das Gebiet

---

1) Vgl. Ulianickij, Materialien zur Geschichte von Rufsland, Polen, Moldau, Walachei und Türkei im 14. bis 15. Jahrhundert (russisch). Moskau 1887. S 23.

2) Monum. Germ. hist. SS. XX, S. 368—369.

zwischen zwei Flüssen, eine insula, wie der lateinische Ausdruck lautet, und nach dem Namen der Eigentümer ist von insula Christiani oder insula Gerhardi [1]) die Rede. Im Volksmunde leben bis heute die auch durch die geschichtliche Überlieferung unzählige Male bezeugten Flufsnamen für Land und Leute, um ihre Begrenzung oder ihren Ursprung anzudeuten. Man sagt in Siebenbürgen, neben Ardeal, das sich bis jetzt nicht sehr tief in die Volksseele eingeprägt hat: „pe Someş“, „pe Tîrnave“, um den nordwestlichen Teil der Provinz nach den dort rinnenden Wassern Kokel und Szamos zu bezeichnen. Der südwestliche Winkel, ein schönes, romantisches Gebiet mit hohen Gipfeln und kristallhellen Bergflüfschen, wo ehemals die Hauptstadt im Reiche des Dekebalus stand, wird Ţara Haţeguluĭ genannt, gewifs nach dem alten Namen des bedeutendsten dortigen Wassers, des heutigen Streiŭ; die „terra Harszoc“ wird auch urkundlich in einer königlichen Schenkung vom Jahre 1247 erwähnt [2]). Die Ţara Haţeguluĭ steht in unmittelbarer Berührung mit den Tälern des Jiiŭ, die „pe Jiiurĭ“ heifsen; jenseits der Grenze bestand ein freies Land der „Jiiurĭ“, welches später bei der Gründung des walachischen Fürstentums in zwei Gerichtsbezirke (judeţe), den von Ober- und Unter-Jiŭ, mit slavischer Terminologie: „Gorjiŭ-Gorj“ und „Doljiŭ-Dolj“ zerfiel. Hier findet man jenseits der Grenze eine besondere Tracht, welche vielleicht auch diesseits zu beobachten ist. Ein viel gröfserer Flufs, der mächtige, breite, ruhige Olt, Alt der Sachsen, kennzeichnet die Ţara Oltuluĭ, auf seinem rechten und linken Ufer, in Siebenbürgen wie in der Walachei: die „possessio Fogros“, das spätere Vasallenherzogtum von Fogaras — der Name (Făgăraş), von Fag, Buche ist lateinischen Ursprungs — liegt neben dem Flusse Olt im Oltlande [3]). Die Bewohner der ehemaligen kleinen oder österreichischen Walachei heifsen im allgemeinen Oltenĭ, aber der alte Gerichtssprengel des Olt existiert bis heute in der Nähe von Slatina, einer alten slavischen Ansiedelung auf dem rechten Ufer des Flusses. Von dem Fogaraser Gebiete kommt man jetzt östlich in Südsiebenbürgen zur

1) S. Zimmermann-Werner-Müller I, II, unter: insula.
2) Zimmermann-Werner I, S. 74.
3) Zimmermann-Werner I, S. 177, nr. 244.

Ţara-Bîrseĭ, deren Hauptstadt Braşov ist, die Stadt der Krone; auch hier hat der Fluſs, der rîŭ (rivus) das Land benannt. Die groſse Hauptader der siebenbürgischen Bergfestung ist der Maros, rumänisch Mureş, und die Bewohner der angrenzenden Dörfer werden Murăşenĭ benannt. In dem ungarischen Lande, westlich, jenseits der Biharhöhen, ist das Land des Criş (Körös): da wohnen die Crişenĭ, welche für den Mocanen und Motzen etwas von der rumänischen Welt ganz verschiedenes sind. Was im Nordwesten des „Ardeals" als vidic, d. h. Gebiet der sächsischen Stadt Bistritz, die ihren Namen dem hier durchflieſsenden Bache Bistritz — dies ist ein bekannter slavischer Ausdruck für Flüsse — verdankt, war sicher in älteren Zeiten eine Ţara Bistriţeĭ. Jenseits des Gebirges gründeten marmorosische Edle walachischen Blutes einen Zukunftsstaat auf dem Gebiete des Moldovaflusses, in der Ţara Moldoveĭ. Auch in der Moldau werden etliche von den uns schon aus der ersten Zeit überlieferten Bezirksnamen — rumänisch heiſst der Bezirk ţinut — nach den Flüssen benannt: Covurluiŭ, Tutova, Putna. Das ist die Regel bei den walachischen Gerichtssprengeln, judeţe: so Argeş, Olt, vielleicht Teleorman, dann: Dîmboviţa, Ialomiţa, Prahova, Ilfov; noch im Anfange des 15. Jahrhunderts werden die Zöllner „der Prahova" erwähnt [1]). Die Handelswege waren auch nach den Flüssen orientiert und entsprechend benannt: so führten um 1500 die Routen der Dîmboviţa, der Prahova, des Teleajin in der Walachei nach Bukarest—Giurgiu und Buzăŭ—Brăila [2]).

---

2. Kapitel.

Das Städtewesen.

Die Rumänen hatten keine Märkte und Städte: diese tragen vielmehr hier und da fremde Namen, die ihren Ursprung beleuchten. In Baia, wovon das eine in der Moldau dicht neben dem Bistritzer siebenbürgischen Gebiete liegt, das andere — Baia de Aramă,

1) Bogdan, Documente şi regeste privitoare la relaţiile Ţăriĭ-Rumîneştĭ cu Braşovul şi Ungaria. Bukarest 1902. S. 14, nr. x.

2) Ebend. S. 135—136.

das Erz-Baia —, zum walachischen Mehedintzer Kreise, das dritte — Baia-de-fier — zum oberen Jiiŭ-Bezirke gehört und von denen die beiden letzteren in dem ehemaligen ungarischen Banate liegen, erkennt man das ungarische Banya, Bergwerk, welchem das slavische Rodna — Rodna unmittelbar bei Bistritz gelegen — entspricht. Nun weiſs man, daſs Baia, auch „Moldova", „Stadt Molde", „Moldovabanya" genannt [1]), eine Gründung der Siebenbürger Sachsen aus dem Bistritzer Stuhle ist. Von der Gemeinde, ihrem „Groffen" und den Richtern, welche ihm zur Seite standen, hat man ziemlich viele Briefe an die Verwandten aus der siebenbürgischen Hauptstadt; diese werden bis in das 17. Jahrhundert deutsch geschrieben, d. h. „sächsisch". Die Richter oder Grafen für die Bergwerke heiſsen Bender, Kirschner usw. Der Name „Banja" wird erst sehr spät gebraucht und, als ein moldauischer Beamter einen Brief von hier datiert, lautet der Name der Stadt magyarisch: „Boia" [2]). Ein moldauischer Fürst aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, der Baia besonders begünstigte, Alexander der Gute, datiert eine Schenkung von „Bani" [3]). Die ausgewanderten Sachsen blieben ihrem katholischen Glauben treu: in der groſsen Kirche der hl. Jungfrau, die ein hoher steinerner Turm beschützte und die fünf Altäre zierten, einer Gründung desselben Fürsten Alexander, ruhte unter dem Taufbecken die katholische Fürstin Margarete, Alexanders Gemahlin. Daneben bestand auch ein Kloster, das „monasterium moldavicense", und weiter drauſsen in der Flur ein Kirchlein S. Peters. Steinerne Gedenktafeln, von und für deutsche Bürger von Baia errichtet, wurden in den letzten Jahren dort aufgefunden [4]). Bei aller Sorge um das Seelenheil ward aber das irdische Wohl und das selten lockende Vergnügen auch nicht vernachlässigt: Baia hatte seine Bierbrauerei, und durch die Bekanntschaft mit dem Bier der getreuen Bürger dieser Stadt fand vielleicht der grausame Alexander Lăpuşneanu um die Mitte des

1) Jorga, Documente romîneştĭ din Arch. Bistriţeĭ II, S. 130; besonders I, S. xiv.

2) Ebenda I, S. 83; vgl. Hurmuzaki XI, Regesten, S. 904.

3) Orest Popescul, Câteva documente moldovenescĭ. Czernowitz 1895. S. 4.

4) Bandini, in den Jahrbüchern der rum. Akademie XVI, S. 243ff.

16. Jahrhunderts Geschmack an diesem in der übrigen Moldau beinahe unbekannten Getränke [1]). Unter diesem bierdurstigen Wojwoden fertigte man in Baia auch Ziegel für die frommen Stiftungen desselben grausamen Tyrannen, aus einem Lehm, der besonders gerühmt wird [2]). Dafs die „Groffen“, rumänisch „şoltuzĭ“, nach den über Polen gekommenen Schultheifsen genannt wurden, dafs Nikolaus oder Georg Kischner von den Fürsten Giurgiuman und Nicoară benannt wurden [3]), nimmt der Stadt ihren fremden Charakter nicht. In den Fürstenurkunden selbst werden die Bajer als „Sachsen von Baia“ bezeichnet [4]), und nach ihrem Nationalnamen haben die Kolonisten die nächstgelegene Ortschaft Sasca genannt [5]). Den Bergen, welche die Landesgrenze gegen Siebenbürgen bildeten, sehr nahe gelegen, nur zwei Meilen davon entfernt, blieb Baia in seinen guten Tagen immer eine Vertreterin fremder Kultur auf rumänischem Boden, und das einheimische Element überwog erst in der Zeit des Verfalls. Diese kam erst, nachdem Bistritz selbst seinen Reichtum und sein blühendes geschäftliches Leben eingebüfst hatte [6]).

Weiter unten in diesem Landstriche zwischen dem Sereth und den Karpathen liegt Roman, an demselben Moldauflusse, welcher an Baia vorbeifliefst. Eigentlich hiefs die Stadt, in der slavischen Staatssprache der Urkunden, романскии торг, die Stadt Romans, und als Begründer nennt die, durch Chronisten aus dem 17. Jahrhundert, Miron und Nikolaus Costin, vermittelte Überlieferung den Fürsten Roman aus dem 14. Jahrhundert. Dies stimmt übrigens zu der Bezeichnung als новоград, d. h. Neue Stadt, die der angeblichen Stiftung des Roman beigelegt wird. Roman erscheint auch unter dem Namen von Untere Stadt (eine Urkunde wird оу долнемь трьгѣ datiert), und das Bistum, welches hier schon im 14. Jahrhundert errichtet wurde, hiefs das „Bistum des Unteren Landes“. Stephan der Grofse erbaute zum Schutze der Stadt

1) Wickenhauser, Moldawitza, S. 88, 94, 95; Doc. Bistriţeĭ I, S. LXIX.

2) Doc. Bistr. I, S. LXVIII.

3) Hurmuzaki XI, S. 903—904.

4) Arch. ist. I[1], S. 102.

5) a. a. O.

6) Vgl. auch Studiĭ şi documente V, S. 69, nr. 1; VII, S. 104, nr. 8 (Siegel von Baia mit der Jahreszahl 1200); I, Vorrede.

die Festung Smeredova und hatte auch hier, wie in den meisten städtischen Ansiedelungen seines Landes, eine Residenz. Die Verwaltung war dieselbe wie in Baia und stellte eine Nachahmung der siebenbürgischen Verhältnisse dar; das Stadtsiegel hatte, wie in diesem letzteren Orte, eine lateinische Inschrift, oder eine slavische mit lateinischen Buchstaben. Der fürstliche Begründer hatte zur Stadtgründung, wie das bereits üblich war, fremde Elemente eingeladen, und solche waren auch aus dem Sachsengebiete in das Nachbarland gekommen, wie sich auch welche aus den ungarischen Bergdörfern — diese gab es schon in dieser fernen Zeit in beträchtlicher Zahl — einfanden. Der Unterschied zwischen ungarischen und sächsischen Bürgern blieb bis in späte Zeit bestehen und war noch im 17. Jahrhundert lebendig. Wir besitzen Briefe der Romaner Gemeinde aus etwas früherer Zeit, und als Verwalter derselben werden Leute genannt, die entschieden fremde Namen tragen [1]. Sogar einen „Hrotan Dragoman aus dem tîrg Roman“ erwähnt eine Urkunde von 1570; Dragoman hiefs der mündliche Übersetzer, der Dolmetsch [2].

Nordwestlich von Roman, fast im Gebirge, stand schon im 14. Jahrhundert, und zwar in dessen letzten Jahren, ein grofses Kloster, die Stiftung eines der ersten Metropoliten des „moldauischen Landes“; erbaut hat dieses berühmte Gotteshaus namens Neamţ der Fürst Peter Muşat um dieselbe Zeit. Schon im 15. Jahrhundert wird neben dem Kloster eine Burg erwähnt, in der zwei Burggrafen, oder pîrcălabĭ, residieren. Die Fürsten kamen zuweilen nach Neamţ, meistens durch die unaufhörlichen Kämpfe um die Krone dazu gezwungen. Unter der Burg, auf dem Wege zum Kloster hatte sich schon um diese Zeit eine gröfsere Ansiedelung, ein tîrg oder Marktflecken, gebildet, und zwar trug dieser ebenfalls den Namen Neamţ. Neamţ bedeutet für den Rumänen so viel als „Deutscher“. Ein katholischer Visitator aus

1) Vgl. die Anmerkungen bei J. Bogdan, Vechile cronice moldoveneştĭ până la Urechiă, S. 262—263; Cronice inedite, S. 58, 76; Bandini, Annalen der rum. Akad. a. a. O., S. 236—237; Hunfalvy, Die Rumänen und ihre Ansprüche, S. 129, Anm. 3; Melchisedek, Chronica Romanuluĭ I; Urechiă, Sigilografia romînă; Studiĭ şi doc. V, S. 74, nr. XVI; Doc. Bistr. I, S. VII; II, S. 113, nr. 10.

2) Uricariul XVIII, S. 179.

dem 17. Jahrhundert fand in dem ärmlichen Markte, der schon seit langem vollständig romanisiert war, drei kleine hölzerne Kirchen der „Schismatiker“; aber unter dem ebenfalls hölzernen römischen Bethause standen die Grundsteine einer ehemaligen gröſseren „deutschen“ Kirche, und, mit mehr oder weniger Übertreibung, sprachen die Einwohner des heruntergekommenen Ortes von der glücklichen Zeit, als die Sachsen, die alleinigen Bürger in dem nach ihnen genannten tîrg, fünf Kirchen besaſsen und sich durch lebhaften Handel bereicherten [1]). Das ist wohl im groſsen und ganzen richtig: liegt doch Neamţ am Abhange des Gebirges dort, wo der Bicazpaſs nach Bistritz führt. Um diesen Paſs in den Händen zu haben und um durch das „moldauische Land“ zum Serethtale zu gelangen, hatten gewiſs die Bistritzer, die Gründer von Baia, auch diesen kleineren Stapelplatz angelegt [2]) Noch um 1600 herum hatte Neamţ eine „deutsche“ eigene Verwaltung, mit einem şoltuz und zwölf pîrgarĭ, neben denen auch die Ältesten, bătrînĭ, erscheinen: für die Umgebung wurde ein Jahrmarkt gehalten, und es besuchten diesen, um Vieh zu kaufen, sogar Bauern aus Cîmpulung [3]); die Eintragung der Käufe erfolgte in ein Register oder catastif des Marktes [4]).

Von Baia nach Roman ging auf dem linken Ufer der Moldova der Handelsweg, der weiter nach dem früher begründeten rumänischen Fürstentum der sogenannten Walachei führte. Roman entsprach, was seine geographische Stellung anbelangt, dem Tulgheşpasse (Tölgyes): von dem nächsten Bruche in der Gebirgskette kam man, den meist ungarischen Dörfern älterer, vor- und nachtatarischer Gründung, entlang, durch die Salzwerke von Ocna [5]) nach Bacăŭ, wo die Moldova in den Sereth mündet. Die Stadt, weniger bedeutend als Roman, trägt einen magyarischen Namen: auch hier besteht bis zu unseren Tagen eine katholische Gemeinde; im 15. Jahrhundert wurde Bacăŭ, wo sich früher schon

1) Bandini S. 240.

2) Brief von Neamţ, rumänisch, in Doc. Bistriţeĭ I, S. 4, nr. VII.

3) a. a. O. I, S. 4, nr. VII.

4) a. a. O. I, S. 25, nr. XXXIII.

5) Magyarisch Akna; vgl. Vizakna in Siebenbürgen, wie auch die walachische und die oltenische Ocne.

die Franziskaner aus dem szeklerischen Csik angesiedelt hatten, die Residenz des „lateinischen" Bischofs und blieb es, dem Namen nach wenigstens, bis ins 18. Jahrhundert [1]).

An dem nächsten Karpathenpasse, dem Oituz, hatten magyarische Ankömmlinge den Markt Trotuș gegründet an dem Flusse gleichen Namens, der vom scheidenden Gebirge herunterfließt. Trotuș ist der Ort, den im 15. Jahrhundert das Heer des Königs Matthias von Ungarn brandschatzte und wo hussitische Magyaren einen Teil von den heiligen Büchern in ketzerischer Übersetzung — alte, sehr seltene Sprachdenkmäler der magyarischen Sprache — wiedergaben [2]). Im folgenden Jahrhundert kehrten diese Verirrten in den Schoſs der katholischen Kirche zurück und werden als ihre treuen Söhne von den Visitatoren bezeichnet. Auch nach 1650, als das fremde Element in den rumänischen Städten und Märkten seine ursprüngliche Bedeutung zugunsten der Rumänen schon eingebüſst hatte, war der iudex von Trotuș, der șoltuz, ein Ungar und Katholik [3]). In der Blütezeit war Trotuș bedeutender als Bacăŭ selbst, und man konnte in Siebenbürgen noch im Jahre 1538: „Bacăŭ, eine Stadt, welche vier Meilen von Trotuș steht" schreiben [4]). Alexander Lăpușneanu und Jakob Heraklides, moldauische Fürsten desselben Jahrhunderts, hielten sich für ihre auswärtigen Beziehungen mit der ungarischen Welt Siebenbürgens Schreiber, Diaken, aus Trotuș, die ihre Muttersprache nicht verlernt hatten [5]). Der șoltuz von 1591 — welcher in einer Urkunde die Landessprache benutzt — heiſst Tamaș (Tamas) und gehört mithin zu der älteren fremden Bürgerschaft [6]). In den ersten Zeiten ging durch Trotuș der ganze, nicht gering zu schätzende Handel mit der groſsen Handelsstadt der Sachsen im Burzenlande, mit dem blühenden Brașov (Kronstadt), und in diesem moldauischen Orte saſsen die Zöllner des Fürsten, um den Zoll von den Händ-

1) Studiĭ și doc. I, Vorrede. Der Fürst war hier durch einen Ureadnic vertreten; Uricariul XVIII, S. 179.

2) Zwei alte ungarische Texte aus einer Hs. der K. bay. H.- u. Staatsbibliothek von Friedrich Keinz; München 1879.

3) Bandini S. 212.

4) Doc. Bistr. I, S. XXXVIII.

5) Doc. Bistr. I, S. LXI, LXVI.

6) Arch. ist. I[1], S. 105.



lern zu erheben. Aber nicht nur die in der Moldau angesessenen oder die siebenbürgischen Handelsleute trafen sich auf dieser Verkehrsstraſse: es kamen regelmäſsig aus dem galizischen Lemberg Deutsche, und besonders Armenier: sie wählten diesen sicheren und kurzen Weg, um nach Kronstadt zu gelangen [1]). Die Stellung von Trotuş war um so wichtiger, als man durch zwei Täler, sowohl von dem Gyimes- als von dem Ojtuzpasse aus, bei der Vereinigung der Grenzbäche dorthin gelangen konnte. Die Bedeutung von Trotuş wurde noch erhöht durch die in der Nähe liegenden Salzwerke, deren ungarische Ausbeuter, Ciangăĭ oder Şangăĭ, aus dem dortigen Dorfe, das um das Jahr 1650 300 Häuser zählte, und anderen Orten der Gegend die Früchte ihrer Arbeit nicht nur an den fürstlichen Kammermeister (Cămăraş) von Ocna ablieferten, sondern gewiſs auch die Bürger von Trotuş versorgten und jedenfalls ihren Lohn in den Schenkhäusern des Marktes verzehrten und vertranken [2]): der Hammer dieser Şangăĭ erscheint bezeichnenderweise auf dem Stadtsiegel [3]).

Von Bacăŭ aus führte die Handelsstraſse, die von Suceava (Suczawa) und Baia herkam, nach anderen fremden Gemeinden von geringerer Bedeutung: so wurde Ajud berührt, das schon in den Handelsfreiheiten des 15. Jahrhunderts als Zollstätte auf der Route nach der Walachei erwähnt wird [4]). Der gewöhnliche spätere Name ist Agiud, Ağud, und dort wie in Trotuş und anderen Städten sächsisch-siebenbürgischen Rechtes begegnet man einem şoltuz und einem Kollegium von zwölf pîrgarĭ, welche die Angelegenheiten des Marktes (tîrg) mit dem Rate „guter und alter Leute“ (oamenĭ bunĭ şi bătrînĭ) besorgten, besonders auch Zeugnisse für Eigentumsübertragungen ausstellten [5]). Ein dortiger Ge-

1) Privilegien von Stephan dem Groſsen und seinem Vorgänger Peter Aron an die Lemberger Kaufleute, 1456 und 1460; in Hurmuzaki, Doc. II², S. 681, 690.

2) Bandini, S. 211; Ghibănescu, in Archiva soc. şt. şi lit. din Iaşĭ, II, S. 593 ff.

3) Vgl. über diese Gemeinde auch Uricariul XVIII, S. 319; Studiĭ şi doc. VII, S. 91, nr. 12.

4) Aber nur in der Urkunde von Stephan a. a. O., nicht auch in derjenigen seines Vorgängers.

5) Studiĭ şi doc. V, S. 7—8, nr. 35; S. 15, nr. 67.

meindevorsteher im Beginne des 17. Jahrhunderts trägt den Namen Ghince; der von ihm bestätigte Akt ist rumänisch geschrieben und mit einem ganz unverständlichen Siegel bekräftigt. Die rechte Entwickelung von Agiud verhinderte aber die Nachbarschaft des nicht allzu weit entfernten, günstiger gelegenen Trotuş. Der Name Agiud ist mit Năsăud, Şamşud, Aiud in Siebenbürgen zu vergleichen, und der Ort ist unzweifelhaft magyarischen Ursprungs; aber durch dasselbe Element, das wir in den anderen tîrgurĭ der Gegend finden, wurde hier bürgerliches Leben in einem ehemaligen Dorfe erweckt; nur dafs hier der fremde Charakter der tîrgoveţĭ, der Bürger, früher als anderswo verschwand: im 17. Jahrhundert waren jedenfalls in Agiud keine Katholiken mehr vorhanden.

Durch die Grenze zwischen den rumänischen Fürstentümern, so wie sie seit dem Ende des 15. Jahrhunderts auf beinahe vierhundert Jahre hinaus gegolten hat, war die Stadt Focşanĭ in einen moldauischen und einen walachischen Teil geschieden. Focşanĭ war der Sitz zweier Bezirkshauptleute und später zweier ispravnicĭ oder Präfekten, hat aber nur eine sehr kurze Vergangenheit: im Jahre 1738 lebten noch die Enkel derjenigen, welche einst „in dem Dorfe Stoeştĭ, wo heute der tîrg Focşanĭ steht“ [1]), Ackerbau getrieben hatten. In dieser Gegend, am Flusse Putna, am Abhange des Hochlandes Vrancea, wo man auch im 15. Jahrhundert die Burg Crăciuna findet, erwähnt das Handelsprivilegium für die Lemberger vom Jahre 1460 auf der walachischen Verkehrsader eine Zollstädte in „Putna“, einer Örtlichkeit, die später nicht mehr zu finden ist.

So sind wir schon in das südwestliche walachische Fürstentum gelangt, und hier findet sich wie in der Moldau auch eine Zone von Städten im Hochlande oder in der mit Hügeln (muncele, muşcele) bedeckten Landschaft, die beinahe alle durch siebenbürgische Zuwanderung in nachweisbarer Zeit gegründet worden sind. Bei der Erforschung ihrer Geschichte wird die Nachricht immer verständlicher, die sich in einem päpstlichen Briefe vom Jahre 1234 vorfindet und besagt: in dem Sprengel

1) Studiĭ şi doc. V, S. 235.



des Bischofs der Kumanen (ungefähr von Buzăŭ bis Bacăŭ) hätten die falschen ketzerischen Bischöfe der Walachen auch „etliche aus dem Reiche Ungarn, ebenso Ungarn wie Deutsche (Theutonici) und andere Rechtgläubige, die zu ihnen kämen, um ständig dort zu bleiben, und mit den Walachen ein und dasselbe Volk bilden“, auf ihre Seite gebracht [1]). Es mufste eine sehr starke, lang dauernde Verschmelzung dieser verschiedenen Volkselemente, eine sehr starke Beeinflussung der Eingewanderten durch das zahlreichere angesessene Volk Platz greifen, wenn alle in derselben Form ihren christlichen Glauben bekannten!

In Buzăŭ, wo sich noch sehr spät eine Neigung zur Absonderung von dem übrigen südlichen und westlichen Teile des walachischen Fürstentums fühlbar machte, wo eine zahlreiche blühende Landaristokratie — die boierĭ de Buzăŭ [2]) — sich zusammenfand, hatte vom 16. Jahrhundert an ein Bischof, ein Nachfolger der eben genannten „pseudo-episcopi“, seine Residenz. Die Stadt liegt am Abhange des Hügellandes, in dem Tale eines Flusses, der sich aus dem siebenbürgischen Burzenlande durch den nach ihm benannten Buzăŭpafs ergiefst. Zum ersten Male erwähnt wird Buzăŭ im Jahre 1431 [3]) in einer Aufzählung der sämtlichen tîrgs des Landes. Etwas später schreibt ein Teilfürst der Walachei aus Buzăŭ [4]), und vierzig Jahre darauf zieht der walachische Fürst Radul auf dieser einzig dastehenden Handelsstrafse mit seinem Heere gegen seinen feindlichen moldauischen Nachbar [5]). Die Stadt war als eine alte Ansiedelung bekannt, und ein Ragusaner Reisender zählt im 16. Jahrhundert Buzăŭ unter diejenigen Ortschaften, die der fabelhafte Gründer des walachischen Fürstentums „Negrul-Vodă“ angelegt und mit Erdwällen befestigt haben

1) Zimmermann-Werner I, S. 60—61: „et nonnulli de regno Ungariae, tam Ungari quam Theutonici et alii orthodoxi morandi causa cum ipsis transeunt ad eosdem, et sic cum eis, quia populus unus facti cum eisdem Walathis, eo [episcopo] contempto, praemissa recipiunt sacramenta“.

2) Vgl. die offizielle Chronik des Fürstentums im 17. Jahrhundert; in Laurian şi Bălcescu, Magazinul istoric IV, S. 267.

3) Bogdan, Documente şi regeste privitoare la relaţiile Ţăriĭ-Rumîneştĭ cu Braşovul şi Ungaria. Bukarest 1902. S. 23.

4) Bogdan a. a. O., S. 32—33; vgl. S. 66.

5) Studiĭ şi doc. III, S. xxxv.

soll [1]). Im 17. Jahrhundert saſsen hier auch Soldaten, călăraşĭ, welche kleinere Abgaben entrichteten, weil sie Reiterdienste zu leisten hatten [2]). Sie standen unter einem căpitan und iuzbaschen [3]), und ihre Stellung hängt mit der drohenden Gefahr eines Einfalles seitens des siebenbürgisch-ungarischen Fürsten zusammen. Der Handel war in Buzăŭ niemals sehr lebendig: hierher kamen die siebenbürgischen Kronstädter, in deren Interessensphäre Buzăŭ lag, um Weine aus dem Hügellande zu erhandeln; die Bürger selbst aber besuchten die sächsische Handelsstadt mit Fischen, meist Donaufischen, die sie von Brăila bezogen [4]). Für die Sachsen war Buzăŭ der „Bozamarkt" oder „Büssenmarkt", denn der älteste Name, den Einheimische der Stadt gaben, lautet Bozeŭ und ähnelt demjenigen, welcher dem Flusse und den nach ihm benannten Orten jenseits der Berge anhaftet [5]). Über die Buzăuer Verwaltungsorganisation wissen wir bisher nichts: sie war aber ohne Zweifel nicht anders als diejenige anderer walachischer Märkte, wobei nur der Name des moldauischen şoltuz in judeţ, Richter, eine Übersetzung des sächsischen Titels, umgewandelt erscheint.

Durch einen anderen, viel bedeutenderen Paſs kommt man aus demselben Burzenlande in die Walachei: nämlich auf dem Wege, der über die Zollstätten Rucăr und Dragoslavele, die jedoch immer nur Dörfer mit „fürstlichen Leuten" für die Erhebung der Abgaben geblieben sind, nach dem „langen Tale" führt, wo die nach dieser Bodenbeschaffenheit genannte Stadt Cîmpulung ihre Häuser dem Bache der Fürstin (Rîul Doamneĭ) entlang aufreiht. Durch diesen Paſs sind in den ersten Jahren des 13. Jahrhunderts als Lehnsleute des ungarischen Königs die anderswo unbeschäftigten deutschen Ritter gekommen, um das „Kumanenland" für das Christentum und die Kultur zu erobern. Wie wir schon gesehen haben [6]), gelang das groſse Werk nicht, und die Walachei

1) Luccari, Annali di Rausa. Ausg. von 1605, S. 49.
2) Studiĭ şi doc. IV, S. CLXVIII, Anm. 1.
3) a. a. O, S. CCLXXIII; vgl. S. 41.
4) Hurmuzaki XI: Rechnungen von Kronstadt; Bogdan, S. 295.
5) Bogdan a. a. O., S. 33.
6) Vgl. oben S. 134.

wurde kein Preufsen des Morgenlandes, wenn auch die Ritter nach ihrem Brauche in Cîmpulung, dem „Langfelde" oder der „Langenaue" der Sachsen, eine „Marienburg" und ein „Marienkloster" erbauten. Von der Burg blieb im Laufe der Zeit nichts übrig, nicht einmal eine Kunde im Volke, während das Kloster immer bewohnt war; ja, als es der Zahn der Zeit in eine Ruine verwandelte und sich die Mönche anderwärts ein Heim erbauten, blieb doch der altertümliche Name Cloaşter, und zwar bis heute erhalten. Die deutschen Ritter hatten in Cîmpulung vielleicht schon etliche deutsche Ansiedler vorgefunden, aber erst unter ihrem Schutze entstand in diesem so günstigen Pafsorte ein landfremdes Bürgertum und in der Folge eine Stadt, die niemals ihre Bedeutung vollständig verloren hat. Cîmpulung hatte zwar nicht, wie Baia und Bacăŭ, einen lateinischen Bischof, aber die einheimische Verfassung mit einem „Groff" oder comes, maior, jude und zwölf pîrgarĭ blieb immer erhalten, und obwohl diese treuen alten Gefährten der rumänischen Nachbarbevölkerung ihre Sprache schon sehr früh verloren, behielten sie doch ihre sächsischen oder ungarischen Namen, wie Wolf und andere, und ihren Glauben haben sie niemals, selbst in den Zeiten der Verfolgung, wie unter dem Fürsten Şerban Cantacuzino (1678—1688) [1], weltlichen Interessen geopfert. Nach einiger Zeit wurden die Richter abwechselnd aus der Mitte der fremden und der rumänischen Bürger erwählt [2]). Die Institution der Gottesmänner, die sich auch in dem rumänischen Vororte von Kronstadt Şcheĭ findet, — sie waren Verwalter der Kirchengüter —, ist auch sehr spät noch in der ehemaligen „Langenaue" heimisch, wo die „oroşanĭ" auch ungewöhnliche, fremdklingende Namen, wie Hanţul (Hans), Tămaş, Balint, Orban, Blaj (Blasius), Mărtin, bis in das 18. Jahrhundert tragen. Als Saşĭ, „Sachsen", kennen die Fürsten diese ihnen jetzt vollständig unterworfene Bevölkerung zisalpinischen Ursprunges. Selbst in dieser Zeit des Verfalles noch geniefsen die Bürger Steuervorrechte: im ganzen haben sie nur 137—150 ungarische Gulden zu entrichten und sind von den gewöhnlichen Lasten frei. Jetzt, im 18. Jahrhundert, erscheinen die Nachkommen der fremden Handwerker und Kaufleute als „Katholiken", als

1) Engel, Gesch. der Walachei: Relation von Dumont; S. 115.

2) Studiĭ şi doc. I-II, S. 273 f.

eine in sich geschlossene bürgerliche Gemeinschaft in der sich mit Rumänen immer mehr füllenden Stadt. Die alten Privilegien „der verstorbenen christlichen Fürsten“ für die Gemeinde waren — so sagt ein Richterbrief von 1735 — „in dem Kloster aufbewahrt“, und erst kurze Zeit vorher waren etliche von diesen hochbedeutenden Akten den Vorstehern desselben entrissen worden, „um gewisse Sachen und Gewohnheiten der Stadt daraus zu erkunden“. Der Ankauf von „Grund und Erbgut“ in Cîmpulung war allen Stadtfremden verboten, selbst dem Fürsten und dem dortigen orthodoxen Kloster; nur die Bürger konnten liegendes Gut sich einander übertragen. Sie allein hatten das Recht, öffentliche Verkaufsstände auf der grofsen Marktstrafse und auf dem Platze zu halten [1]). Aus der alten Zeit existiert noch eine deutsche Urkunde der Langenauer vom Jahre 1521 [2]), eine andere von 1528 ist lateinisch geschrieben [3]), und wie es in der Moldau mit Trotuș der Fall war, kamen Leute aus der Grenzstadt und Zollstätte in der fürstlichen Kanzlei als Schreiber für fremde Angelegenheiten an.

Die Stadt Tîrgoviște, schon im 15. Jahrhundert der bedeutendste Sitz des Landesfürsten, wird in den ältesten Privilegien für die Kaufleute aus dem Burzenlande als oraș (Stadt, vom ungarischen város) erwähnt. Schon im Anfange des 16. Jahrhunderts wohnen an diesem, besonders durch seine politische Stellung ausgezeichneten Orte Deutsche wie „Schufsman de Thargovistia“ und Griechen wie „Frangopol“ [4]). Die Verwaltung war in den Händen eines jude, welchem zwölf pîrgarĭ zur Seite standen; eine Kirche und ein Franziskanerkloster bestanden für die fremde Bevölkerung. Neben diesem Bethause, welches dem Schutzheiligen des Ordens gewidmet war, stand auch die Kirche der Heiligen Jungfrau. Aber schon im 16. Jahrhundert waren die katholischen Familien wenig zahlreich; selbst zusammen mit den des nahe liegenden Dorfes Șotînga [5]) waren es nicht einmal dreifsig, mei-

1) S. auch Acte și fragm. III, S. 81—82; Bogdan a. a. O. Das Werk von Aricescu, Istoria Cîmpulungulŭ (2 Bände, Bukarest 1855) ist völlig wertlos.

2) Bogdan a. a. O., S. 285, nr. CXXXIV.

3) Doc. Bistr. I, S. XVIII.

4) Quellen der Stadt Kronstadt I, S. 20, 33.

5) Relationi universali di Giovanni Botero Benese, Ausg. von Venedig 1596. S. 94—95.

stens Sachsen, aber auch etliche Ungarn siebenbürgischer Abkunft befanden sich darunter. Dagegen hatten die Rumänen in Tîrgoviște, welches über hundert Jahre ihre Wojwoden beherbergt hatte, tausend Häuser, d. h. ebenso viele Familien. Die Franziskanerkirche besafs kein älteres Privilegium als dasjenige des Fürsten Radu Șerban (1601—1611), und Șotînga wurde ihr erst von dem fast unmittelbaren Vorgänger dieses Herrschers, Mihnea, in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts geschenkt [1]). Die Erklärung für diese wenig einflufsreiche Stellung des fremden Bürgertums in einer Stadt, welche dennoch als sein Werk betrachtet werden mufs, ist in dem Umstande zu suchen, dafs die ersten siebenbürgischen Begründer, die nur schwache Anfänge eines slavischen tîrg vorfanden, sich bald in der überwiegenden einheimischen Dorfbevölkerung verloren haben, so dafs nur der alte Glaube und Namen wie Frîncul, d. h. „der Franke“, „der Katholik“ übrig geblieben sind. Endlich scheint es, als ob die in historischer Zeit kaum mehr erwähnte Gemeinde Săcuienĭ durch siebenbürgische Szekler ins Leben gerufen worden ist [2]).

Keine einzige andere fremde Stadtgründung, d. h. eine, die von der anderen Seite des Gebirges her erfolgt wäre, läfst sich in dem nördlichen Teile der Walachei erweisen. Auf dem rechten Oltufer, wo mehrere Jahrzehnte lang ein ungarisches „Borderland“ bestand, ist es auch nicht anders. Daraus folgt natürlicherweise, dafs sich eigentliche Städte und eine belebte Handelsstrafse mit bedeutendem, Reichtum bringenden Verkehr hier nicht finden und dafs man Städte nur hier und da der Donau entlang suchen darf. Von den Gemeinden, oraș genannt, welche in den Handelsbriefen der ältesten walachischen Fürsten erwähnt werden, sind zwar die meisten zu einer gewissen Stärke und Freiheit, niemals aber zu einer wirtschaftlichen Blüte gelangt. Durch das Vorhandensein eines fürstlichen Residenz- oder Jagdschlosses, oder durch das Privatinteresse eines Mächtigen, welcher die umwohnende ländliche Bevölkerung gern nach seinem Markte ziehen wollte, wurde das bisherige Dorf

---

1) Vgl. Acte și fragm. I, S. 66; Studiĭ și doc. I-II, S. 236, 237 Anm. 1; S. 243, nr. XXI.

2) Bogdan a. a. O., S. 23. Der Bezirk hiefs aber auch weiter Săcuienĭ, slavisch abgekürzt: „Saac“.

zur Oraşwürde erhoben und hiefs von da ab вapoш in den betreffenden slavischen Urkunden, wobei es auch die von den wirklichen Städten entlehnte Richterverfassung erhielt. Solche Gemeinden, von des Fürsten Gnaden, die ohne Mitwirkung der Kaufleute gestiftet werden und meistens in entfernten, für den Verkehr bedeutungslosen Gegenden liegen, sind Tîrgşor, „der kleine Markt“, wo ein Fürst, ein sehr energischer Fürst, getötet wurde, Vlad Dracul (15. Jahrhundert), Argeş, das Gebirgsnest, das castrum, woher die ersten Herrscher des neugebildeten Fürstentums ihre Soldaten und Richter kommen liefsen (вapoш apreш)[1]; Gherghiţa, wichtig besonders im 17. Jahrhundert, als es von Bürgern, die im Dienste des Landesherrn bewaffnet waren, bewohnt wurde; Piteştĭ, jenseits des Olt, im Jiiŭlande und tief im Gebirge gelegen, diente dem Kleinhandelsverkehr; der Marktflecken Tîrgul Gilortuluĭ (Cărbuneştĭ) wurde auch Tîrgul-Bengăĭ genannt, und da Benga ein dortiger angesehener Edelmann war, ersieht man leicht, dafs dies die Schöpfung eines reichbegüterten Vasallen der fürstlich walachischen Krone ist[2]. Der Flecken Tîrgu Jiiuluĭ ist nach dem vorbeifliefsenden Bache benannt. In der Zeit des Mircea Ciobanul, der gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts herrschte, stand hier kein tîrg, sondern nur ein Dorf, das zuerst den Bauern, dann aber einem Edelmanne, Buzea, der es käuflich an sich gebracht hatte, gehörte. Mircea konfiszierte dem verräterisch und flüchtig gewordenen Bojaren sein Besitztum und, indem er irgendeinen Günstling damit beschenkte, vermittelte er dem Orte Stadtrecht. So entstand Tîrgul-Jiiuluĭ. Neben dem Dorfpîrcălaben erscheint seitdem ein Richter mit den üblichen pîrgarĭ, die sich zuerst gegen das Ende des Jahrhunderts nachweisen lassen. Als die Familie des Buzea, die Buzeştĭ, ihr Eigentum zurückerhielt, bekam sie auch den neuen Markt und liefs ihm unter Bedingungen, die nicht überliefert sind, seinen neuen Charakter, der seitdem niemals angefochten worden ist. Es scheint, als ob schliefslich der oltenische tîrg durch einen Vertrag mit seinen Besitzern seine vollständige Freiheit erlangt hätte: jedenfalls besafsen die

1) Vgl. Hasdeŭ in Revista nouă I und die Entgegnung von Xenopol in Archiva soc. ştiinţ. şi lit. din Iaşĭ I.

2) S. für Tîrgu-Jiiuluĭ die Monographie von Ştefulescu, T. Jiiŭ, 1897. 8°.



„orășanĭ“ schon im 17. Jahrhundert alle Rechte auf ihrem Grund und Boden. Neben einem fischreichen Teiche, nach dem slavischen: Rîmnic genannt, entstand das Fischerdorf, die spätere Stadt Rîmnic in dem späteren Gerichtsbezirke Vîlcea, und an der anderen Grenze der Walachei nannte man einen Markt Rîmnicul-Sărat, weil ein Teich, der in einem salzreichen Gebiete lag, zum bequemen Salzsammeln während der heifsen Sommermonate diente. So war auch in den Bergen der Moldau dicht neben Städten siebenbürgischen Ursprunges eine rumänische Stadt, Piatra — der Felsen —, entstanden, weil die vorbeifliefsende Bistrița eine sichere und kurze Zufuhr des im Überflusse vorhandenen Holzes der bisher niemals gelichteten uralten karpathischen Wälder gestattete. Die Bürger waren meistens plutașĭ, die ihre platten Holzprahme mit langen Stangen auf den reifsenden Wellen lenkten und das gefällte Holz aus dem Hochlande zur Donau hinabführten, wo einheimische und fremde Kaufleute der kühnen Gebirgsbauern harrten. Der „staroste de butnarĭ“, der Älteste der Buttner, spielte hier selbstverständlich eine grofse Rolle neben dem șoltuz des Marktes (oraș) [1]).

Im östlichen Teile der Moldau, zwischen dem Sereth, dem Pruth und weiter bis zum Dnjestr, welcher die östliche Landesgrenze bildet, begegnet man einer grofsen Anzahl von tîrgurĭ, welche beinahe alle Spuren eines hohen Alters an sich haben. Cernăuțĭ (heute Czernowitz), ein ehemaliges Dorf, dessen Name dieselbe russische Endsilbe hat wie viele ländliche Gemeinden dieser Gegend, war eine alte Grenz- und Zollstätte des Fürstentums der Moldau vor der Annektierung des polnischen Landes Pokutien. Der Weg von den galizischen Handelsstädten nach Südosten berührte den kleinen tîrg nicht, aber schon vor der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ging eine Seitenstrafse über Siret und Cernăuțĭ nach Kamieniec, welche später durch die Verbindung Dorohoiŭ-Hotin ersetzt wurde. Der tîrg hatte einen șoltuz und zwölf Bürger, und besonders, nachdem in demselben Jahrhundert die moldauischen Fürsten die russische Gegend im Westen gewonnen hatten, wurde Cernăuțĭ ein bedeutender Ort,

1) Arch. ist. I[1], S. 79—80; Studiĭ și doc. VII, S. 91, nr. 11.

nicht nur als Zollstätte und Überfahrtsstelle, sondern auch für den inländischen Handel [1]). Andere Städte besitzen eine zahlreiche deutsche Bevölkerung. So Siret, das an dem gleichnamigen Flusse, in der heutigen Bukowina liegt, wo am Ausgange des 14. Jahrhunderts Bürger mit Namen wie Czymmirman, Heinrich Schonebecke wohnten; etwas später finden sich die Namen Kempe und Cunrad [2]); im Jahre 1402 waren bei einer Wunderuntersuchung in Siret anwesend Lorenz Springer und der eben genannte Peter Conrad [3]): um diese Zeit bestand hier ein lateinisches Bistum, das gleich nach der Gründung des moldauischen Fürstentums geschaffen worden war. Weiter im Südosten hatte Suceava (das heutige bukowinaer Suczawa) eine ständige deutsche Bevölkerung, schon ehe und auch nachdem es die Hauptstadt des Landes geworden war. Siebenbürgische Sachsen kamen nicht selten nach Suczawa und verlangten von ihren ehemaligen Mitbürgern Geburtszeugnisse, „litterae", oder „Briefe", auf Grund deren sie dann das deutsche Bürgerrecht in Suczawa erhielten [4]). Ihrerseits gingen die Suczawaer, durch deren Stadt ein großer Handelsweg nach der Tatarei und den Landschaften der unteren Donau führte, nach Lemberg, dem russischen, dann polnischen Grenzemporium, um hier nach Vorzeigung der Suczawaer [5]) Heimatslegitimationen nach dem dortigen magdeburgischen ius civile als gleichberechtigt zu gelten [6]): „Michel Koler" von Suceava kam nach Lemberg 1466 [7]), und noch im Jahre 1514 schreibt in deutscher Sprache an die

1) Studiĭ și doc. V, S. 71. Was Wickenhauser unter dem Titel von „Bochotin oder Geschichte der Stadt Černaüz und ihrer Umgegend" I (Wien 1874) veröffentlicht hat, verdient keineswegs diesen Namen: es finden sich darin einige ins Deutsche übersetzte Urkunden und Briefe und als Vorrede ein merkwürdiges Produkt der Beschäftigung mit Philologie und Geschichte in irgendeinem Krähwinkel. Vgl. auch für Cernăuțĭ im 15. Jahrhundert Uricariul XVIII, S. 61.

2) Czołowski, Pomniki Dziejowe Lwowa z archiwum miasta, I—II, Lemberg 1892, 1896.

3) Czołowski, Sprawy wołoskie w polsce, Lemberg 1891 (aus dem „Kwartalnik historyczny"), S. 28—32.

4) Doc. Bistr. I, S. VI.

5) Beziehungsweise der aus Siret oder Roman.

6) Relațiile cu Lembergul I, S. 11, 13, 18 usw.

7) Chilia și Cetatea-Albă, S. 288.



Bistritzer „Sthano Groph mith seinen Geschworenen Burgern der Stadt Czocze“ [1]). Der Suczawaer Tuchscherer (pannirasor) Johann, welcher bald danach erscheint und zu Handelszwecken nach Bistritz reist, ist, nach seinem Gewerbe zu urteilen, gewifs kein einheimischer Moldauer [2]). Endlich gibt es einen Brief vom Jahre 1527 an die Bürger von Bistritz, der im Namen des „Janusch Tyschler, Groff, myth sampt zaynen geschweren Burgern auff der Socza“ deutsch verfafst ist [3]).

Nach Suczawa kamen oft die Karren deutscher „Fuhrleute“, die auch in der slavischen Terminologie der Handelsverträge nach ihrer Beschäftigung mit diesem fremden Namen bezeichnet werden. Aber wenigstens fast ebenso stark vertreten waren neben diesen die Karren der galizischen Armenier, dieser jüngeren geriebenen Handelsleute, welche die Verhältnisse im Morgenlande, dem sie entstammten, aufserordentlich gut kannten. Im 14. Jahrhundert war trotz unaufhörlicher Verteidigungskämpfe und trotz gelegentlicher schwacher Hilfe aus dem Abendlande das Königreich Kleinarmenien, das am Mittelmeere lag, den eindringenden „Sarazenen“ des syrisch-ägyptischen Sultans erlegen, und in gröfseren oder kleineren Scharen fuhren die unglücklichen Einwohner zu Schiffe nach dem nördlichen Gestade des Schwarzen Meeres, während andere sich eine neue Heimat auf den Inseln des südlichen Meeres suchten. In der Krim, wo die Genuesen herrschten, waren sie wie zu Hause, und als unter grofsen Gefahren Kaufleute aus den nördlichen Gegenden durch das wüste Tatarenland dorthin kamen, um die kostbaren Erzeugnisse des Orients, Spezereien und Luxuswaren, einzukaufen, folgten sie ihnen bei ihrer Rückkehr. Nach etlichen Jahrzehnten war Lemberg voll von den fetten, bräunlichen, ketzerischen Gästen aus Asien, die den Levantehandel systematisch für diese Gegenden nutzbar zu machen begannen. Ebenso wie in Lemberg gingen sie auch in den bisher äufserst armseligen tîrgs der östlichen Moldau vor, wo sie bald die versprengten Deutschen

1) Doc. Bistr. I, S. XI.

2) Ebend. S. XVII.

3) Doc. Bistr. I, S. XVII, CX. Ein anderer deutscher Brief eines Einwohners von Suceava in Studiĭ şi documente V, S. 609. Ein ungarischer der Stadtobrigkeit steht ebend. S. 601.

und die dem Handel wenig geneigten Rumänen überflügelten. Ein Aswador, ein Agop, ein Sahak richtete sich gemächlich in Siret und Suczawa ein mit ihren Priestern und Protopopen, und daraus entwickelte sich später ein Bischofssitz für die moldauischen Armenier. Die moldauische Fürstenherrschaft fand wahrscheinlich schon bei ihrer Entstehung in Suczawa nicht nur die „armenischen Bürger", sondern auch ihre abgesonderte Munizipalität, den șoltuz und seine zwölf pîrgarĭ armenischer Rasse vor.

In den ältesten Privilegien des moldauischen Fürsten zu Anfang des 15. Jahrhunderts trifft man auf dem Handelswege nach Kameniec, der starken Grenzfestung der polnischen Provinz Podolien, die Ortschaft Dorohoiŭ: Дорогвнь. Von Dorohoiŭ, wo der Zoll erhoben wurde, ging es weiter zu der moldauischen Burg Hotin, die Kameniec gegenüber am rechten Ufer des breiten Dnjestr mit seinen hohen felsigen Wänden, wahrscheinlich seit der Zeit, wo das Fürstentum begründet wurde, stand: hier nahm man von den moldauischen Zöllnern Abschied und kam in das Land des Königs. Das Zollamt von Dorohoiŭ stand ehemals in Siret und dasjenige von Hotin in Cernăuțĭ, dem heutigen Czernowitz, der Hauptstadt der österreichischen Bukowina, und die Handelsstraſse nach dem östlichen Teile Polens hatte folglich eine ganz andere Richtung. Die Einkünfte des Hotiner Zolles waren im 16. Jahrhundert sehr bedeutend, und auch die Einkünfte aus Soroca (heute Soroki in Bessarabien) und von der ganzen nördlichen Grenze gegen das benachbarte Königreich waren mit diesem vereinigt [1]): durch Hotin gingen Juden und Griechen aus Konstantinopel und anderen Städten mit reichen morgenländischen Waren. Bei solchen Verhältnissen ist es erklärlich, daſs unter dem Schlosse, wo auch gelegentlich die Fürsten, wie z. B. Bogdan Lăpușneanu, residierten, eine bürgerliche Gemeinde entstand, die im Anfange des 17. Jahrhunderts vorhanden ist, ein eigenes Siegel und einen eigenen Voit (Vogt) besitzt, der in dieser Gegend die Stelle des șoltuz der Bergstädte innehat und dem zwölf Beisitzer zugesellt sind, die hier wie dort pîrgarĭ heiſsen. Dorohoiŭ, woher auch ein mächtiger Bojar des 15. Jahrhunderts stammt, wurde zum tîrg, und

1) Rel. cu Lembergul I, S. 91ff.



dafs auch hier eine städtische Verwaltung die Angelegenheiten der Gemeinde besorgte, ist durch Zeugnisse des 18. Jahrhunderts [1]) erwiesen. Der Fürst hielt aber damals in Dorohoiŭ einen Beamten, der den Titel Grofs-Vătav führt, so dafs die fürstlichen Ansprüche auf dem Boden des Marktes sehr alt zu sein scheinen [2]).

Viel bedeutender als Dorohoiŭ war das weiter südlich gelegene Botoşanĭ, das in den Handelsfreiheiten der Lemberger noch nicht erwähnt wird und in dieser Zeit nur ein einfaches Dorf, im Besitze der Nachkömmlinge eines gewissen Botăş war. Das Aufblühen von Botoşanĭ, das bald ein gut bevölkertes Städtchen wurde, ist auf mehrere Ursachen zurückzuführen: zuerst stand das Dorf an der zweiten grofsen Handelsstrafse des moldauischen Landes, an der grofsen Verkehrsader, die östlich vom scheidenden Sereth nach der unteren Donau, nach Chilia (heute Kilia) und Cetatea-Albă (heutigem Akkirman; beide in Bessarabien), den südlichen Häfen der Gegend, führte. Zweitens war die Entwickelung des Landes nach Südosten orientiert, und in dem Mafse, als die Bergstädte verarmten, wuchs der Reichtum der jüngeren Handelsstädte im Gebiete des Pruth. Die Armenier von Siret und Suczawa waren nicht die letzten, die diesen Umschwung verstanden; sie verliefsen zum Teil diese ihre ersten Ansiedelungen und gründeten in dem Dorfe der „Botăşanĭ" eine armenische Gemeinde, der sich später, wie überall, eine rumänische Vorstadtbevölkerung anschlofs. Die Bürger hatten einen einzigen Rat, aus einem şoltuz und zwölf pîrgarĭ bestehend [3]). Botoşanĭ war schon ein „oppidum" im Jahre 1528 [4]), und die Fürsten erbauten hier eine ihrer zahlreichen Residenzen, die in der Moldau die Wichtigkeit eines Ortes nur bezeugen, nicht aber verursachen. Vielleicht waren auch etliche Befestigungswerke um die oft durch Tatareneinfälle heimgesuchte Stadt angelegt. Erst mit dem 18. Jahrhundert ging die

1) Jorga, Documentele Callimachi II, S. 382, nr. 362; und Studiĭ şi documente V, S. 536, nr. 28.

2) Studiĭ şi doc. V, S. 73; Arch. ist. I¹, S. 71.

3) Arch. ist. I², S. 21; Studiĭ şi doc. V, S. 220ff.; VII, S. 121ff.

4) Doc. Bistr. I, S. XVII.

Bedeutung von Botoșanĭ zurück aus Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört [1]).

Botoșanĭ besafs wie alle moldauischen Städte seinen Bezirk oder Ocol [2]), der vielleicht unter bürgerlicher Verwaltung stand, jedenfalls von den Einwohnern als Weidegrund benutzt wurde. Aber die Stadt gehörte einem fremden Ținut an, der seinen Namen nach der älteren Residenz, Hîrlăŭ, führte, die nach dem in der Nähe fliefsenden Bache auch Bahluĭ hiefs. Eine eigentliche Stadt bildete sich hier nicht, aber gegen 1650 sprach man noch unter den dortigen Katholiken — das waren sämtlich Ungarn — von den 1500 Häusern, die sie einmal besessen hatten [3]). Um dieselbe Zeit nennt ein moldauischer Fürst die Einwohner von Hîrlăŭ „orășeanĭ“, den Ort selbst aber, wo ein Vorgänger von ihm, einige Jahrzehnte vorher, in seinem schönen Lusthause gestorben war, tîrg und wendet sich wegen eines Weingärtners des romaner Bischofs an den șoltuz und seine pîrgarĭ [4]).

Diese moldauischen Armenier standen in fortwährenden Beziehungen zu der galizischen Metropole ihrer neuen Ansiedelungen, und sie hatten dasselbe ius armenicum wie die Lemberger Verwandten, bei denen sie kraft heimatlicher Zeugnisse ohne weiteres als naturalisiert galten [5]). Gegen Südosten wohnten sie bis Botoșanĭ jenseits des Sereth und von der anderen Seite des Flusses bis „Romanum Forum“, Roman, wo auch Beglaubigungsbriefe für Deutsche in Lemberg ausgestellt wurden [6]). Armenische Steinkirchen — die meisten stammen aus den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts — fanden sich am Ende des 17. in Siret, Suceava, Botoșanĭ, Roman, Jassy, wie auch in Galațĭ, Cetatea-Albă, und vielleicht auch in Tighina, wo sich das Vorhandensein einer verhältnismäfsig geringen armenischen Bevölkerung am besten durch eine spätere langsame Ausbreitung erklärt [7]).

1) Vgl. Studiĭ și doc. V, S. 649 ff., wo eine kurze Geschichte d. Stadt gegeben wird.

2) Vgl. G. Popovicĭ, Ocoalele iugaene, in Convorbirĭ literare XXIV, S. 1009 ff.

3) Bandini S. 251.

4) Studiĭ și doc. V, S. 73, nr. XII.

5) Rel. cu Lembergul I, S. 11 usw.

6) Ebenda.

7) Vgl. Studiĭ și doc. I-II, S. 29—31; Arch. soc. șt. și lit. din Iașĭ V, S. 333—334.

Andere Fremde, in alten oder neueren Zeiten, hatten den Grund für die Entwickelung städtischer Gemeinden im östlichen Teile der Moldau gelegt. Dem Flusse Bahluĭ folgend, kamen die Handelskarren nach Cotnarĭ [1]). Jetzt ist es ein armseliges Dorf, sich selbst überlassen und seiner berühmten und einträglichen Weingärten durch die Verheerungen der Reblaus fast völlig beraubt; einst aber war es, wie Hîrlăŭ, eine beliebte Residenz der moldauischen Fürsten, und um auf den sonnendurchglühten runden Hügeln Weinreben anzupflanzen, kamen deutsche Arbeiter aus den westlichen Städten, die unter einem, aus ihren eigenen Reihen erwählten fürstlichen pîrcălab standen. Hier errichtete der anachronistische und ebenso anatopische griechische Abenteurer, mit humanistisch-abendländischem Anhauch, Johann Basilikos, eine lateinische Schule und ein Bistum für die zum wahren Glauben übergetretenen hospites des Landes [2]). Von dem Bischofe, den der erfinderische, romantische Mann einsetzte, ist nur die Bezeichnung „Hügel des Bischofs" — dealul piscupuluĭ — oder einfach: la piscup für einen der besten Weingärten der Umgegend geblieben. Der pîrcălab Gregor Rossenberger, ein Vertrauter und treuer Gefährte des Fürsten Peter Rareş, in der ersten Hälfte desselben 16. Jahrhunderts, blieb nicht ohne einheimischen oder fremden Amtsnachfolger. Nur von Zeit zu Zeit kam der Mundschenk, der Mare-Păharnic des Landes, um bei der Weinlese den Fürsten, der auch einen Teil dieser Rebenhügel besafs, zu vertreten. Die Gemeinde von Cotnarĭ blieb bis ins 18. Jahrhundert aus Nachkömmlingen der ersten deutschen und ungarischen Einwohner zusammengesetzt. Der şoltuz und seine zwölf pîrgarĭ standen an der Spitze der Bürger, die in dieser Zeit, als die alten fremden Volksteile in der Landesbevölkerung aufgingen, Hanos, Frîncul, Darvas, Wolff, Alner oder Alciner, Galambas, Felten Dorcos [3]) heifsen und bei ihrem katholischen Lehrer

1) Der Name ist gewifs dem ersten deutschen Ansiedler entnommen. Vgl. ein „Cosnar", in Hurmuzaki II², S. 729.

2) Émile Legrand, Deux vies de Jacques Basilicos. Paris 1889. S. 35; Jorga, Nouveaux matériaux pour servir à l'histoire de Jacques Basilikos l'Héraclide. Bukarest 1900. S. xvi.

3) Vgl. Studiĭ şi doc. I—II, S. 95, Anm. 2; V, S. 64; Uricariul V, S. 403 ff.

gleich ihren Glaubensgenossen von Cîmpulung in der Walachei den Gebrauch der lateinischen Buchstaben lernten [1]). Es existierten in dem reichen Cotnarĭ nicht weniger als drei steinerne Kirchen; Anteile an Weinbergen wurden auch von Polen durch Kauf oder Pacht erworben [2]). Offiziell war Cotnarĭ noch im 17. Jahrhundert ein tîrg, was übrigens auch aus seiner städtischen Verfassung hervorgeht: als Zeuge findet sich in Cotnarĭ bei einer Streitigkeit im Jahre 1612 der Grofsmundschenk Ionaşco, der als hervorragender Bojar zuerst genannt wird, der pîrcălab Pinteleĭ als fürstlicher Verwaltungsbeamter steht an zweiter Stelle, und zuletzt kommt der şoltuz Felten und seine zwölf Gehilfen [3]). Einer von diesen letzten wird Grofspîrgar, pîrgar-mare, genannt, und aufser ihnen spielte auch der Kellermeister, pivnicer, eine Rolle [4]).

Nahe der Stelle, wo sich der Bahluĭ in den Pruth ergiefst, steht in einem wasserreichen blühenden Tale und auf dem Abhange der Hügel, welche die alte Stadt vortrefflich beschützten, die Nachfolgerin von Suceava, als ständige Residenz der moldauischen Fürsten: Jassy (Iaşĭ). Halbgelehrte wollten die Stadt mit einer alten Vergangenheit, die sich bis auf die Römer erstreckt, beschenken; später war man auch mit einer Gründung aus der Zeit der Barbarenwanderungen zufrieden. Tatsächlich war Jassy zuerst gewifs nur ein Dorf, das nach einem Bauer namens Iaş benannt wurde, und es finden sich gleichnamige Ortschaften auch sonst in den rumänischen Landen bis in die Berge des Oltlandes hinein: so Valea Iaşuluĭ und Gura Iaşuluĭ in verschiedenen walachischen Gebieten, ja selbst die Volksdichtung erzählt bei Erbauung des berühmten Klosters Argeş von einem „kleinen Schweinehirten mit Namen Iaş“ [5]). In den ältesten Handelsprivilegien fehlt der Name Jassy nicht, und auch im Beginne des 16. Jahrhunderts wird Jassy erwähnt als ein Markt wie Hîrlăŭ, als ein zweites „Bahluĭ“, wo die Fürsten auf ihren Reisen durchs Land

1) Vgl. Relaţ. cu Lembergul I, S. 34; Doc. Bistriţeĭ 1—II.

2) Bandini S. 253.

3) Studiĭ şi doc. V, S. 11—12, nr. 56.

4) Ebenda S. 72.

5) „'n Iaş purcăraş“. Vgl. Materialurĭ folkloristice I, S. 25.

etliche Tage verbringen [1]). Als Peter Rareş zuerst Vorliebe für den schön gelegenen Platz an den Tag legte, war Jassy ein tîrg, und etwas später trifft man als Verwalter daselbst einen Voit, wie in Hotin, und seine „Geschworenen". Die Einwohner genossen von seiten des Fürsten, der unter der Dynastie der Lăpuşneni in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ihr gewöhnlicher Gast wurde, die schon bekannten Privilegien: eine gewisse eigene Gerichtsbarkeit sowie Beglaubigungs- und Asylrechte. Dafür waren sie verpflichtet, das sehr verschiedenartige Geld, das die fremden Handelsleute, die Bürger des Landes und die Bauern dem fürstlichen Schatze zufliefsen liefsen, in weifses, reines Silber für die an die türkische Pforte zu zahlende Landessteuer umzuwechseln [2]). Die Einwohner waren zu einem sehr grofsen Teile Rumänen, aber nach diesem Mittelpunkte der Moldau, die auch die heutige Bukowina und das von den Russen „Bessarabien" genannte Land jenseits des Pruth umfafste, kamen Fremde aus sehr verschiedenen Gegenden und recht verschiedenem Blute. Etliche davon waren Katholiken, die schon in älterer Zeit hier angesiedelten sprachen Ungarisch; man sagte aber im 17. Jahrhundert, als es nur dreihundert solche gab, die ungarische Gemeinde hätte ehedem tausend Köpfe gezählt. Diese Ungarn waren meistens Weingärtner und wohnten nebeneinander „in vinetis", was auf einen Ursprung der Stadt führt ähnlich dem von Cotnarĭ [3]). Der spätere Zuflufs aus den Nachbarländern hätte dann mit der anderen Bevölkerung auch die ersten Handelsleute und Gewerbetreibenden nach Jassy geführt. Die Einheimischen erscheinen im 16. Jahrhundert besonders als Karrenführer und Warenträger.

Im Westen von Jassy entrichteten die Kaufleute, welche die Serethlinie — den „walachischen" Weg — verliefsen, um die andere Richtung gegen die Tatarei hin einzuschlagen, ihren Zoll in Tîrgu-Frumos, im „Schönen Tîrg", jetzt einem schmutzigen jüdischen Neste, in dem nichts an die Vergangenheit erinnert. Tîrgu-Fru-

1) Doc. Bistr. I, S. XVII.

2) Vgl. den Brief von 1581 in Rel. cu Lembergul I, S. 53 und die Privilegien für die Jassyer Handelsleute in Uricariul, II (2. Ausg.), S. 31 ff.; X, S. 114.

3) Bandini S. 259.

mos lag zwar nicht an der grofsen „tatarischen“ Strafse, und darum wird es nicht in den Handelsprivilegien erwähnt, aber seit alter Zeit schon stand die ziemlich ansehnliche Gemeinde durch einen kleineren Handelsweg mit Hîrlăŭ in Verbindung [1]).

Aus dem Tale des Bahluĭ steigt man in dasjenige eines ebenso kleinen Baches, der dieselbe altertümliche slavische Endung aufweist und Vasluĭ genannt wird. Das Städtchen Vasluĭ hat eine Geschichte, die der von Jassy sehr ähnelt. Es war auch eine Residenzstadt der moldauischen Fürsten, es beherbergte auch eine fremde Kolonie ungarischer Sprache, nur war sie unbedeutender als jene. Doch lag Vasluĭ an der Handelsstrafse, die gegen die „Tatarei“ und „Türkei“ führte — um die Ausdrücke des 15. Jahrhunderts zu gebrauchen —, und war gewifs viel älter als Jassy so dafs es schon in den ersten Handelsprivilegien erwähnt wird [2]). Ein şoltuz war der Vorstand des Marktes im 17. Jahrhundert [3]).

Östlich von Vasluĭ, beinahe am Ufer des Pruth begegnet man wieder einer Hügellandschaft, wo die Sonne immer schöne Reben mit gutem Weine reifen liefs. Um die lohnende Tätigkeit der Winzer zu entfalten, zogen vielleicht noch im 15. Jahrhundert ungarische Kolonisten heran, die bis heute abseits von den übrigen Bewohnern der Stadt Huşĭ hausen, in einem eigenen Dorfe, dessen Bauern zwar rumänisch sprechen, aber sich als Ungarn zu erkennen geben und in eine katholische, seit kurzer Zeit restaurierte Kapelle, die noch auf einer Anhöhe liegt, zum Gottesdienste gehen. Man mufs annehmen, dafs die rumänischen Huşenĭ jenseits des scheidenden Tälchens zuerst Vorstadtbewohner und dann Hörige der am Ende des 16. Jahrhunderts errichteten Bischofskirche geworden sind. Bisher herrschte die Ansicht, in dem Namen Huşĭ sei eine Erinnerung an Hufs selbst, den alten Propheten der Volkskirche, zu erblicken, ja ein Visitator des 17. Jahrhunderts spricht mit gelehrter Würde von der Verfolgung der Hussiten in Nordungarn durch König Matthias Korvinus, der durch diese seine kirchliche Politik der Moldau fleifsige Einwohner zugeführt hätte. Doch leider gibt es auch noch ein anderes Huşĭ in der Moldau,

1) Popescul, S. 8.
2) Vgl. Bandini, S. 20—21; Doc. Bistriţeĭ, Register.
3) Studiĭ şi doc. V, S. 76, nr. XIX.

in deren nordwestlichem Winkel, wo keine Spur und keine Möglichkeit einer hussitischen Kolonisation vorhanden ist. Der Name ist einfach auf den Begründer und Stammvater Huşul, Husul zurückzuführen, und tatsächlich wird zu Ende des 15. Jahrhunderts eine Enkelin des „Husul“ in fürstlichen Urkunden erwähnt [1]. Im Jahre 1650 hatte Huşĭ nach der einzigen bisher bekannten Urkunde des tîrgs [2]) einen şoltuz und mehrere „gute und alte Leute“ an seiner Spitze: das Siegel trägt ein Kreuz neben unverständlichen Zeichen [3]. In Huşĭ wie in Cotnarĭ hielt der Fürst einen Mundschenk: Păharnic [4].

Nordöstlich von Huşĭ, am Pruth, blühte ehemals die Gemeinde Fălciiŭ, in älteren slavischen Urkunden Falcin, Фалчин genannt, deren Bedeutung durch die Übertragung seines Namens auf den bis heute bestehenden Bezirk Fălciiŭ, der seine jetzige Hauptstadt in dem jüngeren Huşĭ hat, erwiesen wird [5]. Wie kein anderer moldauischer freier Ort — aufser Piatra — trägt Fălciiŭ noch im 17. Jahrhundert die Benennung oraş, die in der Walachei üblich ist, und wird nicht tîrg genannt. Die, rein rumänische, Verfassung gleicht 1642 der von Jassy: neben dem pîrcălab, dem Burggrafen des Fürsten, der in anderen Urkunden zu finden ist, fungiert ein „voit“ (Vogt) mit zwölf pîrgarĭ und einer unbestimmten Anzahl von „guten und alten Leuten“. Im Stadtsiegel befindet sich ein Kreuz. Die Visitatoren der katholischen Kirche hatten in Fălciiŭ nichts zu suchen, und deshalb mufs man annehmen, dafs sich die anfangs vorhandene fremde Bürgerschaft schon früh unter den in der Nachbarschaft wohnenden Rumänen verloren hat [6]. Kellermeister finden sich auch in dieser Weinbergsgegend [7].

Über die Vergangenheit von Bîrlad, Brălad — Brăladul war

1) Vgl. Melchisedek, Cronica Huşilor I (Bukarest 1869), S. 14; Ghibănescu in Arch. din Iaşĭ I, S. 405 oder Uricariul, XVIII, S. 159—160. Vordem stand in dieser Gegend der tîrg Sărata (Melchisedek ebenda).

2) Vgl. Melchisedek I, S. 34—35.

3) Studiĭ şi doc. V, S. 607.

4) Melchisedek I, S. 37.

5) So war auch damals Botoşanĭ in dem Bezirke des heute viel kleineren Hîrlăŭ einbegriffen.

6) Studiĭ şi doc. V, S. 73; Arch. din Iaşĭ I, S. 395.

7) Ghibănescu a. a. O., S. 559.

bis ins 16. Jahrhundert auch ein Personenname [1]) — läſst sich viel mehr als über die irgendwelcher anderen Stadt in der Moldau vermuten. Von den russischen Ansprüchen auf das ganze freie, unbesetzte, von Petschenegenscharen durchstreifte und ausgesogene Gebiet bis zur weiten, in den Sagen und der Volksgeographie der Slaven gut bekannten Donau war hier schon die Rede und auch davon, wie diese kraftlosen ehrgeizigen Ansprüche schlieſslich in ein Nichts zusammensanken. Als Fürsten verschiedenen Blutes in dem noch formlosen ruthenischen Staate an den Quellen des Dnjestr miteinander um die Herrschaft stritten und als Halitsch schon die Macht an sich zu ziehen begann, fand der Besiegte stets eine Zuflucht bei den Petschenegen und den herrenlosen rumänischen Dorfleuten: man sagte in einem solchen Falle, wenn man einen nicht mehr sah und ihn doch noch am Leben wuſste, er sei „zur Donau“ gegangen. Bei der ersten besten Gelegenheit pflegte aber der hartnäckige Prätendent zurückzukehren, um noch einmal sein Glück zu versuchen: das ist die Laufbahn des tapferen Don Quixote unter den russischen Dynasten, des Iwanko, des Sohnes des Rostislaw, von dem man sagte, er sei in seinen Unglücksjahren ein Berladnik geworden; noch nach seinem Tode wurden seine immer unruhigen Kampfgenossen Berladniks genannt. Einmal, im Jahre 1174, haben diese Franctireurs des Raubens eine Stadt mit Namen Olešje erobert, und die russischen Fürsten muſsten sie durch einen eigens dazu unternommenen Zug verjagen; dies gelang nach einer Schlacht, die bei Dtzina (oy Dtzinia) geschlagen wurde. Seitdem verschwinden die Berladniks für immer.

Dies alles ist einer einzigen russischen Chronik entnommen, welche nur kurze annalistische Aufzeichnungen gibt und kaum gleichzeitig mit den Ereignissen entstanden ist, wenigstens nicht in der Form, in der sie uns jetzt vorliegt. Es fanden sich natürlich Forscher, die über all dieses, Olešje, Dtzinia usw. ein langes und breites zu sagen wuſsten, aber ein unbefangener, die Verhältnisse der Zeit würdigender Leser wird solche Aufschlüsse nicht mit einer geschichtlich festgelegten Wahrheit verwechseln. Aus

1) Uricariul XVIII, S. 130.

den dürftigen Angaben der Chronik kann man nicht klug werden, da die Nachricht nirgends eine Ergänzung und Erklärung findet. Berladnik hat zwar eine Ähnlichkeit mit dem Namen der Stadt Bărlad in der Moldau; die russischen Fürsten werden, wenn sie von ihren Verwandten ausgewiesen werden, nach der Donau — wie zum Tode oder zum Teufel — geschickt, und von grofsen galizischen Herrschern wurde gerühmt, sie hätten sich die „ungarischen Berge" und die Fischerdörfer an der Donau untertänig gemacht [1]). Ferner klingt Dtzinia einigermafsen wie Vicina an der unteren Donau; „Selun", wo Iwanko gestorben ist, könnte eher Sulina an der Mündung des Flusses als Solun, Salonik sein. Endlich erscheint Bărlad als eine der ältesten Städte in der Moldau, und neben ihr stand noch im 17. Jahrhundert [2]) eine alte tatarische Burg. Vielleicht kann man daraus den Schlufs ziehen, dafs Iwanko hier seinen „Grad" hatte und als Raubritter der Landschaft, als ungerufener Aufseher der Donaucarpones dieser Zeit, bei den Karren der Fischer seines Amtes waltete. Aber das ist alles, — und vielleicht zu viel.

Jedoch an einen Staat von Brălad und eine Bedeutung desselben für den Handel zwei Jahrhunderte vor der Gründung des moldauischen Fürstentums darf man nicht denken. Was Bîrlad später war, dankt es dem Verkehrswege, der von Lemberg über Siret und Suceava, besonders aber über Siret, nach den „tatarischen" Häfen führt. Die Armenier, die, wenn auch gering an Zahl, dort wohnten, waren aus Städten zugewandert, die ihrerseits dieses morgenländische Element aus Galizien erhalten hatten, und die Einwanderung der Armenier in diese russisch-polnische Gegend ist nur im 14. Jahrhundert erfolgt. In der Zeit des fabelhaften

---

1) Chanson d'Igor, Ausg. d'Avril, passim; im übrigen handelt darüber eingehend J. Bogdan in seinem Studium über eine gefälschte Urkunde des Iwanko von 1134! — als es kein Halitsch gab — an die Mesembrioten — als sie ganz ruiniert wurden — für den Handel in Galaţĭ — das zuerst im 16. Jahrhundert erscheint — und anderen Städten mit Waren, darunter die „ungrischen" — welche nicht existierten. S. die Jahresberichte der rum. Akademie, XIV. Dazu Studiĭ şi documente V, S. 596—597. Es ist sonderbar, wenn man nicht das politische Interesse ins Auge fafst, dafs eine so plumpe Fälschung hier und da einen Verteidiger findet!

2) Bandini, S. 201—202.

irrenden Ritters Iwanko Rostislawowitsch besaſsen Lemberg und Krakau, woher die ganze Handelsbewegung in diesen südöstlichen Gegenden kam, noch gar keine Bedeutung: die Deutschen kamen nach Krakau, das erst damals eine civitas wurde, nicht vor dem Jahre 1257, und die Bedeutung von Lemberg stammt erst aus dem 14. Jahrhundert, als sich die Armenier neben den Deutschen hier niederlieſsen. Im 12. Jahrhundert fanden sich in den unteren Tälern des Sereth, Pruth und Dnjestr nur einzelne zerstreute Dörfer in einer Wüstenei, so wie die byzantinischen Heere das Land fanden: eine Handelsstraſse existierte noch nicht, und selbst auf dem kaiserlichen Gebiete war es unmöglich, systematische Beziehungen mit fremden Ländern zu unterhalten.

Im 15. Jahrhundert schon erscheint in Bîrlad ein şoltuz mit seinen zwölf pîrgarĭ, d. h. eine Institution des Magdeburger Rechtes: der Vorsteher heiſst einmal Carapoton und ist mithin ein Armenier gewesen; ein anderes Mal ist sein Name Dinga. Auf dem Siegel wird die, übrigens jetzt ärmlich ihr Leben fristende Gemeinde als Stadt: trăg Bărlad bezeichnet; es finden sich ferner drei roh gezeichnete Fische darin, sowie drei Sterne und eine Sonne: die heraldische Deutung dieser Zeichen wird keine besondere Schwierigkeit bereiten [1]).

Tecucĭ steht dort, wo der Bîrladfluſs in den viel gröſseren Sereth mündet. Es ist wie Bîrlad eine Ansiedelung an der groſsen östlichen Straſse, eine Handelsstadt, die in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts zurückreicht: noch in dem Teilungsvertrage der Moldau zwischen den beiden bis dahin miteinander kämpfenden Söhnen Alexanders des Guten wird Tecucĭ im Jahre 1435 als Ort, мисто, genannt, gerade wie Vasluĭ: beide sind von einem волость, einem zur Stadt gehörigen Gebiet, das gewiſs aus Feldern, Wiesen, Wald usw. besteht, umgeben, während Bîrlad allein den Titel tîrg, d. h. Handelsstadt mit Markt, trägt [2]). Der „Ort" des 15. Jahrhunderts mit seinem fürstlichen Zollamte sank sehr früh zu einem groſsen Dorfe herab. Gegen 1650 waltete hier noch

1) Studiĭ şi doc. V, S. 69—70, 82—83; VI, S. 1ff.; VII, S. 91, nr. 13 und Al. Papadopul-Calimah, Notiţă istorică despre Bârlad, Bârlad 1889.

2) Hurmuzaki, Doc. I², S. 855. Tecuciŭ ist übrigens auch Personenname (Studiĭ şi doc. VI, S. 475, nr. 102).

ein şoltuz mit seinen pîrgarĭ, und die Einwohner nannten sich nach den veröffentlichten Urkunden orăşanĭ, Stadtleute. In dem Siegel mit slavischer Inschrift, in dem als Wappenbild ein schlecht gekritzelter fliehender Hase mit spitzigen Beinchen stand, war zwar noch trăg Tecucĭ zu lesen, aber die fremden Bürger, der Verkehr und der Reichtum, alles, was in Bîrlad und Vasluĭ zum Teil noch flimmerte, war dahin [1]). Die Fürsten kamen, solange sie von einer Residenz zur anderen zogen, nicht weiter als bis Vasluĭ, und das hatte auch seine Bedeutung.

Die im 17. Jahrhundert blühende Hafenstadt Galaţĭ, an der Mündung des Pruth in die Donau, existierte zweihundert Jahre vorher, in der Gründungszeit der Moldau, noch nicht: sie entstand erst später durch die neuen wirtschaftlichen Interessen, die sich aus der türkischen Oberherrschaft ergaben, und zwar in einer Gegend, wo neben den Mühlen auf dem Bache Covurluĭ nur ein armseliges Fischerdorf stand. Das auf dem bessarabischen Ufer, fast im Winkel zwischen den beiden Flüssen gelegene Renĭ, von den Türken nach einer anderen slavischen Benennung Tomarova genannt, hatte früher als Galaţĭ in diesem Landstrich Bedeutung gewonnen, obgleich auch dieses nicht weiter als in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts zurückreicht und obwohl auch hier niemals eine Stadtverfassung bestanden hat. Aber als um die Mitte des 16. Jahrhunderts Basilikos bei seiner Thronbesteigung diese margine seines kleinen Reiches besuchte, ging er von Galaţĭ — der Ort wird nicht durch ein Appellativum näher bezeichnet, obgleich der sächsische Reisende Reicherstorfer wenig vorher Galaţĭ als oppidum kennt [2]) — nach dem „oppidum Renĭ, wo viele griechische Kaufleute wohnen“ [3]).

Zwischen dem Pruth und Dnjestr, in der Landschaft, die in jeder Hinsicht eine dritte insula, ein drittes Gebiet mit eigenem geographischem, ethnographischem und nicht minder wirtschaftlichem Charakter bildet, findet man eine Anzahl von Städtchen, die, wie

1) Studiĭ şi doc. V, S. 84, nr. 31.

2) Chorographia, in Papiu, Tesaur., III, S. 142.

3) Legrand a. a. O., S. 31; VII, S. 90, nr. 8. Ein Zeugnis der galaţer Bürger in Studiĭ şi doc. VII, II Th., 2. Ein Befehl an den Zollner von Renĭ ebenda VI, Anhang.

Hotin, aus einem „Podgrad" — wie es in den serbischen Ländern genannt wird — erwachsen sind. Die Fürsten der Moldau oder ihre unbekannten Vorgänger in diesen Grenzstrichen besafsen Festungen als Schutz gegen ihre tatarischen Feinde und hatten bei diesen Zollämter für die durchreisenden Kaufleute errichtet, und zwar in Soroca, das erst im 16. Jahrhundert, noch zur Zeit Stephans des Grofsen, entstanden ist [1]), und in dem viel älteren Tighine, Tighina, woraus die Türken „Bender" gemacht haben, jene Tighina, das ehemals, zur Zeit, als Cetatea-Albă noch dem Khan der Tataren gehörte, den Weg in die Steppe, in die campi der Horde, gegen Caffa und die blühende Krim öffnete [2]). Soroca und Tighina haben niemals städtischen Charakter besessen, und das letztere, welches eine Stadt hätte werden können, wurde durch die Verlegung des Handelsweges im 15. Jahrhundert daran gehindert. Westlich von den beiden Burgen mit ihrer marktähnlichen Umgebung stand Orheĭ, das auch noch in den Zeiten Stephans des Grofsen befestigt wurde, und seine eigenen pîrcălaben, Burggrafen, hatte: diese vertraten die ehemaligen Befehlshaber des verlassenen Tighina, dem jedoch unter seinen türkischen Eroberern eine bessere Zukunft beschieden war [3]). Orheĭ bekam von den moldauischen Fürsten bürgerliche Freiheiten und besafs das von den Städten der Moldau angenommene magdeburgische Recht: neben dem Pîrcălaben des Fürsten ordnete die städtischen Angelegenheiten ein şoltuz mit seinen Beisitzern, die schon gegen das Jahr 1580 zu finden sind [4]). Südwestlich davon liegt in der Nähe des grofsen Pruthwaldes, der Codrul Chigheciuluĭ, an der Schwelle einer südlichen „Wüstenei", Lăpuşna, das noch im 16. Jahrhundert [5]) der ersten Ansiedler harrte; es war die letzte Zollstätte für die Handelsleute, die nicht bis zu den südlichen Häfen reisen wollten. Wie in jedem Grenzorte wenigstens hielt der Fürst auch in Lăpuşna seine Grofs-Vataven, und selbst um 1590 einen pîrcălab: aber daneben sprachen, wie in jedem anderen tîrg, in geringeren Streitigkeiten der şoltuz, die pîrgarĭ und die „guten Leute" Recht. Auf dem Siegel, welches ein Kreuz zeigt, wird die Gemeinde „Lipošna" genannt [6]).

1) Hurmuzaki, II³, S. 699. 2) S. die Lemberger Handelsprivilegien.
3) S. Popescul, S. 11. 4) Studiĭ şi doc. V, S. 74.
5) Popescul, S. 28. 6) Studiĭ şi doc. V, S. 74.

Die südmoldauischen Häfen, durch die bis in das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts ein großer Teil des polnischen und des entfernteren deutschen Handels durch Vermittelung der deutschen und armenischen Kaufleute Lembergs nach dem Morgenlande ging, wobei ein Umtausch mit Orientwaren, die von Griechen, Ragusanern und Armeniern über das Schwarze Meer gebracht wurden, vor sich ging, sind Chilia und Cetatea-Albă, die später als Kilia und Ak-kirman bekannt wurden.

Man braucht nicht unbedingt an die alte Ἧλις des getischen Königs Dromichaites zu denken, um eine Erklärung für die Entstehung von Chilia zu gewinnen: auf einer Insel der unteren Donau, und zwar dem danach benannten Flußarme, erbaut, hatte die alte Stadt eine gesicherte und für den Handel sehr günstige Lage. Fischer wohnten besonders in Alt-Chilia, und sie waren gewiß meistens Rumänen. Aber die Byzantiner, die selbst in den traurigen und heillosen Zeiten der Barbarenüberflutungen immer an der Küste des Pontus und am unteren Laufe der Donau in den renovierten Kastellen der justinianischen, dann maurizischen Eroberungszeit etliche Stützpunkte besaßen, hatten die Stadt Χήλη oder Χηλή nicht vergessen: sie erscheint bei den Chronisten des griechischen Ostreiches im 12. Jahrhundert als Zufluchts- oder Verbannungsort, je nach Lage der Dinge. Der junge Alexios Komnenos beweinte hier mit seinen schmerzenden versengten Augen sein grausames Geschick; hier ward der abgesetzte, mit einem qualvollen Tode bedrohte Kaiser Andronikos von seinen Verfolgern erreicht [1]). Wenn man daran denkt, wie derselbe Andronikos, als er unter der Regierung seines Vetters Manuel noch ein hilfloser Prätendent war, durch das Wlachengebiet nördlich der Donau in die „halitscher Berge" [2]) floh, wobei er von den dortigen Rumänen eingeholt wurde, wird es klarer, warum der entthronte Kaiser gerade auf diesem ihm bekannten Wege seine Rettung suchte. Im 13. Jahrhundert verbannten die Herrscher von Konstantinopel ihre in Ungunst gefallenen Patriarchen nach Chele, und im 14. Jahrhundert noch kommt „Chele oder Lykostomion" in einem Ver-

1) 1183 und 1185. Ich glaube, daß an dieses, nicht an das bithynische Chele zu denken ist.

2) Choniates, S. 121; vgl. oben S. 120.

zeichnisse der Besitzungen des Patriarchats [1]) vor. In derselben Zeit kamen die Genuesen, die als Dank für ihre Hilfe bei der Wiederaufrichtung des byzantinischen Reiches für die neue Dynastie der Paläologen das Handelsmonopol im Schwarzen Meere erhalten hatten und nun in dessen gröfseren und kleineren Häfen, sowie in den dazu gehörigen Flüssen die Handelsflagge des Heiligen Georg hissen wollten, auch nach der griechischen Burg an der Donaumündung. Schon im Jahre 1381 residierte hier ein genuesischer Konsul mit seinem massarius, während die Schiffe der Republik Pangalli [2]), Konstanza [3]), Vicina [4]) und die Donaumündungen Sulina und S. Georg [5]) besuchten [6]), um Korn und rohe Häute zu verfrachten. Doch dieses italienische caricatorium frumenti kam schon im Anfang des folgenden Jahrhunderts, nach 1403, in die Hände des grofsen walachischen Fürsten Mircea. Unter walachischer Herrschaft und wenig später unter ungarischen Befehlshabern, die Johann Hunyady geschickt hatte, lebte und gedieh Chilia, bis es im Jahre 1465 von dem moldauischen Helden Stephan erobert wurde. Die Stadt hatte eine gewifs sehr gemischte Bevölkerung, die meist dem Morgenlande entstammte, d. h. hauptsächlich griechischen Ursprungs war. Nach zwanzig Jahren war der Sultan (1484) Herr von Chilia und der Donaumündungen, und die Zeit des lebendigen Verkehrs und des daraus fliefsenden Reichtums war für Chilia und zum Teil auch für die ganze Moldau vorüber [7]).

Der Dnjestr mündet ins Schwarze Meer durch eine Art von kleinem Meerbusen. An dessen nordwestlichem Ufer, wo selbst grofse Schiffe gefahrlos einlaufen konnten, standen seit uralten Zeiten die grauen Mauern einer Steinfestung, eines Steingrads, slavischen Ursprungs, der, wie gewöhnlich für gröfsere, nicht

---

1) S. meine Chilia şi Cetatea-Albă, S. 32—34.

2) Die heutige Mangalia.

3) Die ebenso wieder umgetaufte rumänische Stadt in der Dobrudscha, ehemals das türkische Küstendsche.

4) Nicht mit Măcin identisch.

5) Vielleicht nach ihrem Schutzheiligen genannt.

6) Vgl. das dritte Kapitel von: Chilia şi Cetatea-Albă.

7) S. die bezüglichen Kapitel des eben genannten Buches.

hölzerne Festen Bêlograd, Cetatea-Albă genannt wurde. In den Zeiten, als die ersten russischen Seeräuber die Gewässer des nördlichen Pontus befuhren, als die byzantinischen Befehlshaber an der Grenze langwierige Erkundigungs- und Verhandlungsreisen ins Innere der Steppe zu den Petschenegen unternahmen, wird die Weifse Burg am Dnjestr, aber auch als alte Schwarze Burg (von Kulturmenschen, die nicht den „weifsen" Stein, aber wohl das graue Alter desselben bemerkten) in verschiedenen Berichten erwähnt. Es folgte dann, gegen 1330, eine Zeit, wo die tatarischen Eroberer ihre Zöllner hier in „Moncastro" einsetzten. Als die Genuesen die Mündung des Dnjestr sich unterwarfen, fanden sie hier noch die Reste des byzantinischen Maurokastron, dessen Namen sie als Mauocastro, Maocastro, endlich Moncastro verstanden, während die einheimische Bevölkerung immer nur eine Cetatea-Albă gekannt hat. Die italienischen Kaufleute besetzten vielleicht, wie dies mit Caffa geschehen ist, mit Erlaubnis des Khans, die Burg, die sie vollständig renovierten, verloren sie aber noch im 14. Jahrhundert an die ihre Herrschaft „bis zum Meere" erweiternden Fürsten der Moldau; in den Rechnungen von Caffa und Pera werden genuesische Offiziere in Moncastro niemals erwähnt. Jedoch wurde eine Wiederbelebung der alten Zustände gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts mit Erfolg versucht: im Jahre 1400 bis 1401 entsandte der Fürst Alexander ein Heer und liefs die Gebeine des heiligen Johann des Neuen, der etliche Jahrzehnte vorher durch die tatarischen Heiden gemartert worden war, aus Cetatea-Albă nach seiner Hauptstadt Suceava bringen; noch 1410 wird die Hafenstadt als eine Kolonie der Genuesen von einem Notar der Republik erwähnt [1]). Später ging die Stadt in den dauernden Besitz Alexanders und seiner Nachfolger über, und als dann das Land von zwei Fürsten beherrscht wurde, welche nach hartnäckigem Kampfe durch Vertrag ihren langen Streit beendeten, bekam der jüngere, Stephan, die südlichen Gegenden; einer seiner Verwandten und Erben, Alexandrel, residierte in Cetatea-Albă und wurde hier, 1455, begraben [2]).

1) Recueil des historiens des croisades V, Sp. 239 A.

2) S. die Erzählung nach einheimischen und fremden Berichten in meiner Chilia și Cetatea-Albă.

Die Bedeutung von Cetatea-Albă, das in unmittelbarer Nachbarschaft der tatarischen Länder lag und in Verbindung mit dem Meere stand, übertraf die von Chilia: im 14. Jahrhundert, noch vor der Genuesenzeit, liefen in den Dnjestrhafen Fahrzeuge und Schiffe aus Trapezunt und anderen Orten des asiatischen pontischen Ufers ein. In der Legende des Märtyrers Johann werden „Wohnungen der Juden" erwähnt, und die Flotte der Kreuzfahrer fand hier schon vor 1450 zahlreiche Genuesen [1]), die letinĭ des Volkes, das in seinen epischen Dichtungen die grofsen „letinischen" Herren der Dobrudscha und ihren ungemessenen Reichtum bewunderte. Neben den Genuesen und, wie diese selbst, aus der Krim kommend, trieben hier die Armenier einen lebhaften Handel mit Ost und West. Die Griechen konnten an diesem von ihnen in uralter Zeit gegründeten Umschlagsorte, wo sich die slavischen und turanischen Barbaren der Campanea trafen, nicht fehlen: so findet sich ein „ffamosus", „Kryche von Weifsenborg", Kalojanni, und sein Sohn Duka, welche den Lembergern nur zu gut durch ihren Pfeffer und andere Spezereiware bekannt waren [2]). Die „Walathen", die von diesem „walachischen" Hafen aus nach der galizischen Handelsmetropole kamen, wie Dimitri, Dimitraș, und sein Vater „Jurgius", waren gewifs in der gesamten Bevölkerung nicht so zahlreich vertreten wie ihre Mitbürger fremden Ursprungs [3]). Über die Verfassung der Hafenstadt in der moldauischen Zeit wissen wir einiges, und danach waren die Verhältnisse dort ganz anders als in den übrigen staatsrechtlich anders gestellten Städten: neben den fürstlichen pîrcălaben richteten und beglaubigten die jupani und die Ältesten; auch von dem Stadtsiegel ist die Rede, aber ohne nähere Angaben [4]). Dies alles aber ward anders mit der türkischen Eroberung im Jahre 1484, wodurch das neue Akkirman noch mehr als eine Grenzfestung des Sultans wurde und sogar etwas von seiner kommerziellen Bedeutung von ehedem behielt.

---

1) Wavrin, Anch. croniques, Ausg. Hardy V, S. 65; Ausg. Mlle Dupont II, S. 95.

2) Chilia și Cetatea-Albă, S. 282 ff.

3) Vgl. ebend. und Relațiile cu Lembergul I, S. 18 ff.; Bogdan, Doc. și reg., S. 123.

4) Acte și fragm. III[1], S. 32—36.

Wie bei Chilia und Cetatea-Albă wurde auch das Schicksal der walachischen Städte an der Donau durch die frühzeitige, den Verkehr hemmende türkische Eroberung entschieden. Dies vollzog sich unter Soliman dem Großen ohne Blutvergießen, einfach durch einen kaiserlichen Erlaß an den hilflosen Fürsten der Walachei, und zwar etliche Zeit nach den Kämpfen des von Ungarn unterstützten Radu de la Afumaţi gegen die Begen des rechten Donauufers, und bald nach der für den christlichen Osten entscheidenden Schlacht von Mohács im Jahre 1526, wobei der letzte Nationalkönig des ungarischen Reiches auf der Flucht in den Sümpfen umkam. Durch diese Maßnahme und durch die Besetzung der Ortschaften am Dnjestr war in diesen Gegenden die Reichsgrenze gesichert.

Unter diesen walachischen Donauhäfen war bis zum 16. Jahrhundert Brăila der bedeutendste Handelsplatz gewesen. Dort, wo der Sereth in die große Wasserader mündet, gelegen, hatte Brăila die günstigste Lage, um den Ertrag seiner Fischereien weithin exportieren zu können, denn mit einem Fischerdorf beginnen alle diese Donauhäfen, wenn nicht ein ehemaliges, längst verlassenes kaiserlich-byzantinisches Kastell den Anfang gebildet hat. Die ursprüngliche Ansiedelung war gewiß aus rumänischen Fischern und griechischen Kaufleuten zusammengesetzt, aber der Name erinnert an den rumänischen Personennamen Brăilă, woraus auch Brăiloiŭ geworden ist. Die Gründung des walachischen Fürstentums gab dem bescheidenen Dorfe die Möglichkeit eines starken Aufschwungs: im Jahre 1368 erteilte der Fürst Vlaicu den sächsischen Handelsleuten von Kronstadt, die durch Brăila („Braylau") nach „fremden Reichen" segeln wollten [1]), Erleichterungen, d. h. wenn sie Bulgarien, Konstantinopel und die Türkei aufsuchen wollten. Einige Jahrzehnte später bestand in diesen Gegenden nur ein einziges „fremdes Reich", dasjenige des heidnischen Kaisers von Adrianopel, und der byzantinische Kaiser war tatsächlich ein Gefangener seiner Nachbarn. Nach Brăila kamen aber, nach dem Zeugnisse eines deutschen Reisenden, in immer größerer Anzahl „kocken und galein aus der haidenschafft" [2]). Der byzantinische Chronist Chalkokon-

1) Zimmermann-Werner-Müller II, S. 307, nr. 908.

2) Schiltberger, Ausg. Neumann, München 1859, S. 92; Ausg. Langmantel, Nürnberg 1885, S. 52.

dylas erwähnt im folgenden Jahrhundert Brăila als einen sehr bedeutenden Hafen und die wichtigste Stadt des walachischen Herrschers. Aus diesem Zeitalter stammt ein glücklicherweise aufbewahrter Brief der Gemeinde von Brăila an die von Kronstadt, der sich mit einer Intervention für Mihoč aus Ragusa beschäftigt, welcher in Brăila sich dauernd niedergelassen hatte, die dem Fürsten zustehende Steuer zusammen mit den anderen Bürgern entrichtete und folglich in die Bürgerschaft aufgenommen worden war. Man sieht, dafs die Stadt wie jede andere freie städtische Ansiedelung im Lande ihren Richter und die ihm zur Seite stehenden pîrgarĭ hatte, und dafs die Bürger gegen Zahlung einer gewissen vereinbarten Summe an den Landesschatz das Recht eines unabhängigen Richterstuhls in Handelsangelegenheiten erworben hatten. Im 16. Jahrhundert, unmittelbar vor der Errichtung einer türkischen Festung, begegnet man wieder einem ähnlichen Interventionsschreiben von Brăila [1]). Die fremde barbarische Herrschaft führte durchaus nicht zur Armut und zur Entvölkerung [2]), und Brăila galt noch 1569 als der bedeutendste Stapelplatz für beide Fürstentümer [3]). Jedoch an eine freie Entwickelung, an eine politische Bedeutung des grofsen Donauhafens war jetzt nicht mehr zu denken: die siebenbürgischen Sachsen hatten die alte Handelsstrafse Kronstadt-Brăila vergessen [4]), und die Fische aus den dortigen Gewässern sandte der Nazir der Festung nach Konstantinopel.

Südlich von Brăila teilt sich die Donau in zwei Arme und dann in eine Unmenge von Bächen und Teichen, so dafs eine für die Fischerei äufserst günstige Stelle entsteht, die sich in dieser Hinsicht nur mit den Donaumündungen vergleichen läfst. Auf einer kleinen Strecke findet man dann wieder einen geeinten Strom, dann aber erstreckt sich bis Silistrien eine zweite Insel, die ebenso aussieht wie die vorige. Zwischen diesen reichen Fischereigründen erhob sich, Hîrșova in der Dobrudscha gegenüber, dessen Alter sich nicht feststellen läfst, der tîrg Flocĭ, einer von den ältesten

1) Chalkokondylas, S. 505; Bogdan a. a. O., S. 236—237, 309. Vgl. Vigna, Codice diplomatico delle colonie tauro-liguri I (Genua 1868), S. 364, 843.

2) Chilia și Cetatea-Albă, S. 194, wo aber das Zitat von Bandini auf Galațĭ zu beziehen ist.

3) Hurmuzaki II¹, S. 589, nr. 570. 4) Bogdan a. a. O., S. 4, 5, 9, 12.

des walachischen Landes, der schon im 15. Jahrhundert erwähnt wird [1]). Flocĭ entging dem Schicksale von Brăila, und noch im 17. Jahrhundert ernährten sich durch die Fischerei die Mitglieder der hiesigen Gemeinde, die sich, wie es scheint, aus Rumänen und Bulgaren zusammensetzte und gemäfs dem überall verbreiteten siebenbürgischen Stadtrechte von einem Richter und seinen pîrgarĭ verwaltet wurde [2]).

Von der römischen Zeit an bis zur Gegenwart hat Durostorum, Drstor, Silistrien, seine Stellung als Hauptort an dem Punkte behauptet, wo die Donau ihre westlich-östliche Richtung verändert, sich nördlich wendet und die bis an das Schwarze Meer reichende Scythia Minor, die heutige rumänische Dobrudscha, westlich begrenzt. Eine bedeutende Ansiedelung auf dem linken Ufer war durch das wichtige Silistrien unmöglich gemacht; Călăraşĭ, die Hauptstadt des jetzigen Bezirkes Ialomiţa, ist nichts anderes als ein vom Glücke begünstigtes ehemaliges Soldatendorf, „sat slujitoresc“, wo Reiter angesiedelt waren, die gewisse Steuererleichterungen genossen und dafür mit ihren Pferden am Hofe des Fürsten erscheinen mufsten. An dem grofsen Flusse aufwärts findet man nur Dörfer und ödes Land bis zu dem Punkte, wo die Donau eine ziemlich grofse Insel bildet: dort liegt Rustschuk in Bulgarien und dieser Stadt gegenüber Giurgiu. Rustschuk vertritt jetzt die Stelle des älteren, nahe dabei gelegenen Červen, wo gelegentlich der Bischof von „Silistrien und Červen“ — so im 17. Jahrhundert [3]) — residierte [4]). Giurgiu hat keinen genuesischen Ursprung, wie man, gestützt auf seinen Namen, lange Zeit geglaubt hat: die Stadt ist nach ihrem Gründer, einem Rumänen Giurgiu, genannt, war im 14. und 15. Jahrhundert eine Burg, deren Besitz von Türken und Rumänen heifs umstritten wurde, aber zuletzt den ersteren verblieb. Handel, Handelsfreiheiten und städtische Verwaltung waren in Giurgiu vor 1829 — damals gaben die Türken ihre Donaurajas der Walachei zurück — völlig unbekannt; hier war nur ein Vad, ein Брод, d. h. ein Übergang

1) Bogdan a. a. O., S. 23, 121.
2) Studiĭ şi doc. V, S. 605—606.
3) Annalen der rum. Akademie XXI, S. 2, Anm. 1.
4) Jireček, Fürstentum Bulgarien, S. 410.

nach dem inneren türkischen Lande, und auf einer alten Strafse gelangten die Kronstädter hierher [1]). Turnu-Măgurele an der Mündung des Olt ist nach dem alten byzantinischen Kastell, das nach seiner Wiederherstellung durch die Türken in den Kriegen zwischen ihnen und den Christen als „Nicopolis Minor" eine Rolle spielt [2]), benannt: mit dem Handel und Städteleben steht es hier wie in Giurgiu. Noch weiter den Strom hinauf gab es noch im Jahre 1247 reiche Fischereien in Celeĭ, und diese piscinae wurden für den ungarischen König durch die Verwaltung des ihm gehörigen Banats ausgenutzt [3]). Calafat war im 15. Jahrhundert nur eine Zollstätte, und in deren bescheidener Geschichte haben die Genuesen, wie fälschlich angenommen worden ist, nichts zu suchen [4]). Und endlich in dem Namen der Burg, von der aus sich die eben genannte ungarische Mark in dem westlichen walachischen Lande entwickelte, in Severin, ist nichts anderes als eine Cetatea luĭ Severin zu sehen — denn den Namen Severin findet man, wie schon bemerkt, oft im Lande, ja es gibt auch ein Dorf Severineștĭ —, genannt nach einem unbekannten Häuptling oder Dorfgründer, der sich hier festsetzte. Die Burg behielt, bis sie im 16. Jahrhundert den Türken zufiel, ausschliefslich den Charakter eines befestigten Platzes [5]).

Im Innern des Oltlandes, wenn man auch das linke Ufer des Olt in Betracht zieht, findet man zwei Städte, welche eine Erwähnung verdienen. Craiova, die Hauptstadt des Gebietes im 17. Jahrhundert, hat keinen fabelhaften kumanischen oder bulgarischen Ursprung [6]): als die walachischen Fürsten das Banat bekamen, gründeten sie, da sie die Burg Severin nicht ihr eigen nannten, ein „Neu-Severin" im Gebirge, in der Nähe des Teiches, nach dem die Stadt den Namen Rîmnic trug, und hierher wurde auch der Sitz des Bischofs von Severin verlegt. Craiova wird von einem

1) Bogdan a. a. O., S. 22.

2) S. Chilia și Cetatea-Albă, S. 65—66, 253.

3) Zimmermann-Werner I, S. 74.

4) Archiva istorică I[1], S. 19—21; vgl. S. 29—31; Venelin, Dakobulgarische Akten (russisch), 1840, S. 121—123.

5) S. Hurmuzaki XI, unter dem Schlagworte.

6) So nahm Hasdeŭ, Originile Craioveĭ (Bukarest 1878; vgl. Oltenescele, Craiova 1884) an.

ragusanischen Schriftsteller am Ende des 16. Jahrhunderts wegen seines Namens mit der Geschichte des heldenhaften Kralsohnes Marko in Verbindung gesetzt [1]. In dieser Zeit war die Stadt „ausgedehnt, volkreich und voll allerlei Vorrat", aber aller Befestigungswerke entblöfst, obgleich der Ban dort seine Residenz aufgeschlagen hatte. Das Siegel von Craiova trägt in einem doppelten Kreise das Kreuz, zwei Sterne und die Inschrift: „Craiova oraş" [2]. Von einer städtischen Verfassung ist aber nirgends die Rede.

Auf dem walachischen Ufer des Olt stand schon im Jahre 1368 als ein altes portorium für die siebenbürgischen Waren, die nach dem Banate geführt wurden, Slatina. In dem schon erwähnten Handelsprivilegium für die Kronstädter befreit der Fürst Vlaicu die Fremden von der hier zu entrichtenden Abgabe, und es läfst sich vermuten, dafs wir es, wie bei Tighinea in der Moldau, auch hier mit einem alten Grenzort zu tun haben. Die Grenze wurde durch die Ausdehnung des Staates weiter hinausgeschoben und später erscheint Slatina nicht mehr als bedeutender Ort, als tîrg oder oraş des Landes.

Das ist, kurz gesagt, alles, was sich über die Anfänge der rumänischen Städte sagen läfst. Jetzt müssen wir zu den inneren Städten der walachischen Ebene übergehen.

Als zeitweilige Hauptstadt der Walachei erscheint Bucureştĭ (Bukarest) zuerst im 15. Jahrhundert, unter dem Schützling der Türken, Radu dem Schönen, der sich nur unter dem Schutze der benachbarten türkischen Festung Giurgiu zu halten vermochte [3]. Man hat angenommen, dafs die alte „Burg an der Dîmboviţa" — dieser Flufs läfst auch durch Bukarest seine trüben, dürftigen Wellen fliefsen — identisch sei mit dem später unter dem Namen Bucureştĭ auftauchenden Orte. Tatsächlich gab es aber im Anfang des 15. Jahrhunderts eine „cetatea Dîmboviţeĭ" in der Nähe der

1) Mauro Orbini, Regno degli Slavi, S. 279. Vgl. meine Studiĭ şi doc. III, Vorrede, S. LXIII.

2) Walther, Res gestae Michaelis, in Papiu, Tesaur I, S. 25; Studiĭ şi doc. V, S. 300, nr. 32.

3) Bogdan a. a. O., S. 73. Vgl. Ionnescu Gion, Istoria Bucureştilor (Bukarest 1899), S. 23ff. Das Buch ist übrigens wegen des vollständigen Mangels an Kritik und des bombastischen Stils beinahe unbrauchbar.

Flufsquelle im Hochgebirge, und dort hatten die in das Land kommenden Kronstädter ihren Zoll zu entrichten [1]). An demselben Flufslaufe wurde aber später ein zweites castrum errichtet, und die Leute, die sich unter dessen Schutze zusammenfanden, nannten ihre Siedelung nach einem hier befindlichen Dorfe „Bucureştĭ“, d. h. Nachkömmlinge des Bucur. Bald entstand die Strafse nach Giurgiu und bildete eine direkte Verkehrsader mit den türkischen Ländern; dies trug ebenso wie die Niederlassung der türkisch gesinnten Herrscher zur günstigen Entwickelung und Bereicherung von Bukarest bei. Die älteste Verfassungsurkunde dieser Residenzstadt stammt aus dem Jahre 1578; seitdem erscheinen regelmäfsig der Richter und die zwölf pîrgarĭ von Bukarest nebst vielen einheimischen und fremden Gewerbe- und Handelsleuten [2]). Das Siegel, etliche Male verändert, steht in Beziehungen zu den bekanntesten, gröfsten Kirchen der Hauptstadt: die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde ist zuerst dargestellt, später kommt die Verkündigung darin zum Ausdruck.

In Caracal, Caracăl, entstand ein Städtchen, nicht allzuweit vom Olt, in der sogenannten Oltenia, in Folge davon, dafs der kriegerische Fürst Michael während seiner Kämpfe mit den Türken [3]) an der Donau sein Quartier hier nahm: weiter wissen wir nichts über die bescheidene Geschichte dieser Ortschaft.

Dies mag genügen, um die Anfänge des rumänischen Städtewesens zu kennen und zu beurteilen.

Überall trifft man in diesen Städten Fremde, die mit ihrem Rechte, mit der in ihrer Heimat üblichen Stadtverfassung gekommen sind, um ähnliche Kolonien auf rumänischem Boden zu gründen. Die einheimische Bevölkerung hat es nur zu Fischerdörfern an der Donau, die sich dann zu Häfen ausgewachsen haben, oder zu fürstlichen Residenzen für den Landesherrn unter dem Schutze seines „castrum“ gebracht.

1) Bogdan a. a. O., S. 6.

2) Gion a. a. O., S. 718ff., mit lithographischen Faksimiles, was das Beste in dem Werke bildet. Vgl. auch Tocilescu in der Zeitschrift „Tinerimea romînă“, Neue Serie I, S. 1ff. Ein Brief des Munizipalamtes von Bukarest, auch in Studiĭ şi doc. V, S. 70—71.

3) Hurmuzaki XII, Register, S. VII.



Dasselbe mufs auch für den Teil des alten „rumänischen Landes“ gelten, der heute Siebenbürgen, Erdély und nach dieser letzten Benennung rumänisch Ardeal heifst. Alle Städte verdanken ihr Dasein einer fremden bürgerlichen Einwanderung, denn auch die Magyaren haben selbst keine städtischen Gemeinden gegründet. Die älteren Städte sind alle durch die vom Rheine her ins Land gerufenen Sachsen erbaut. Wo die Deutschen nicht das bürgerliche Element geliefert haben, oder wo sie erst später und in geringerer Anzahl hingekommen sind und infolgedessen die Macht nicht allein besessen haben, gibt es nur Marktflecken, die in neuerer Zeit entweder durch die Errichtung von Jahrmärkten oder durch die Entdeckung irgendwelcher reicher Erwerbszweige aus Dörfern erwachsen sind. Hier wie jenseits der Berge zeigt sich die Unlust des rumänischen Volkes, in einer geschlossenen reichen Stadt zu leben, wo es regelmäfsige Arbeit gibt und ein sparsamer Haushalt geführt werden mufs. Der Rumäne braucht Raum, Himmel, Natur, Freiheit, dies sind seine wichtigsten Bedürfnisse: sie liegen auf dem Grunde seiner Seele und klingen auch in seinen Liedern wieder.

---

3. Kapitel.

Die rumänischen Dörfer.

I. Der Rumäne besitzt kein altes Wort in seinem ursprünglichen Sprachschatze für gröfsere Bildungen gemeinsamen Zusammenlebens. Er kennt nur den sat (Dorf) und die cetate (civitas) aus uralten Zeiten, aber unter letzterer Bezeichnung versteht er nur die Burg. Er hat solche cetăţi unter zweierlei Gestalt kennen gelernt und zwar ohne Unterbrechung, so dafs sich daraus die Beibehaltung dieses lateinischen Sprachelementes erklärt. Erstens fand er an der Donau die Überbleibsel des grofsen oströmischen, dann byzantinischen Festungsgürtels, der gegen das Jahr 1000 zum Teil noch bestand und von dem einige Teile, wie Turnu, Chilia, Cetatea-Albă — Turris, Chele und Maurokastron — bis in die neuere Zeit bestanden haben. Zweitens aber machte er die Bekanntschaft des slavischen Grad, der, meist am Flufslaufe, in einer unangreifbaren Lage aus Holz und Lehm erbaut, einem „demo-

kratischen" Fürsten zum Wohnsitz diente. Die Namen Grad und Grădiște sind einige Male — so bei Hatzeg in Siebenbürgen und in vielen anderen jetzigen Dörfern des walachischen Hoch- und Flachlandes — zu Ortschaftsnamen geworden, während für den Begriff Festung einzig und allein das Wort cetate in Gebrauch geblieben ist. Die slavischen Grads verschwanden im allgemeinen, schon wegen ihres wenig dauerhaften Materials: nur dort, wo der gröfste und wichtigste Flufs des Landes, der Maros, Siebenbürgen verläfst, fanden die eindringenden Ungarn des Königs noch eine slavische Steinburg, Belgrad, welche von Rumänen für irgendeinen ihrer unbekannten Häuptlinge verteidigt wurde. Für den König und für die offizielle Überlieferung bildete hier Alba [1]) den Mittelpunkt des neueroberten Landes; für die in der Nähe angesiedelte magyarische Bevölkerung war es in Hinsicht auf unbekannte Verhältnisse während der unabhängigen Zeit oder gleich nach der Eroberung Gyula-Fehervár, die weifse Burg des Gyula: eine andere weifse Burg war die Residenz des Königs, und eine dritte, an der Donau gelegen, die Weifse Burg des Kaisers, die griechische Weifse Burg. Für die Rumänen aus dem Volke blieb aber die königliche und bischöfliche Stadt bis auf unsere Tage das alte berühmte Belgrad (Bălgrad).

Wie cetate hat auch sat einen alten Ursprung, und in dem lateinischen [2]) Vorläufer des rumänischen Wortes — satum — spiegelt sich das ackerbauende Leben der römischen Ansiedler in den Donauländern wieder. Der sat ist die charakteristische Form für das Wohnen der Rumänen bis heute geblieben.

Ein Dorf gehörte vormals einer und derselben Familie; alle Einwohner ohne Unterschied waren Blutsverwandte, Nachkömmlinge eines Stammvaters, der auch die Ortsgrenzen des sat festgestellt hatte. In der Moldau hiefs das Erbland, trotz seiner späteren Teilungen, bătrîn, d. h. „Alter", und bei der späteren Vereinigung mehrerer vorher voneinander unabhängiger Dörfer sprach man von zwei, drei bătrînĭ, aus denen zusammen die späteren gröfseren Gemeinden erwachsen sind. So hatte z. B. das

1) Alba Julia = Gyula! ist ein von den Gelehrten gebildeter Name.

2) Es wird jedoch dem Worte sat gewöhnlich ein albanesischer Ursprung zuerkannt (O. Densusianu I, S. 353, 355).

Dorf Plotuneştĭ im 18. Jahrhundert drei bătrînĭ, die sich infolge der vorhandenen Schenkungs- und Teilungsbriefe genau gegeneinander abgrenzen liefsen. Einer hatte in der ältesten Vergangenheit einem Priester gehört, der zweite einem gewissen Andreĭ Brînză; der dritte endlich, dessen Geschichte besser bekannt ist, die Erbschaft und das Dorf des Stan Plotun, hat auch den Gesamtnamen von Plotuneştĭ hergegeben, indem die zwei anderen bătrînĭ, als weniger bedeutend, sozusagen in seine Familie aufgenommen wurden. Wir besitzen zwar nicht den fürstlichen Schenkungsbrief für Plotun selbst, aber wohl die im Jahre 1520 für seine Söhne ausgestellte Bestätigung der Schenkung [1]).

Diese Art, ein Dorf zu gründen, war selbstverständlich schon viel früher üblich, als ein Fürstentum entstand: eine grofse Anzahl, vielleicht die Mehrzahl aller Dörfer, bei denen die Endung -eştĭ oder -enĭ an den Namen des Stammvaters angefügt ist, gehören hierher: man sagte „Piscanĭ“, wo der Piscul gestanden hat [2]), „Piţivoieştĭ“, wo Piţivoĭ Boul usw. gewesen ist. In den frühesten Fürstenurkunden, die sich auf die Besitzrechte der Bewohner der Moldau beziehen, findet man ganz dieselben Verhältnisse, die sich später genauer und in zahlreicheren Fällen wahrnehmen lassen: so erscheint z. B. 1418 vor dem Fürsten, um eine Landforderung anzubringen, im Namen von mehreren Söhnen und Enkeln, als Vertreterin des ungenannten ursprünglichen bătrîn, eine alte Frau, Maicolia [3]).

In der Moldau, ebenso wie in der Walachei, heifst das von dem Ahnen überkommene Erbgut eine moşia. Die Bezeichnung ist von derjenigen des Ahnherrn selbst hergeleitet. Denn moş bedeutet Grofsvater oder Stammvater. Darum heifsen auch in der Walachei die freien Bauern, welche noch ihren eigenen Boden besitzen, ohne von jemand anders als dem Fürsten und seinem Beamten abhängig zu sein, moşnenĭ oder moştenĭ, d. h. Nachkömmlinge des moş und zugleich erbliche Besitzer seiner Ver-

1) Archiva societăţiĭ ştiinţifice şi literare din Iaşĭ I, S. 385 f., 556 f.

2) Uricariul XVIII, S. 120; J. 1533. Vgl. die Urkunde des walachischen Fürsten Dan, welcher in einem Dorfe den Anteil zweier Familien, der Ligăşeştĭ und Ruşeştĭ, anerkennt; Arch. ist. I[1], S. 19.

3) Popescul nr. 1.

lassenschaft, der moșia. Das Land selbst, der politische Staat, erscheint in diesem Lichte, und nach diesem Grundbegriffe ist jeder Rumäne Sohn und Herr seiner heimatlichen Erde, danach wird das Vaterland nur als moșie, als das den kämpfenden und arbeitenden Ahnen gehörige Erbgut angesehen und genannt. Als sehr alte Benennung slavischen Ursprungs kommt schon in den ersten Urkunden, welche den Bodenbesitz betreffen, das Wort ocină (ѡчина, ѡтнина, ѡтчина) und auch der Ausdruck moșie ohabnică vor: die Familienbesitzungen tragen diesen Namen, während die späteren Schenkungen des Fürsten — in der Moldau wenigstens — als Urik (оурик, magy. örök), wie später die Urkunde heifst, womit sie vergeben wurden, bezeichnet werden. Ocină war kein Kanzleiausdruck ruthenischen oder bulgarischen Ursprungs, wie manches andere Wort und ebenso manche Formel; die rumänischen Bauern von Siebenbürgen sprechen vielmehr im Anfange des 17. Jahrhunderts von ihren „ocine“ in demselben Sinne wie die Fürsten der Moldau im 15. Besitzungen, die sie so nennen, bestätigen [1]). Ja noch im 15. Jahrhundert findet man im Hatzeglande Dörfer, alte Dörfer aus entfernter Zeit, die Ohaba, Ohabița, Uric heifsen [2]). Mit der Zeit wurden aber die „urice“ selbst zu „ocine“, gesetzlich und auch im Sprachgebrauche: man spricht nun von „rechten ocine aus ihrem rechten und wahrhaftigen uric“, und eine vom Fürsten bekräftigte „ocină“ konnte auch „uric“ benannt werden [3]), ja es kommt vor, dafs in Bestätigungsurkunden dasselbe Dorf bald „uric“, bald „ocină“ genannt wird [4]).

Die moșie wurde von allen Mitgliedern der Familie — einmal erscheint ausnahmsweise das Wort fămeaia für „familia“, aber es lebt nicht mehr im Volksmunde — beherrscht, und es gibt keinen Unterschied zwischen Brüdern und Schwestern, zwischen Söhnen und Töchtern, zwischen der Mutter und ihren Spröfslingen hinsichtlich des Rechtes am Boden. So erscheinen, um einen neuen uric zu bekommen, „Tatul Plotun, mit seinen Brüdern Sima und Coste und mit seinen Schwestern Anușca und

1) Studiĭ și doc. IV, S. 15—17; G. Popoviciĭ in Primos lui D. Sturdza, Bukarest 1903, S. 360, Anm. 6.

2) Hurmuzaki II², S. 276, nr. 246; S. 378, nr. 334.

3) Uricariul XVIII, S. 33. 4) Uricariul XVIII, S. 256.

Sorea und Neaga und Micae“, die auf derselben Stufe Nachfolger und Erben des Stan Plotun sind; für alle gibt es nur eine Verleihung, nur eine einzige Urkunde, welche den ältesten Mitgliedern der „semenţie“, des Stammes, ausgehändigt wird; eine einzige Grenze umschliefst die Anteile, părţĭ — wieder ein lateinischer Ausdruck —, aller Blutsverwandten, und Grenzsteine bezeichnen nur die Ausdehnung der ganzen Dorfflur — die Grenze heifst hotar (magyar. Ursprungs) oder margine —, so wie sie noch besteht oder vor der Vereinigung mit einem anderen bestanden hat.

An dem Walde, am Bache, an den Wiesen und an der öden Landschaft ringsherum, die sich noch bis gegen 1550 hier und da vorfand, kurz an dem ganzen Gebiete, das dem der deutschen und auch siebenbürgisch-sächsischen Feldmark entspricht, hat jeder Einwohner des Dorfes das gleiche Recht, und nicht einmal an theoretisch konstruierte Anteile darf man denken: die Teile, die durch keine äufseren Zeichen voneinander geschieden sind und nur bei einem Verkaufe, der erst später einzutreten pflegt, zuerst begrenzt und hier und da bestimmt werden müssen, diese Teile, părţĭ, slavisch дел, beziehen sich nur auf die vatra satuluĭ, nicht auf den Umkreis, die gemeine Mark, silişte, die auch der Rand, la margine [1]), genannt wird. Mit einer charakteristischen Bezeichnung werden die Dorfmitglieder, selbst noch in einer sehr späten Entwickelungsperiode, als sich der Grad der Verwandtschaft nicht mehr erkennen liefs und das Heiraten innerhalb des Dorfes ein Erfordernis der Sitte war, belegt: sie heifsen selbst dann noch „fraţĭ de moşie“, d. h. Brüder auf dem Erbgute [2]). Zu einer späteren Zeit galt das Dorf nicht mehr als Besitz des ältesten Erben jenes ersten Ansiedlers, konnte mithin auch nicht durch diesen allein vor dem Landesherrn und dem ungeschriebenen Gesetze vertreten werden: darum mufsten alle Einwohner als Mitbesitzer des Ganzen, obgleich tatsächlich nur Nutzniefser eines Teiles, bei jeder Veränderung des Dorfeigentums vor dem Richter erscheinen. Das ist eine allgemeine rumänische Sitte, in der Mol-

1) Silişte ist der unbewohnte Teil einer Ansiedelung oder der Zustand des Ortes vor der Ansiedelung: so sagt man, dafs aus einer silişte ein Dorf gemacht wurde; Uricariul XVIII, S. 350.

2) Studiĭ şi doc. V—VI, Register.

dau sowohl wie in der Walachei, und nicht weniger in Siebenbürgen. Die Nachbarn „von oben und von unten“ erscheinen bei jedem Verkauf, Tausch oder Vertrag, der sich auf den Grund und Boden bezieht, neben der eigentlichen Familie; beim Verkaufe wird ihnen die betreffende parte angeboten, sie können sie zu dem landläufigen Preise, wie ihn die Gemeinde feststellt, annehmen oder auf dieses Recht verzichten — was in Siebenbürgen „a lepăda“, wegwerfen [1]) heifst. In diesem Falle darf auch der Fremde kommen und sein Geld anbieten: aber nur, wenn er von den älteren erblichen Besitzern in ihren Kreis aufgenommen, man möchte sagen „adoptiert“ wird, kann er von dem Fürsten die Bestätigung der Vertragsurkunde, carte (carta, lateinisch), später slavisch zapis genannt, verlangen. Trotzdem behalten die moşneni, die Nachkommen des moş oder bătrîn, immer das heilige Recht, ihr Eigentum, wenn sie in bessere Verhältnisse kommen, zurückzufordern [2]). Sie brauchen dann nur die ursprüngliche Kaufsumme den Blutfremden, dem verhafsten Eindringling, zurückzuerstatten: man „wirft ihm das Geld weg“, i se aruncă banii, und er mufs sich fortpacken, um das einträchtige Familienleben in dem Dorfe wieder herzustellen. Später, als man vollkommnere Häuser baute, Zäune anlegte und Verbesserungen aller Art vornahm, wurde der Anteil eines jeden am Wasser, am waldigen Hügel und am Teiche abgesondert und in dauerndes Besitztum verwandelt. In der Moldau dagegen besitzt, bis tief in die moderne Zeit herein, jeder Bauer nur den dritten, vierten usw. Teil eines bătrîn, und zwar sind in der Regel, wie es scheint, die Erbteile für alle Erben auf- und absteigender Linie gleich gewesen, so dafs der Witwe gerade soviel wie den Kindern und Enkeln zufiel. Die Erbschaft heifst moştenire, und dieses Wort besagt, dafs vor allem der Besitz an Grund und Boden dazu gehörte, während in der Verteilung der beweglichen Güter, der Herde, des Hornviehes, der Geräte, Kleider und Kleinodien, wenn sich bei einem reicheren Bauer solche fanden, Ungleichheit herrschte. Der Hausvater, die Hausmutter konnten, wenn sie in ihren alten Tagen von einem ihrer Söhne

1) Studiĭ şi doc. IV, S. 15.

2) Vgl. Studiĭ şi doc. V—VI, Register unter dem Schlagworte: „a arunca baniĭ“.



oder von einer ihrer Töchter versorgt wurden, ihr Feld diesem oder dieser noch bei Lebzeiten schenken oder durch mündliche, viel seltener durch geschriebene diată hinterlassen [1]). Bei Lebzeiten des Vaters waren die Kinder, soweit sie noch nicht eigene Familien gegründet hatten, „im selben Brode", într'o pită, mit dem Hausherrn, der sie dem Staate oder dessen Nachfolgern, den Grofsgrundbesitzern, gegenüber vertrat [2]). Verlor einer durch ein Verbrechen oder durch unziemendes Betragen seinen Anteil völlig oder für längere Zeit, dann fiel nach dem Gewohnheitsrechte die verlassene oder verlorene Hofstelle den anderen Mitgliedern der grofsen alten Familie zu [3]).

Der Fremde kommt nur dann dauernd in ein Dorf und verliert sich in der unzertrennbaren Einheit der Bewohner, wenn er heiratet oder adoptiert wird; ja bei Licht besehen, stellt die Heirat, so wie sie der rumänische Bauer bis heute in etlichen entlegenen Gebieten versteht — aufser wenn der junge Mann die Frau in sein heimatliches Dorf führt, was in der Volksdichtung immer eine Gelegenheit zur Trauer und zum Fluche für die Neuverheiratete ist — eine Adoption dar. Es ersteht dadurch dem alten Vater ein neuer Sohn; als solcher wird er betrachtet und bekommt den gleichen Anteil an der „väterlichen" Erbschaft; ja die Brüder der Frau nennen ihn ihren Bruder.

Aber auch ohne eine solche wirkliche neugeschaffene Verwandtschaft bekommt der Rumäne „Brüder", die dann auch zu Mitgliedern desselben Dorfes mit gleichen Rechten werden: zwei Freunde laden die Gemeinde zu der Festlichkeit ihrer Verbrüderung, wobei sie feierliche Formeln austauschen und unter dem Segen des Glaubens „frațĭ de cruce" werden [4]); das gilt oft mehr als wahre Blutsverwandtschaft, und in der Volkslegende spielt dieser Gebrauch eine recht grofse Rolle. Oft aber verfolgen in der Heldendichtung solche künstliche Verwandtschaften nicht die edlen Zwecke treuer Freundschaft und Aufopferung: die înfrățire geschieht vielmehr nur, um dadurch einen gut zahlenden

1) Meine Sate și preoțĭ, S. 110.

2) Meine Doc. Bistrițeĭ, passim.

3) Sate și preoțĭ, S. 125—126.

4) Bibicescu, Poesiĭ populare, Anmerkungen.

Fremdling in die Dorffamilie einzuschmuggeln. Gibt es doch den sonderbaren und ziemlich komischen Fall, daſs sich zwei Klöster, um den Willen der Stifter nicht zu verletzen, für Tauschzwecke heilig verbrüdern [1]): Mönche, Diener, Hirten der beiden Gotteshäuser sollen sich gegenseitig als Genossen betrachten. Noch im 15. Jahrhundert findet sich eine „Verbrüderung bis zum Tode“ zwischen einem Bojaren und den Söhnen seines eigenen Bruders, damit sie sich gegenseitig beerben können [2]). Bei den Personenverbrüderungen gab es auch einen „înfrățitor“, eine Art von Pseudovater ad hoc, der zu Geschenken für die neuen Brüder, ihre wahren Väter, falls diese noch lebten, und ihre Hausfrauen verpflichtet war. War dann dies alles dem Brauche gemäſs verlaufen und durch einen zapis feierlich verkündigt worden, dann vollzog man endlich die Schenkung von Erbteilen, die anders unmöglich gewesen wäre [3]). Später wurden solche Verbrüderungen auch für Handelszwecke von Handelsgenossen gemacht, „auf daſs wir Brüder beim Gewinne und Schaden seien“ [4]).

Um ähnliche Zwecke zu erfüllen, nahm man bei den Rumänen wie bei den benachbarten Bulgaren [5]) fremde Personen, jüngere oder ältere an Sohnes Statt an, und diese Söhne anderen Blutes hieſsen de fiŭ, als Sohn [6]), fiŭ de suflet oder auch „suflet“, d. h. Seelensöhne. So verfuhren meistens kinderlose Leute, die von ihren entfernten Verwandten in ihren letzten kummervollen Jahren keine Unterstützung erwarten durften und daher an Kindes Statt den „guten Christen“, der sich aus Milde ihrer annahm, adoptierten [7]).

Diese Verhältnisse haben nur, wenn man sie äuſserlich und oberflächlich betrachtet, eine Ähnlichkeit mit den slavischen Dorfgemeinden, mit der Zadruga und dem Mir. Grundsätzliche Verschiedenheit herrscht zwischen den rumänischen Verhältnissen,

1) Arch. ist. I², S. 29.
2) Arch. ist. I¹, S. 6.
3) Ebenda I¹, S. 139; J. 1620.
4) Studiĭ și doc. V, Jahr. 1720, S. 491 (s. Register, Schlagwort „frațĭ“).
5) S. die Fälle bei Thronstreitigkeiten im 13. Jahrh. in Jireček, Gesch. der Bulgaren.
6) Uricariul XVIII, S. 416.
7) Sate și preoțĭ, S. 127.

die, wie die dabei verwendeten Worte andeuten, bis in die vorslavische Zeit zurückreichen, und den serbischen oder russischen. Dort ist es möglich, alles auf die ursprüngliche „Demokratie“, auf das Leben unter der Regierung des Familienvaters zurückzuführen, während hier die Agrarverhältnisse mafsgebend geworden sind. Es ergibt sich hier alles nicht aus den politischen Lebensverhältnissen, sondern vielmehr aus dem ewigen, ausschliefslichen Besitzrechte des Ahnherrn. Dort geht alles auf das Faktum der Barbarenwanderungen zurück, woran die Slaven ihren Anteil hatten, hier auf die langsame Ausbreitung eines friedlichen, in den Anfängen eines Kulturlebens stehenden Volkes, das sich Raum für seine zukünftige Geschichte sucht.

II. Hier und da findet man in der rumänischen Volksdichtung Stellen, die das Leben im Freien, das Wandern des Hirten verherrlichen. „Regenwölkchen“, singt das Bauernmädchen, „Regenwölkchen schön, steig nicht stark zu Berge, denn dort steht mein Schöner: du wirst auf ihn regnen, du wirst ihm was antun, und so kann er mit den Schafen nicht mehr ausziehn“ [1]). „Schlechter Berg“, spricht der Hirte, „wenn ich oben wäre, würde ich herumspähn, wohin weiter wandern?“ [2]). Oder die Liebe mit den Wolken und Sternen, die über den Bergen hangen oder ruhig leuchten, vergleichend, singen sie: „Von dem Berge kommt die Wolke, von der Liebe kommt das Heimweh; von dem Berge kommen Sterne, von der Liebe kommt mir Trauer“ [3]).

Aber solche Weisen werden nur in wenigen Gebieten gesungen, wo bei widrigen Naturverhältnissen die Einwohner sich zum guten Teile von den Herden ernähren müssen; in der Tat stammen die angeführten Proben alle aus dem siebenbürgischen nordöstlichen Kreise von Bistritz, wo die Dorfbewohner, ohne völlig auf den Ackerbau in geeigneten Strichen zu verzichten, ihre kleinen Herden ins Gebirge treiben müssen. Aber auch in dem Volksliede erscheint als Hauptbeschäftigung des Rumänen die „Bearbeitung der Erde“, die schwere, heilige Kultur des Bodens: lucrul pămîntuluĭ, von welcher alles kommt und für welche

1) Onişor, Poesiĭ populare I, S. 38.
2) Ebenda S. 76.
3) Ebenda S. 32.

alles andere aufgeopfert wird. „Was ist das Beste auf der Erden", fragt, zice („sagt"), „die Volksweise", und die Antwort lautet: „Nichts ist besser als ein Pferdchen, weil es trägt dich und fortbringt dich". „Was ist das Beste auf der Erden?" „Nichts ist besser als der Ochse, weil er ziehet schwarze Furchen und dir drischt das weifse Korn". Und nur, um zum Schlusse auch denjenigen zu befriedigen, welcher auf eine andere Weise die tägliche Nahrung erwirbt, wird noch einmal gefragt: „Was ist das Beste auf Erden?" „Nichts ist besser als das Schäfchen, weil es dich im Sommer nähret und im Winter warm dich hält" [1]).

Beim Tode wird besonders das Verscheiden im Frühling, in der Zeit rühriger Arbeit betrauert, und die bocitoare, die bezahlten Klageweiber jammern: „Wo ich geh' und singe, sah ich Männer mit dem Pfluge; ihre Frauen bringen Essen, und die Männer schreiten pflügend, und die Frauen kommen singend, und sie gehen alle jauchzend ... Ach! wie stolz bist du gestorben, als der Pflug ging und die Wiesen grünten und die Bäume knospten" [2]).

Wenn, im tiefen Winter, bei der grofsen Feier des neuen, immer besseren Jahres, die jüngere und auch ältere Bevölkerung des Dorfes sich in kleinen Gruppen versammelt, um beim Antritt der Nacht, die grofsartig komische Musik der leeren Fässer aufzuführen, die mit Häuten geschlossen sind, aus denen ein Pferdeschwanz herausragt, um von dem gelegentlichen Buhaĭspieler mit feuchten Händen bearbeitet zu werden, und wenn bei dieser Dorfvorstellung in der eisigen freien Luft des Abends althergebrachte Lieder erschallen, ist nicht von Herden und von keinem Hirtenkönig die Rede, — nein, der Patron der Jahreswende ist der „Bruder Trojan", ein Kaiser der Bauern, und in die Geschichten von seinem Ritte auf dem kostbar verzierten Pferde werden allerlei Einzelbilder aus der Mühl- und Feldarbeit eingeflochten. Diese colindă des Neujahrs heifst übrigens a merge cu plugul, cu plugușorul; die mit dem Pfluge umhergehen und die dabei beschäftigten, froh singenden Dorfburschen werden plugarĭ genannt.

---

1) **Marian**, Sĕrbătorile I, S. 17.
2) **Marian**, Îngroparea, S. 505.

Die Volksliteratur pflegt auch diejenigen Zustände zu kennzeichnen, mit denen das Volk im besonderen verwachsen ist. Aber das Volkslied ist es nicht allein, das uns von der Verbindung des rumänischen Volkes mit dem Grund und Boden des Dorfes erzählt; es gibt dafür auch noch andere Zeugnisse. Vor allem sind die Zustände, wie wir sie aus den frühesten Urkunden kennen lernen, in allen Teilen des „rumänischen Landes" dieselben. Die organisierenden, nach festen Grenzen strebenden Fürsten der „Transalpina" und der „moldauischen terra" haben dieselben Elemente zu Untertanen am südlichen wie am östlichen Abhange der Karpathen; es ist die nämliche Bevölkerung, die zwei Jahrhunderte früher die ungarischen Könige und ihre Beamten in den Tälern Siebenbürgens zu beherrschen anfingen, wo wir das zentrale Mutterland des „walachischen" Stammes und seines dakisch-römischen Vorläufers zu suchen haben.

III. Die Wojwoden von Argeş finden in der allmählich vom Norden aus eroberten Ebene Dörfer mit ackerbauernder Bevölkerung, mit „silişti" und „ţarine", und zwar in so großer Anzahl, daß sie kein Land vergeben konnten, da alles schon besetzt und besessen war. Von öden Gebieten ist niemals die Rede; und diese Tatsache bestätigt auch die Schenkungsurkunde Bélas IV. zugunsten der Johanniter, die, im Oltlande wenigstens, „agriculturae", Wiesen, Mühlen und Kirchen als vorhanden aufführt.

In der Moldau ist zwar die Beschenkung „treuer Diener" mit in der „Wildnis", in der поустина gelegenen Gebieten nicht selten, aber dies ist nicht wörtlich zu verstehen, schon deshalb nicht, weil dieses „öde Land" dennoch durch bereits vorhandene, geographisch festgelegte Punkte begrenzt ist [1]).

Außerdem finden sich unbewohnte Striche nur in gewissen Gegenden, während in den übrigen Teilen des Fürstentums eine alte Bevölkerung lebt, die die Eroberer mit ihrem langjährigen Besitz bestätigen und sichern. In diesen viel zahlreicheren Fällen bekommt der bisherige tatsächliche Besitzer das Gut, welches er von seinen Eltern und Voreltern geerbt hat, in den „alten Grenzen": diese sind so allgemein bekannt, daß ihre nähere Beschrei-

1) Orest Popescul, S. 8.

bung als nicht notwendig erscheint. Die Dörfer sind alle ocine und stammen aus einer Zeit, wo ein rumänisches Fürstentum in diesem moldauisch „transalpinischen Lande“ noch nicht bestand, und sie behielten gemäfs dem uric des Herrschers von Suczawa ihr altes Recht, das man nicht antasten konnte [1]).

Der ungarische König trifft an den siebenbürgischen Gewässern keine unbeständige, ruhelose, wild herumschweifende, dürftige Hirtenbevölkerung, wie politische Voreingenommenheit es so oft zu beweisen versucht hat. An ein vollständiges, metaphysisches desertum, in einer fruchtbaren, schönen Gegend, zwischen gut bevölkerten Nachbargebieten, zu denen die Karpathenpässe Zugang gewährten, darf man nicht denken, schon weil eine solche Annahme völlig unlogisch wäre. In dem Privileg für die deutschen Ordensritter werden schon die „Blaci“ — der Name wurde später in der königlichen Kanzlei durch „Olaci“, dann durch „Walachi“ ersetzt — als auf derselben Kulturstufe mit den ungarischen Grenzwächtern, den Szeklern, lebend erwähnt: es existiert in Siebenbürgen neben den Hofstellen der sächsischen hospites in diesem Jahre 1222 eine „terra Blacorum“ und „eine terra Siculorum“ [2]). Hirten haben jedoch, wie wir schon bei den Arămînen sahen, zwar ihre Berge, aber kein eigenes Landgebiet. Etwas später bekommt eine der ersten frommen Stiftungen in der transsilvanischen Provinz, Kerz im Oltlande, wo der gebildete „lateinische“ Mönch in harter Arbeit noch eine schöne Mission zu erfüllen hatte, eine terra geschenkt, welche den Wlachen abgenommen, entrissen war, „exempta de Blacis“ [3]). Derselbe König Andreas, dem die Magyaren ihre Herrschaft in der Karpathenfestung zum gröfsten Teile zu danken haben, bestätigt die Freiheiten der sächsischen Ansiedler und gibt ihnen dabei das Recht, den „Wald der Wlachen und Petschenegen“ gerade so wie diese „Blaci et Bisseni“ selbst gemeinschaftlich zu benutzen; den betreffenden Wald mufs man sich sehr ausgedehnt denken als einen jener unendlichen

1) S. den ersten Fall von fürstlichem Urteil in Grundstreitigkeiten in Orest Popescul, S. 3—4; J. 1408.

2) Zimmermann-Werner I, S. 20.

3) S. 27. Vgl. „terrae Siculorum“, 1252; Zimmermann-Werner I, S. 78, nr. 86.

Wälder, wie sie das frühe Mittelalter kennt, etwa wie den hercynischen, den serbischen Wald, der sich von Belgrad bis Nisch erstreckte [1]), oder den walachischen am nördlichen Ufer der Donau. Nicht ausschliefslich als Hirten nutzten die Wlacho-Bissenen ihren Wald, sondern nur, wie es die Sachsen, die gewifs nicht ausschliefslich dem Hirtenleben huldigten, auch taten, um Holz zum Bauen der Hütten und zum Brennen zu sammeln, und ihre Schweineherden zur Mast hineinzutreiben; eine solche silva findet sich übrigens in Siebenbürgen mit jeder gröfseren oder kleineren Bauernansiedelung vereinigt. Darum entrichteten sie auch den Sachsen, was eigentliche Hirten, die keinen Herd haben und keine Grenzen kennen, niemals getan hätten, terragia, wie sie die Sachsen selbst in besonderen Fällen dem siebenbürgischen Bischof zu bezahlen nicht verschmähten [2]). Wegen der Verheerungen, welche die Schafe und Schweine der walachischen Dörfer in ihrem Walde anrichteten, klagen die Sachsen im 15. Jahrhundert vor dem königlichen Gericht, wie sie sich im 13. gewifs oft bei den königlichen Beamten haben beschweren müssen [3]). Solche Herden im Sachsenwalde zu mästen war übrigens auch bei den Sachsen selbst Sitte, und der „ritus suae gentis“ unterschied sich nicht von dem ritus der benachbarten Eingeborenen [4]).

Die Petschenegen waren Reste der ehemaligen barbarischen Militäraristokratie an der Donau, die als Flüchtlinge aus diesem Gebiete, wo sie geherrscht hatten, gekommen waren; manche Gruppe mag auch inselartig in Siebenbürgen noch von ihren Einfällen im 11. Jahrhundert her bestanden haben. Sie lebten in geordneten Verhältnissen und genossen gewisse Vorrechte: im Jahre 1222 sprechen sie klagend von „ihrer alten libertas“ [5]), die sie angetastet wähnen. Sie erkennen als ihre Obrigkeit mehrere jobbagiones und einen comes an, der nur drei Jahre fungiert und nur selten unter den seiner Obhut anvertrauten Barbaren er-

1) „Octo diebus in saltu spaciosissimo expletis“, „ingentia et spaciosissima Bulgarorum nemora“; Historiens occidentaux des croisades IV, S. 278.

2) Zimmermann-Werner I, S. 198, nr. 269.

3) Hurmuzaki I², S. 192ff.

4) Zimmermann-Werner I, S. 10.

5) „Eorum libertas ab antiquo instituta“; Hurmuzaki I, S. 78.

scheint. Die „Bisseni“ entrichten ihrem Vorstande nur sehr kleine Abgaben, sind aber zum Militärdienste verpflichtet. Wie die Szekler — die andere siebenbürgische Bevölkerung, welche urkundlich neben den Rumänen erwähnt wird, — sind sie dieser oder jener königlichen Burg als Wächter und gelegentliche Verteidiger zugewiesen, und in dem Dorfe, in dem sie leben, haben die ungarischen Beamten feste Grenzen, metae, abgesteckt [1]). Sie ähnelten gewifs in jeder Hinsicht den Petschenegen in Westbulgarien und Serbien, den „Pincenarii qui Bulgariam inhabitabant“ aus dem 12. Jahrhundert: diese letzteren waren auch mit der Wacht an den Flüssen betraut [2]) und hielten mit ihren Pfeilen und Bogen aus Horn und Knochen den nachbarlichen Feind vom Lande fern. Bis zum Jahr 1324 gab es in Siebenbürgen noch „freie Leute, die Bissenen waren“, „homines liberi Biceni“ [3]).

Als Genossen der Szekler und der Petschenegen werden die „Olaci“ bald zu denselben militärischen Zwecken verwendet. Die meisten jobbagiones castrorum, die man bei Gyula-Fehérvár, bei Solnok, Ung, Szathmár — der Name ist rumänisch und bedeutet „Grofsdorf“ —, bei Rodna, Orte, die alle ursprünglich königliche castra sind, während des 13. Jahrhunderts findet, waren sicher Rumänen: die in der zuerst genannten Burg heifsen 1206 „Gynna (Ghinea), Gyna, Gyurgy (Giurgiŭ), Iseph, Willera“ [4]). Vom Pristalde des Königs erhielten sie Hofstellen in einer „villa militum“ [5]), und dieser Landbesitz war, wenn sie ihren Pflichten nachkamen, erblich. Diese Einrichtung läfst sich bis zu den Zeiten „des heiligen Königs“, d. h. König Stephans I., zurückführen [6]), und noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts war der jobbagionatus ein honor, eine Militärwürde; hiefs doch der Vertreter des obersten Kriegsherrn in Siebenbürgen ebenfalls jobbagio [7]). Solche Walachen waren es, die neben anderen „inhumani homines“, Kuma-

1) Hurmuzaki I, S. 125. Vgl. auch S. 73 (nr. LII), 101.

2) Hist. occidentaux, S. 278.

3) Hurmuzaki I, S. 588, nr. CCCCLXIV.

4) Zimmermann-Werner I, S. 8—9; ebend. S. 146, nr. 205; S. 240; Hurmuzaki I, S. 327, nr. 238; S. 470, nr. 379.

5) Zimmermann-Werner I, S. 8.

6) Ebenda I, S. 53—54.

7) Ebenda I, S. 34.

nen, Ungarn, „verschiedenen Slaven“, Szeklern, Petschenegen (Bezzermini), Ismaeliten (Tataren), gegen den Böhmenkönig Ottokar 1260 in der Schlacht zu Kressenbrunn kämpften [1]).

Aber noch in dieser Zeit wurden nicht selten die königlichen Rechte an den auf königlichen Befehl und mit dem Gelde des Königs erbauten Schlössern von habgierigen, ungehorsamen Edlen und Greben, nobiles und comites, usurpiert, was ausdrücklich im Jahre 1238 erwähnt wird [2]). So sank mit der Zeit die Stellung eines jobbagio immer tiefer herab, und zwar in dem Maſse, als das Land durch andere Kräfte, diejenigen der Sachsen und des emporkommenden siebenbürgischen Adels verteidigt wurde. Noch im 13. Jahrhundert erscheinen die jobbagiones als mit den gemeinen rustici auf gleicher Stufe stehend und muſsten wie diese eine Übersiedelungsgebühr bezahlen [3]): sie gehörten einem Edelmanne, selbst wenn sie selbst „Kenezien“ waren [4]), oder einer Kirche [5]), und waren schon 1366 durch eine „antiqua et approbata regni consuetudo“, auſser in Kriminalfällen, dem Richterstuhle der Edelleute untergeordnet [6]). Aber auch in dieser ihrer Erniedrigung fochten sie noch mit ihren „Bauernwaffen“ — arma rusticana — unter der Fahne des nobilis und behielten auch ihr ererbtes Recht an dem alten Boden ihres Geschlechtes [7]).

Aber auſser den Jobbagiendörfern an der Grenze, von Gyula-Fehérvár an bis zum Szeklerwinkel, wo sich gegen 1300 und im folgenden Jahrhundert ganze rumänische Dörfer oder wenigstens rumänische Einwohnergruppen im Besitze ihrer alten geschenkten Güter [8]) in altungarischen Orten finden, war das ganze Land bei

---

1) Katona VI, S. 314; vgl. Jorga, Studiĭ și doc. III, S. 76, nr. 1; Mon. Germ. Hist., Scr., IX, Register unter Walachi.

2) Hurmuzaki I, S. 67.

3) Vgl. auch Hurmuzaki I, S. 576—577, nr. 455.

4) Ebenda I², S. 247. Für die Erklärung dieses zweiten „honors“ s. oben S. 139, 152—153 und weiter unten.

5) Zimmermann-Werner II, S. 54.

6) Ebenda II, S. 235, nr. 840; S. 230—231, nr. 834.

7) Zimmermann-Werner II, S. 526.

8) „Terra relicti et donati fuere“; Hurmuzaki I: „villa olachalis des Ursus Knezius“; I², S. 335—336. Vgl. auch „Ungari sive Olachi constituti infra indagines“; 1294.

der Ankunft der Ungarn mit „villae olachales“ besät. Sie lassen sich an dem Beinamen Olah-, an den altslavischen Namen, die die schon verschwundenen Slaven nicht weiter trugen, die aber von den neuen magyarischen Ansiedlern des Landes angenommen wurden, und endlich an den Namen der Einwohner erkennen. Die in den erwähnten villae fest angesessenen Rumänen haben auch die Namen der Flüsse, die zuerst in slavischem Gewande „Marisch“, „Schebis“ (später Maros, Sebes) erscheinen, überliefert, und ebenso die zahlreichen Ortschaftsnamen, die sich, wie Siret, Galațĭ oder Grădiște, auch in „transalpinischen“ Gebieten finden. Um einzelne datierte Fälle anzugeben, so stöſst man schon 1135 auf den „Crez“ (Crețu?) [1]), 1219 auf das „pratum Mykula“, die „villa Myroslov“ (Mirăslăŭ) und eine andere, „Sycozov“ [2]), 1219 auf die königliche udvornici: „Cuzma, Bessu, Bud, Bundu“ [3]), 1221 auf einen „incola Nugul“, die „servi“: „Micou, Lazou“, den „vinitor“ „Buchta“, den Hirten „Pychu“ [4]), 1246 aber auf die Ortschaften: „Byolokol“ und „Golou“ [5]), 1252 auf den Berg „Vecul“ [6]) und in demselben Jahre auf den Personennamen Budul [7]). 1236 wird als des Verrats schuldig Nicolaus, Sohn des „Borch“, sowie „Mica Barbatus“ [8]) genannt, 1276 die „terra filiorum Mykula“ [9]), 1283 die Ortschaft „Musna“ [10]); dann die Ortsnamen „Mogorrenn“, „Pastorren“, die sich sprachlich nur rumänisch erklären lassen dürften, endlich die Dörfer Olahteluk, Olahkercz usw. [11]). Dabei sollen verdächtige Zeugnisse ganz auſser Betracht bleiben: ein solches wäre etwa die Nachricht von 1231, die in auſsergewöhnlicher Form von „Trulh, Sohn des Choru“ erzählt, einem Gutsbesitzer im Fogaraslande und Erben anderer

1) Fejér, VII[5], S. 102; zuerst bei O. Densusianu I, S. 393 zitiert.
2) Hurmuzaki I, S. 70, nr. 81.
3) Ebenda S. 70.
4) Ebenda S. 71—73.
5) Zimmermann-Werner I, S. 72.
6) Ebenda S. 79, nr. 86; II, S. 246, nr. 853.
7) Monumenta Hungariae Historica XII, S. 343; apud O. Densusianu I, S. 393.
8) Hurmuzaki I, S. 143, nr. 112.
9) Ebenda I, S. 409, nr. 328.
10) Zimmermann-Werner I, S. 144–145, nr. 203.
11) Ebenda S. 48, 67; Hurmuzaki I, S. 446, 583.

rumänischer Bauern, die dort lebten „in der Zeit, als das Land Fogaras den Bulgaren gehört hätte“ [1]); dies steht weder mit der Geschichte im Einklang, noch entspricht es der in jener Zeit gebräuchlichen Ausdrucksweise. Ähnliches gilt von einer Hattertfestsetzung, worin Rumänen des Bistritzer Bezirks im 14. Jahrhundert mit grofsem Pathos von ihren „millenären“ Besitzrechten in der Gegend sprechen [2]).

Weiter haben die Magyaren von dieser alten Bevölkerung Worte wie cer für einen in Siebenbürgen sehr verbreiteten Baum, dessen Rinde zur Gerberei verwendet wird [3]), übernommen, „curtis“ in lateinischen Urkunden für den Sitz einer Obrigkeit [4]), kerep-corabie für die Wasserfahrzeuge auf dem Marosflusse [5]). Das szeklerische Wort Udvarhély kommt gewifs vom slavischen Dvor (hung. Udvar), das die Rumänen dem ungarischen Sprachschatze zugebracht haben [6]). Auch für den nur in Siebenbürgen und nicht über das 13. Jahrhundert hinaus vorhandenen Stand der „udvornici“ des Königs ist dieselbe Erklärung anzunehmen [7]): es waren freie Bauern mit erblichem Besitze, der terra udvornicorum genannt wird. Endlich sind auch, wie unten noch zu ersehen ist, Namen für politische Würden von diesen Vorgängern und teilweisen Wohnnachbarn entlehnt: vielleicht „pristald“ (pristav), gewifs aber die „udvornici“ und der Wojwode.

Die Erwähnung von deserta, die nicht selten vorkommt, ist ebenso zu erklären, wie die пѣстина der moldauischen Fürsten. Eine sessio, eine terra kann, besonders nach dem Tatareneinfalle, wirklich „öde“ gewesen sein [8]), aber dafs das ganze Burzenland die Kanzleibezeichnung von „vacua et inhabitata“ verdient

---

1) Zimmermann-Werner I, S. 55, Nr. 64.

2) Hurmuzaki I², S. 116.

3) „Cortices arborum vulgariter cheer“; Zimmermann-Werner II, S. 243, nr. 851.

4) „Curtes pontificales“, Zimmermann-Werner I, S. 72, nr. 81.

5) „Navis kerep“; 1248; Hurmuzaki I, S. 77. Die ebenda erwähnte „navis olch“ kann nicht erklärt werden.

6) Die alte Form des Schlosses ist: Utvord 1301; Hurmuzaki I, S. 553.

7) Hurmuzaki I, S. 69, 125; Zimmermann-Werner I, S. 174.

8) Hurmuzaki I, S. 696; I², S. 28, nr. 21. Vgl. I, S. 221—222, nr. 222.

hätte [1]), ist nicht anzunehmen: wie sollte denn die alte slovenische Terminologie, wie sie in Bîrsa, Braşov, Codlea usw. fortlebt, übermittelt worden sein? Die Bevölkerung war gewiſs dünn, hier wie in anderen Teilen des „Rumänenlandes", aber hier wie überall in seinen Grenzen lagen die „mansiones Olacorum" in Dörfern zusammen, die ihre „metae antiquae", „veteres metae" ganz wie in der Moldau besaſsen [2]). Die „agricolationes" der Walachen waren nicht nur im 15. Jahrhundert auf diesem Boden bekannt [3]), sondern schon im 14. gab es einen besonderen „modus Olachorum", um die Grenzen eines Grundbesitztums genau festzustellen [4]).

Den Ackerbau hat die Bevölkerung der Karpathen- und Donaugegenden niemals vergessen, und anderen Beschäftigungen zuliebe, die sie freiwillig oder gezwungen übten, aufgegeben: diese Hauptbeschäftigung und wichtigste Quelle der Nahrung erlosch und versiegte niemals seit der entfernten Zeit der römischen Kolonisation in Dakien und dem noch weiter zurück liegenden freien Treiben der unabhängigen Getodaken. Manches in der Agrarterminologie stammt zwar von den Slaven, die eine beträchtliche Kultur aus ihrer Steppenheimat mitbrachten, aber diese entlehnten Wörter bezeichnen meistens Gerätschaften: plug, rariţă, die Bestandteile des plugs oder weniger wichtige Einzelheiten der Feldarbeit. Das meiste aber von den Ausdrücken, die der Bauer täglich benutzt und die im Vordergrunde seines Denkens stehen, gehört vielmehr dem ererbten lateinischen Wortschatze an; so zuerst die Bezeichnungen für die Tätigkeiten, in die die Feldarbeit zerfällt: a ara (= arare), a sămăna (= seminare), a culege (= colligere), a intoarce, d. h. ein Feld nach miſsglückter Arbeit wieder zu bestellen, a secera. Der angehäufte Ertrag der Ernte einschlieſslich des rund herumstehenden Raumes, welcher zum Schutze gegen Feuersgefahr durch Pflugfurchen begrenzt ist, heiſst arie

---

1) Zimmermann-Werner I, S. 16.

2) Vgl. die Wiederschenkung von „mansiones Olacorum" im Jahre 1293; Zimmermann-Werner I, S. 195; die Definition der „sessio terre" für dieselben „mansiones": „terre arabiles, silvae, feneta", ebenda, und die „metae antiquae" für „villae olakales" gegen 1350 im Oltlande, Hurmuzaki I, S. 670.

3) Hurmuzaki I², S. 541, nr. 453.

4) J. Mihályi de Apşa, Diplóme maramureşene I (1901) I, S. 31.

(= area). Die verschiedenen Getreidearten tragen auch fast ausschliefslich lateinische Namen: grîŭ, orz, meiŭ, săcară, ovăs; eine Ausnahme machen nur die später entlehnten Kulturpflanzen, bei denen aber auch oft eine Bedeutungswandelung gestattet, dafs das einheimische Sprachmaterial die neue Bezeichnung liefert, so bei porumb, popuşoiŭ für türkischen Weizen, und daneben Benennungen wie rapiţă, hrişcă (Rips, Heidekorn). Auch die auf den Weinbau bezüglichen Worte enthalten viel Lateinisches. Bezeichnend ist es, dafs für den zugunsten einer verlockenden Theorie zum Hirten von Beruf gestempelten Nordrumänen die Nahrung im allgemeinen pîne, Kornbrot heifst, dafs mit einem älteren Verwandten oder mit einem Hausherrn zusammenzuleben als „in einem Brote mit ihm zu sein", a fi într' o pită, bezeichnet wird.

IV. Wie es von einem Volke, das in primitiven Kulturverhältnissen lebt, nicht anders zu erwarten ist, verfertigt sich der Bauer alles, was er braucht, selbst. Für sein Haus braucht er keinen Baumeister: es werden vier Pfähle in die Erde gegraben, zwischen diese ein Netz von Zweigen hindurchgeflochten, und über dies alles, was das solide Element des Dorfhäuschens bildet, kommt eine dicke Schicht von Erde und Lehm. Das Dach wird aus Stengeln, Zweigen, Schilf und wieder aus darüber geworfener Erde gebildet. Bis sehr spät waren die Fensteröffnungen mit Papier verklebt, und nur bei den reicheren Leuten sah man das auf Jahrmärkten oder bei Reisen in die Stadt eingekaufte „kostbare" Fensterglas. Holzhäuser wurden, trotz des in dem Berg- und Hügellande in überreicher Fülle vorhandenen Baumaterials — mit Ausnahme der tragbaren Hirtenhütten — nicht errichtet, nur Dorfkirchlein aus ungetünchtem schwarzen alten Holze, mit gelbem und grünem Moose verziert, gab es, wo an hohen Festtagen ihre winzigen Glöcklein, Geschenke frommer Sünder mit etwas besser gefülltem Beutel, die armen Leute mit ihrem Gebimmel anlockten.

Die Strafse heifst bei den Rumänen in der Moldau gerade wie in der Walachei und in Siebenbürgen, wenn sie nur zwei Ortschaften verbindet, drum, eine Erinnerung an die Zeiten, da alte griechische Elemente ihre Sitten und ihren Wortschatz mit den der römischen Herren verschmolzen. Der Reisende ist ein călător

aber das Wort cale — später, seit der modernen Neugestaltung der Sprache wird auch die Neubildung stradă viel gebraucht — kommt auch in Redewendungen vor: so geht der Mann, der sein Ziel nicht erreicht und zurückkehren mufs, la calea 'ntoarsă, den „zurückgeführten" Weg. Als die Leute des Königs in Siebenbürgen erschienen, neue Barbaren für die einheimische barbarisierte Bevölkerung, fanden sie die schon längst in Schutt verfallenen, vergessenen grofsen Strafsen der vergangenen kaiserlichen Blüte- und Schmerzenstage nicht mehr, aber noch im 13. Jahrhundert gab es „viae" oder „magnae viae" im Innern des neueroberten Landes [1]): sie liefen gewifs den Flüssen entlang von einem grofsen Tale zum anderen und bildeten Verbindungslinien zwischen den westlichen und östlichen, nördlichen und südlichen Pässen. Ähnliche drumurĭ — die Volksdichtung erwähnt gern als Wege für ihre Helden die „drumurĭ săpate", die auch urkundlich bezeugt sind, — waren auch in dem „transalpinischen" rumänischen Gebiete vorhanden und wurden nach der Staatsgründung benutzt, aber nicht erst geschaffen, da sie die Natur meist selbst gebahnt hatte.

In den Gebirgsdörfern hat jede Ansiedelung, jede grofse Dorffamilie ihr Bächlein; doch spielt es nicht dieselbe Rolle bei heimlichen Zusammenkünften, wie unten in der Ebene der Brunnen, fîntîna, wenn wir dem Liede glauben dürfen. Dies Bächlein trägt sehr oft keinen eigenen Namen, weil eine Unterscheidung nicht notwendig ist und ein besonderer Name nur eine unnütze Belastung des Gedächtnisses darstellen würde. Das Bächlein gehört dem Dorfe, und das Dorf selbst ist eine in sich geschlossene, sich selbst genügende Welt: dieses rastlose, kleine, überall und immer die Natur belebende Element, welches alles sieht und nichts von alledem behält, ist die valea satuluĭ, wörtlich „Tal des Dorfes" mit Einschlufs des darin fliefsenden Wassers. Wenn erst das uralte, aber immer jugendfrische Bächlein zur Dorfgründung an seinen Ufern eingeladen hat, dann ist auch sofort auf der einen oder der anderen Seite dieser bescheidenen Gönnerin in nicht minder bescheidener Form die Strafse vorhanden. Das

---

1) Zimmermann-Werner I, S. 3, nr. 3; S. 48.



ist die ulițǎ, ein slavischer Name, der überall zu treffen ist, auch, und zwar in der Moldau, in der liebkosenden oder entstellten Form ulicioarǎ, hudițǎ. In der Ebene aber entsteht ohne die Hilfe des Bächleins eine sich ebenso kräuselnde, labyrinthische Verkehrsader für Arbeitsleute, die sie beim dämmernden Heraufkommen des Tages oder beim verschleierten Eintritte der Nacht benutzen, denn das sind die Stunden, wo der Bauer „zum Felde“ — la cîmp — geht, oder von dort matt und schweigsam zurückkehrt; für den Reiter und den langsam vorbeifahrenden Ochsenkarren, das übliche Gefährt des Landes seit jenen alten „sarmatischen“ Tagen und noch in der Gegenwart, ein Vehikel, das sich von selbst bewegt, während der Ochsenführer sinnt, singt, träumt, und selbst bei dem sengenden Brande der Sonne im Sommer sogar seligst schläft; für die Frauen, die, rein gekleidet, wenn nicht die allen Nachbarn offenbar gewordene Not jedes Schamgefühl vernichtet hat, aus der furcǎ — auch ein Vermächtnis der grofsen Ahnen — den weifsen Faden während des Gehens geschickt weiter spinnen; schliefslich auch für die sich selbst überlassenen, in blofsem Hemde herumflatternden, durch Gottes Gnade immer recht zahlreichen Kinder des Dorfes. Im Winter aber benutzt meistens ein einziger Gast die weifse, jetzt einsame Gasse: der Nordwind, der oft monatelang — aufser in der walachischen Ebene, wo das Wetter weniger rauh ist — alles mit der Ruhekappe des dichten Schnees bedeckt.

Die ulițǎ oder vale des Dorfes scheidet in der charakteristischen rumänischen Ansiedelung, dort, wo nicht der fremde alte Einflufs der nach deutscher Weise sich ansiedelnden Sachsen, oder der fremde neue Einflufs der abendländischen Kultur eingewirkt hat, grofse und weite Hofstellen, die von einer lebendigen, im Frühling und Sommer blühenden Hecke oder einem Zaune aus Zweiggeflecht oder schliefslich, wenn auch nur bei reichen gospodarĭ = Hausherren, von hölzernen Planken, zaplaz, ulucĭ, umgeben sind. Das kleine Wohnhaus verschwindet beinahe im ausgedehnten freien Raume, in dem sich eine curte für das Geflügel und das Kleinvieh, namentlich die Schweine, findet; daneben stehen die aus demselben Material wie das Haus selbst errichteten Gebäulichkeiten zur Aufbewahrung der Nahrungsmittel, und endlich liegt dort auch der Obstgarten, livadǎ, pomet, welcher

in einigen Gebirgsgegenden, wo aus Pflaumen das einheimische alkoholische Getränk ţuică zubereitet wird, eine Quelle beträchtlicher Einkünfte bildet. Die anderswo gewöhnlichen Blumengärten verzieren nur den Hof der wohlhabenden Leute; Gemüsebau gibt es nur in einigen Winkeln des rumänischen Landes, und bleibt zum grofsen Teile bis heute den fremden Sîrbĭ, Bulgaren, überlassen. Neben dem Hause werden nur die Kräuter angebaut, die zur Bereitung der neben der mămăliga — einer Art gelbem Brot aus türkischem Weizen — als Speise üblichen saueren Fisch-, Fleisch- oder Gewürzsuppe, borş oder ciorbă de borş, notwendig sind. Oft wird in der Nähe des Hauses als Küche oder Keller (statt der pivniţă) der bordeiŭ benutzt, eine unterirdische Wohnung, manchmal mit zwei Kammern, die nur von der offen gelassenen Tür einiges Licht bekommt und worin arme Leute oft eine dauernde Zuflucht suchen und, wenn sich ihre Lage nicht besserte, mehrere Generationen lang verbleiben mufsten.

Ins Haus selbst gelangt man durch eine, vom Bauer ebenfalls eigenhändig gehauene hölzerne Tür, obgleich seit alter römischer Zeit im Dorfe auch lemnarĭ immer vorhanden waren [1]). Der Eisenmeister, der meşter für Eisenarbeit heifst fierar, ein Ausdruck, welcher uns in dieselben entfernten Zeiten zurückführt,

---

1) Man darf wohl annehmen, dafs in der ersten Zeit des Völkergemisches der romanische Bauer, gewohnt, sich alles auf dem Markte zu kaufen, im Verfertigen von Gerätschaften ungeübt war, und dafs der auf sich selbst angewiesene slavische Stamm sie, ohne mit Geld oder Feldprodukten die Stadt aufzusuchen, besser herstellte. Dafs dem Romanen bereits vor der Ankunft der Slaven die Handwerke, die „Meisterschaften" — man hat das Wort meşter von den Ungarn und Sachsen später übernommen, aber gebraucht wird daneben auch in verändertem Sinne măestru = magister (pasăre măiastră, wundertätiger Vogel, wie maître Merlin, der „Zauberer" Merlin) — bekannt waren, zeigen die Appellativa der verschiedenen einfacheren Beschäftigungen, wie lemnariŭ, fierariŭ, pietrariŭ. Aber für die Geräte selbst hat man slavische Worte entlehnt — in der Weise, wie in neuerer Zeit die alten Worte für Kleidungsstücke und Modesachen von den Franzosen, direkt oder indirekt, herübergenommen, die alten griechischen und türkischen Ausdrücke verdrängten; letztere hatten ihrerseits ältere slavische Bezeichnungen, hinter denen wieder andere, noch ältere, ebenfalls slavische Benennungen stehen, verdrängt. Das auf diesem Kampffelde Besiegte stirbt mit seinem Namen ab, und für die neuen besseren Begriffe werden Worte von den Siegern entlehnt.

aber die bäuerliche Wohnung besitzt keinen oder nur einen ganz primitiven eisernen Schlüssel, den in diesem letzteren Falle der berufsmäſsige Schöpfer solcher Arbeiten, der erfinderische Zigeuner hergestellt hat, der Metallurg und Musikant in einer Person ist. Zuerst kommt man in die tindă, d. h. den Vorraum, und dann in die meistens auf zwei reduzierten Wohnzimmer. Hier steht ein runder oder viereckiger hölzerner Tisch, vielleicht finden sich auch einige Stühle — scaun wie masă entstammen dem lateinischen Wortschatze —, aber die Zierde des Hauses und den Stolz der Hausfrau bilden die der Wand entlang stehenden Betten, laviţă, und die zierlich genähten, kunstreich und mit wahrem Kunstsinne gestickten Bett- und Kleidungsstücke, die, damit sie jedermann sehen kann, sehr hoch aufgetürmt werden, fast so hoch, daſs sie die kleine Öllampe berühren. Neben dieser hängt bei den Reichen ein mit Silber „bekleidetes", îmbrăcată, und mit Gold überdecktes, suflată, Bild eines Heiligen oder der Mutter Gottes, das wunderwirkende icoană (*εἰκών*). Der hochgebaute Backofen mit weit geöffnetem Rachen — der Bauer bereitet sich selbst das Brot, wenn er reich genug ist, um sich von Kornbrot zu ernähren — ist auch eine Art von „Möbelstück" der bäuerlichen „gospodărie": auf seinem platten, ausgedehnten warmen Rücken ruht während der Nacht und genieſst die Wonne einer überreichen Körperwärme der zartere Teil der Familie oder der etwa krank darniederliegende. Das Haus ist übrigens nur für den Winter, schlechtes Wetter und für die Nacht gebaut: das wahre Leben wird drauſsen unter dem heiteren oder finsteren Himmel gelebt. Wenn der Feldarbeiter nach schwerem Tagewerke nach Hause kommt, braucht er daheim kein Licht mehr: nur selten bleibt er auf dem erweiterten, vorspringenden Teile der unteren Mauer, der prispă, stehen, um da zu sprechen und zu scherzen, und nur ausnahmsweise macht er Licht, indem er mit seinem Stahl an der cremene oder einem Feuersteine Funken schlägt, um den opaeţ, eine in Fett eingeschlossene „Mèche", anzuzünden. Bei der freundlichen Musik der Grillen, die auch zu den Cuptorbewohnern gehören, schläft er seinen tiefen, wohlverdienten Schlaf.

Handel wurde in diesen Dörfern, die vom Ackerbau lebten, allerdings auch getrieben, und die Worte negoţ, negustor, a



vinde, a cumpăra gehören zu den romanischen Sprachelementen. Selbst der Handel mit dem Gelde war nicht unbekannt, obgleich der Name ban, für Münze, eines späteren Ursprunges ist: capete, das entliehene Geld, vielleicht auch dobîndă, die Zinsen, sind schon vor der Slavenzeit im Gebrauche. Gewöhnlich wurden Handelsgeschäfte dort abgeschlossen, wo sich die Bewohner mehrerer Dörfer an grofsen Festen zusammenfanden. Diese Örtlichkeiten hiefsen nedeĭ (sing. nedeie), was vielleicht aus Nedelia, dem Namen des Sonntags bei den Slaven, hergeleitet ist. Viele solche nedeĭ gab es gewifs an der Donau, und ihr Name lebt noch in heutigen Ortsnamen der Gegend. Für die Bergbewohner fanden die nedeĭ auf einem Gipfel, zwischen zwei oder mehreren Tälern, statt: man kennt bis heute Nedeĭ im Hatzeglande, und noch „ein Teil des Berges Ţibleş im nordöstlichen Gebiete von Siebenbürgen“ heifst Nedeia [1]; bei dieser Gelegenheit wurde auch getanzt, getrunken und nicht zuletzt manche Heiratsverbindung unter den Anwesenden angebahnt. Darum hiefsen die nedeĭ auch bisweilen tîrgul fetelor, das heifst Mädchenmarkt [2]. Die Benennungen bîlciŭ und iarmaroc (bölcs und Jahrmarkt) für solche Versammlungen mit mehreren Zwecken — die katholischen Seelenhirten suchten im 18. Jahrhundert den Gebrauch der bîlciurĭ als für die Sitten gefährlich auszurotten [3] — wurden erst später von den Sachsen und Ungarn entlehnt.

V. Trotz der Einfachheit der Verhältnisse fehlte es den Bauern nicht an einem Seelenleben, obgleich Einzelheiten darüber nicht in guten oder schlechten Büchern überliefert sind. Die Seele des Bauern findet meistens die ihr unentbehrliche Nahrung, übernatürliches Grauen und Hoffen, traurige und heitere Bilder und Szenen, in seinem christlichen oder vielmehr christlich-heidnischen Glauben, zu dem er naiv und innig hält. Zu Werke geht er immer, zum alltäglichen wie zum aufserordentlichen, gefährlichen, das für sein

1) Ich glaube den Namen auch in einer Quelle des 17. Jahrhunderts, vielleicht bei Bandini, getroffen zu haben.

2) Vgl. Frîncu şi Candrea, S. 72ff.; vgl. S. 53ff.; Onişor, Poesiĭ populare, S. 38.

3) Studiĭ şi doc. V, S. 461.

Leben entscheidend wird, indem er das Kreuzeszeichen an Stirn, Brust und Schultern schlägt. Beim spärlichen Essen dankt er zuerst mit demselben segnenden Zeichen dem, der seine sauere Arbeit unbelohnt lassen konnte und dennoch ihm, dem Sündigen, die Ernte auf dem Äckerchen emporsteigen zu lassen geruht hat. Für ihn ist jeder gute, ehrliche, verständlich sprechende Mensch ebenso ein Rumäne wie ein Christ, un creştin. Infolge des nicht zu leugnenden Einflusses des bulgarischen Bogomilismus, welcher die Reinigung der Seele in wundertätigen, von allen Übeln erlösenden strengen Fasten predigt, enthält er sich jeglicher Fleischnahrung, ja sogar der Milch und Eier; wer anders handelt, gilt als ein hartnäckiger Heide, ein Gotteslästerer, ein schmutziger, „unreiner" Letin, d. h. Katholik. Diese Fastenzeiten weiſs er auf einfache Weise sehr gut zu berechnen, und lange vorher wartet er wie auf ein groſses, glückliches Familienereignis, wie auf eine ihm persönlich zugedachte Wohltat auf den Osterfeiertag, wenn in der leuchtenden Dorfkirche, vor den in ihren besten Kleidern prangenden armen Leuten, durch die näselnde Stimme des noch vor kurzem ziemlich ungelehrten Priesters Gott selbst in der Auferstehung aus dem Grabe einen Augenblick seinen ewigen Sieg über den bösen Tod feiert. Und nicht anders ist es bei der Feier des Jahresschlusses, wenn die Arbeit ruht, die einzige, zu welcher er sich berufen fühlt, denn alles andere ist im Grunde nur für den Zigeuner, Juden, Griechen, Neamţ (Deutschen) und Ciocoĭ (Stadtbewohner, Aristokraten, Beamten) geschaffen. Dann widmet er sich ganz den groſsen Wintersaturnalien, den Festtagen des Überflusses, des Vollessens, Volltrinkens und Vollsingens zur Feier der Geburt unseres Herrn: Crăciun [1]), der „alte" Crăciun, Moş Crăciun, mit seinem Verkündiger und Vorläufer, dem Moş Ajun des vorigen Tages. Beim Eintritt des neuen Jahres wird zu Ehren des christlichen Heiligen Basilius die uralte Weise von dem groſsen Pflüger Kaiser Trajan hinter den eisglänzenden Fenstern gesungen. Der Tag der Taufe Jesu ist das Fest des Eisbrechens, und die Mutigen tauchen in die eisigen Fluten hinein, um das zum Ruhme des Auffinders

1) Bezüglich des Ursprunges des Namens wäre vielleicht an Christus, Crăst zu denken. Vgl. das griech. Χριστούγεννα. S. O. Densusianu, I, 261 bis 262; Conv. lit. 1903, S. 640.

hinuntergeworfene Kreuz mit starren Fingern zu erhaschen. An dem Feste, wo ein Einblick in die verschlossene Zukunft gewährt wird, öffnet sich die Himmelspforte blitzschnell und schliefst sich wieder für ein ganzes Jahr, und alles, was auf Erden atmet, bekommt eine menschliche Stimme, um wer weifs welche grofsen Sachen in unverständlichen Worten und Sätzen auszusprechen. Dieses und noch manches andere mehr von christlichen allgemeinen Gebräuchen und besonderem nationalem Aberglauben, Zauberei und Geisterglauben lebt bei den rumänischen Bauern [1]).

Dafs das Christentum in sehr alten Zeiten angenommen wurde und dafs es unendlich tief in der Seele des rumänischen Bauern wurzelt, bezeugen nicht nur die wenigen schon S. 43 zitierten Wörter. Mit Ausnahme einzelner Kultushandlungen und der Benennung etlicher Kirchendiener und Kirchenbücher wird vielmehr beinahe alles, was zur neuen Religion gehört, durch lateinische Worte ausgedrückt. Der Glaube wird lege genannt, der Priester ist ein preot (presbyter), Karfreitag Cărnelegĭ, und ebenso Căşlegĭ (carnem, caseum ligare), lăsatul de sec, păresimĭ (quadragesimae), frupt (fructus). Alles, was sich auf das Fasten bezieht, — nur post, Fasten, ist slavischen Ursprungs — läfst sich auf lateinische Typen zurückführen. Eine grofse Anzahl der Namen christlicher Heiliger kommt in eigenartigen, sehr alten Zusammensetzungen vor: der heilige Georg, Sîngiorz, gehört hierher, nach dem auch ein Dorf in Ostsiebenbürgen benannt ist; ferner der „Bruder des Crăciun“, Sînvăsiiŭ, S. Basilius, mit dessen Festtage das neue Jahr, der hoffnungsvolle Anul Noŭ, beginnt. Nicht minder Sîntămăria, welche am Tore des Himmels oder des Paradieses steht, um alles zu hören und zu erhören, Sîntă-Măria, die Mutter des Herrn, Maica Domnuluĭ. Der Tag des Sîmmitru (S. Demetrius) bedeutet wie derjenige des heiligen Georg eine Wendung des Jahres, und ist darum bei den Rumänen, wie bei anderen Völkern der Balkanhalbinsel, ja selbst bei den Türken, die seinen Festtag den „Tag Kasim“ nennen und an diesem ihre Feldzüge im Herbste zu unterbrechen pflegen, mit vielen Akten des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens verknüpft; Sînziene (S. Johannes) und sein weib-

1) Marian, Sĕrbătorile la Romînĭ, 3 Bde.



liches Korrelat Sînziana, die oft mit Cosinzeana, der „Schwester der Sonne und Herrin der Tage“ [1]), verschmolzen erscheint, sind beide wesentliche Bestandteile der Märchenwelt und des Volksaberglaubens. Sînnicoară und Sîntoader, die Heiligen Nikolaus und Theodor, entscheiden in dem Kampfe zwischen dem endenden Winter und dem wieder lachenden Frühling. Sîntoader ist ein stolzer Reiter, dessen Rosse durchbrechende Hörner tragen; er und sein ritterlicher Gefährte beschützen die Sonne, und in den ersten Tagen des Monats März entsteht durch ihren Kampf das grofse Gemenge von Schneeflocken, Regen und bescheidenen, vorüberfliegenden Sonnenstrahlen, der moşĭ und babe, „alter Männchen und Weiber“, nach dessen Entscheidung der Bauer seine winterliche căciula (die meistens schwarze Lammfellmütze), um S. Georg, der überall, selbst in den harten Bergen, das neue Grün auf die Erde bringt, beiseite legen kann. Der Heilige Andreas, Îndreiŭ, hat dem Monat Dezember seinen Namen gegeben; der Heilige Panteleemon, Sf. Pintilie, „Călătorul“, „der Reisende“, werden sehr geehrt, aber besonders gilt dies für den grofsen Heiligen Petru, Sînpetru — in der Moldau: Pĭetru, Chetru —, der zusammen mit Gottvater selbst, beide in der Gestalt von zwei armen alten Bettlern, auf der Erde wandelt, um das Treiben der Menschen zu erforschen.

Aber das rumänische Volk kennt auch solche Heilige, die in dem calendarium der Gelehrten nur wenig geschätzt sind; denn bei ihm, dem Bauer, der seit uralten Zeiten eine Kenntnis, eine sichere Kenntnis des călindariŭ, mit Berechnungen auf sorgfältig aufbewahrten Bohnen, besitzt, spielt mancher von den Gelehrten nicht beachtete Tag in dem Alltagsleben eine sehr grofse Rolle. Der Bauer braucht in jeder Lage einen Schutzheiligen, den er mit Fasten und Beten, mit althergebrachten Formeln und Gebräuchen versöhnen oder gewinnen kann. Vor dem gefürchteten Feuer schützt ein heiliger Phokas (Foca, davon das Wortspiel mit foc: Feuer); Schutzpatron gegen Kopfschmerzen sind die heiligen Antănăsiile, in deren Namen die Heiligen Anton und Tănase [1]) miteinander verschmolzen sind; gegen die Gefahr des Blitzes hat man doch den Sîntilie (H. Helias), der mit seinem schweren Karren

1) Marian, Sĕrbătorĭ I, S. 106.

auf dem Erzboden des Himmels donnernd dahinrollt, oder die Fulgerătoare, die Blitzenden, oder die Cercoviĭ de iarnă. Es gibt einen tollen Heiligen, den Trif, und hochverehrte „christliche“ Gottheiten, welche mit Schnecken oder Heuschrecken die Nachlässigen bestrafen. Die Filipĭ, d. h. Tage des heiligen Philipp, mehrmals im Jahre gefeiert, stehen mit den grofsen Feiertagen der Kirche auf einer Linie.

Das klingt doch ziemlich heidnisch, aber es ist ein Heidentum, welches von dem der slavischen Nachbarvölker oft sehr verschieden ist in bezug auf Heiligennamen und Heiligenbedeutung. Trotz alledem hat der Rumäne vor dem Heidentume, vor dem ausgesprochenen, nicht vor dem unbewufst beibehaltenen, Abscheu. Das Gute, Milde ist christlich; so klagt der Bauer seiner Geliebten:

„Schöne, du bist nicht Christin,
Weil du mich Unschuldigen hassest“ [1]).

Das Böse, Harte dagegen wird als „heidnisch“ (păgîn) bezeichnet, so dafs es genug „heidnische“ Mädchen, „heidnische“ Herren und so weiter gibt. Das hindert ihn aber nicht, nach seinem bunten Dorfkalender, der viel reicher ist als der irgendwelchen anderen christlichen Bekenntnisses, Festtage der Räuber, der Schafe oder der Wölfe furchtsam zu beobachten und einen gewissen „namenlosen“ Donnerstag als unheilbringend zu betrachten. Aus der römischen Zeit hat er teilweise die Bezeichnung der Monate geerbt: Faur, Februar, Mărţişor, Marţ, Prier, April, Maiŭ, Aust, Ogusta, Gustea, August; für die anderen Monate sind poetische, erfundene Namen vorhanden: Cuptor, Cireşar, Brumar, Florar, nach der Hitze, den Kirschen, dem Nebel, den Blumen usw. benannt; aber die haben nur im Kalender ihre Bedeutung. Die lateinischen Namen der Wochentage sind dagegen in der neuen Sprache vollständig erhalten, und in jedem derselben sieht der Rumäne eine Heilige, die auch in seinen Märchen vorkommt, meistens als eine ehrwürdige alte Matrone, welche Schlangen, Frösche und allerlei Ungeziefer bei sich ernährt, badet und kämmt, und die verfolgte Unschuld, in der Gestalt des ausgestofsenen Mädchens, erkennt

1) Enea Hodoş, Poesiĭ poporale, S. 97.



und belohnt. Einmal wird sogar, unter diesen „Heiligen der Woche“, die Heilige Lunĭ als „Beschützerin der Hirten“ genannt [1]). Übrigens werden als eigentliche Hauptgöttinnen dieser Gattung Sfînta Lunĭ, Sfînta Vinerĭ und Sfînta Duminecă erwähnt, und zweimal in acht Tagen: Mittwoch und Freitag zur Ehre der mächtigen Sfinte: Miercurĭ und Vinerĭ beobachtet die rumänische Frau, selbst in den gebildeten Ständen und bis zu den jüngsten Generationen, ein unerbittlich strenges Fasten.

In den Volksmärchen erscheinen übernatürliche Wesen, die aber nur dort, nicht einmal in der Volksdichtung, vertreten sind: nicht genug, daſs es von dummen Riesen und witzigen bärtigen Zwergen, wie Tartahot mit dem langen Barte, auf seinem hinkenden Hasen einer ist, wimmelt, daſs es ein Reich für die Schlangen mit einem kaiserlichen Vorsteher gibt; nicht genug, daſs jedes Tier die Macht besitzt, sich menschlich auszudrücken, Ungeheueres zu verrichten und die Zukunft aufzuklären, wofür ihm dann der Titel von măiestru, măiastră: „magister“, „magistra“ zukommt — neben diesen auſserordentlichen Pferden und Vögeln, besonders Adlern (pajurĭ), und den weisen, sprechenden Bäumen gibt es schreckliche bălaurĭ und zmeĭ. Jene sind Schlangen mit ungeheueren, immer Nahrung verlangenden Körpern und mit mehreren Köpfen, eine Abart der antiken Hydren; diese unbestimmten, kolossalen Geschöpfe, die windschnell, mit groſsem Lärm kommen, buzdugane, mächtige „masse-d'armes“ schwingen, die năzdrăvan, weissagen und besitzen eigene Bewegungskraft, so daſs sie selbst den Nagel, an dem sie zu hängen haben, nach einigem grauenerweckenden Umherirren finden; aber sie lassen sich doch regelmäſsig von menschlichem Verstande und menschlichem Mute, von der wundertätigen Jugend und Seelenreinheit besiegen, so daſs sie, in Fässern eingeschlossen, nur unheimlich heulen, bis ein einfältiger Reisender als Erlöser kommt; sie scheinen eine Verkörperung der starken, gewitterbringenden, durch die lachende Sonne bezwingbaren Winde zu sein.

Aber diese furchtbaren zmeĭ sind niemals im Alltagsleben gefürchtet, und gegen sie hat der Rumäne keine „incantationes“,

1) Marian, Sĕrbătorile II, S. 13.

keine descîntece; an dem Brunnen, wo sie in den Liedern lauern, fürchtet kein junges Dorfmädchen, deren Geist mit Märchen dieser ungeschriebenen romantischen Dorfliteratur genährt wurde, einen bălaur mit offenem Rachen versteckt zu finden. Dagegen kennt der Rumäne wohl andere übernatürliche Wesen, die tatsächlich, obgleich meistens unsichtbar, sein Leben mehr als alle Heiligen der christlichen offiziellen und geheimen Kirche beherrschen. Die guten höheren Wesen werden, ohne Unterschied und spezielle Benennungen, als zine bezeichnet, und unter den zine sind auch die ursitoare, welche den Lebenslauf der kaum geborenen Kinder durch ihr weises Denken und ihre rätselhaften Aussprüche bestimmen. Die schlechten Halbgottheiten der heidnischen Vergangenheit sind die vîlve, welche jedes Ding beleben: so gibt es in den Bergmarken Siebenbürgens eine Vîlva Băiĭ [1]); die von dem Grabe auferstandenen Toten, die vîjĭ [2]), und besonders die immer auf bösen Fahrten weilenden und eilenden Ungenannten, die „Sie", ele oder iele, euphemistisch die „Schönen", die „Guten", die „Milden" genannt [3]). Die verführerischen Flufsnymphen, die, durch Schönheit berückend, süfs dem Fischer und Nachtreisenden wunderbare Traumweisen vorsingen und liebedürstend und bedürftig menschlicher Seelen mit dem Leben des Geliebten fort zu den blauen Tiefen zurückfliegen, die Vilen der Slaven und Nereiden der Griechen sind dem Rumänen nicht bekannt. Aber in dem Walde, der ihm näher steht als die von den Slaven bevorzugten Flüsse, lebt als unfreundliches Wesen die Mama Pădurii, Mutter des Waldes, und ihr viel seltener genannter Ehegemahl, der Alte des Waldes. In den Tiefen der Erde kriecht das „Erdhündchen", căţelul pămîntuluĭ, dessen unheimliches Bellen bei den Steinkreuzen, welche Mord und unseligen Tod andeuten, von einsamen verirrten Wanderern mit Grausen gehört wird.

Die Divination, das Beschwören ¡der schwarzen Mächte ist ihm auch nicht fremd, was sich aus seinem Glauben an schlechte

1) Frîncu şi Candrea, S. 120; vgl. Şăineanu, Studiĭ folklorice (interessante Aufsätze mit vielen Zitaten, weniger Originalität und noch weniger Scharfsinn), Bukarest 1896.

2) Frîncu şi Candrea, S. 270ff.

3) Şăineanu a. a. O.



Götter notwendig ergibt. Zum Teile haben sie solche vrăjĭ, „Zauberei“, von den Slaven entlehnt, wie das noch heute von den Ruthenen in der Bukowina geschieht [1]). Aber Bezeichnungen wie farmece, descîntece, desfacerĭ, a arunca — gegen jemand einen unheilvollen Spruch schleudern —, a da, a face — mit demselben Sinne —, fapt für eine teuflische, durch Zauber vollbrachte, dem gewöhnlichen menschlichen Sinn unerklärbare Tatsache (factum) zeigen, daſs vieles von diesem kindisch grausamen Hokuspokus schon aus der römisch-thrakischen Zeit herstammt.

VI. Aus dem jetzt genügend bekannten sozialen und psychischen Leben des rumänischen Bauern entsteht auch seine nur mündlich weiter getragene oder vielmehr weiter gesungene Volksliteratur. Durch Berufene und Unberufene wurde sie bis zur Schwelle unserer Tage getragen, und aus dem Gemische von Gutem und Schlechtem, von Ursprünglichem und Angeklebtem, von treu wiedergegebenen Sätzen und Versen und willkürlich oder unwillkürlich entstellten, läſst sich etwa folgende Charakteristik der rumänischen Bauernlegende und des rumänischen Bauernliedes gewinnen.

In den Produkten des Volksgeistes lassen sich drei Gruppen unterscheiden: Dorfhumor und Dorfsprüche, in Prosa erzählte Legenden und endlich — die wahre Essenz des Volksgeistes — dessen gereimte, mit bestimmten Weisen verbundene dichterische Schöpfung im engeren Sinne.

Die Rumänen sind nicht wie die Franzosen ein scherzendes Volk, obgleich sie ausgezeichnete Anlagen zu einem tieferen, beobachtenden und belehrenden satirischen Humor besitzen. Rätsel, kleine satirische Stücke, snoave genannt, werden erfunden und mitgeteilt. Bei den șezătorĭ, den bäuerlichen Abendgesellschaften, die naturgemäſs entstehen, wenn mehrere Frauen zusammen, cu lucrul, mit ihrer Spinnarbeit die langen Winterabende verbringen, und, um später, in der Fastnachtszeit, Hochzeit zu halten, die jungen Leute ihrerseits sich ihnen zugesellen, aber auch bei den priveghiurĭ, wo, während in einem der Zimmerchen ein bitter beweinter und schwer entbehrter Hausvater auf dem Tische mit der

1) S. besonders die neue Sammlung der Volksliteratur, die Frau Elena Nicoliță-Voronca (Datinele și credințele poporuluĭ român, Czernowitz 1903; 3 Bände) herausgegeben hat.

Totenkerze und dem heiligen Bilde der Toten in der weifsen unbeweglichen Hand und auf der Brust von der langen Arbeit endlich ruht, in dem anderen, um Zerstreuung für die Eingeladenen und auch gelegentlich für die Trauernden selbst zu bringen und nicht zuletzt von dem menschlichen dämonischen Drange, Schmerz mit Freude zu mischen, beseelt, kommen sie dazu, durch solche Mittel auf verweinten Gesichtern das Lachen zu erzeugen. In manchen siebenbürgischen Dörfern ist es auch gebräuchlich, an einem bestimmten Tage des Jahres mittels einer Zigeunerweise satirischer scharfer Art über unbeliebte Dorfgenossen von einem Baume herab sprechen, aber nicht singen zu lassen: es ist eine gefürchtete und zugleich erheiternde Sitte, welche a da peste sat, über das Dorf werfen, d. h. die grofsen und kleinen Sünden dieses und jenes bekannt machen heifst.

Die snoave gehören ausschliefslich dem rumänischen Volke und beziehen sich meistens auf den Typus dessen, der mit Schlauheit dennoch Dummheit vereint, auf den Einfältigen, der die Klugen in Verwirrung bringt, den Pîcală, oder aber auf die verschiedenen Völker, welche den Rumänen bekannt sind und deren Fehler und Schwächen sie geifseln. Die gîcitorĭ oder Rätsel gleichen meist denen dieser benachbarten Völker.

Als Erzählungen, welche wegen ihrer Länge trotz des poetischen Inhaltes des poetischen Gewandes entbehren müssen, sind die basme oder poveştĭ zu bezeichnen. Eine poveste wird gewöhnlich den Kindern von der Mutter oder der Grofsmutter erzählt, um sie im kalten oder wärmeren Hüttchen in den Schlaf zu lullen. Die Erzählerin glaubt nicht daran: mit einem Scherze beginnt sie und endet mit einem anderen: es ereignete sich dies alles zu jener Zeit, heifst es, mit einem verständigen Lächeln, das in der tiefen Nacht des Zimmers verborgen bleibt, als „der Floh Eisenhufe bekam und dennoch haushoch sprang und der Dumme ein Weiser war und der Weise ein Dummer“, und so weiter. Das kleine Publikum glaubt aber felsenfest an die Geschichten vom roten und grünen Kaiser, von den windartigen zmeĭ und den vielköpfigen bălaurĭ, an die Bäume, die singen, und an die guten Tiere, die reden, raten und helfen. Und als eine dichterische Vorspiegelung des Lebens für Kinderverstand und Kinderherz



erzählen diese langen, wunderlichen povești immer wieder runzlige Mütterchen, die dieselben Geschichten einst aufmerksam auf dem väterlichen cuptor als frische zarte Kinder vernommen haben. Fremde Elemente gibt es auch in den Prosalegenden, aber das meiste läfst sich auch sehr leicht aus dem auf denselben menschlichen Verhältnissen beruhenden Materiale und dem nach derselben menschlichen Logik der Einbildung arbeitenden Volksgeiste erklären [1]).

Ehemals wurden an den Höfen der Fürsten und in den Häusern der grofsen Bojaren epische Gedichte vorgetragen und nach einer bestimmten Weise gesungen: Der polnische Reisende Stryjkowski im 16. Jahrhundert, der schwedische Diplomat Strafsburgh im 17., die rumänischen Chronisten desselben Jahrhunderts sind Zeugen dieser Sitte, der man besonders während der Festmähler, ospețe, huldigte. Beim Einzuge des Heeres in eine Stadt sang man auch solche in Verse gebrachte Erzählungen, und bei dem Erscheinen der walachischen Leute des Fürsten Konstantin in Vásárhely 1659 hörten die Einwohner die Volksweise von dem „Bauernmädchen, welches seine Ziegen im Berge verloren hatte“ [2]).

Viele dieser Lieder gröfseren Umfanges sind gleich nach Erfüllung ihres Zweckes, zu loben oder zu tadeln, mit den Interessen und Leidenschaften der schnell rinnenden Zeit verloren gegangen; die meisten sind entstellt worden und haben sich mit allerlei fremden Motiven vermischt, so dafs in ihnen Altes und Neues nicht mehr zu unterscheiden ist: zu den ältesten gehört ohne Zweifel das Lied, in welchem die an dem ritterlichen Fürsten Radu de la Afumațĭ, dem Besieger der Donautürken, im Jahre 1529 von dem treulosen Bojaren Drăgan verübte Mordtat [3]) beklagt wird. Daneben aber erinnerte sich das Volk in seinen Liedern an die grofsen, auf die Mitwelt stark wirkenden Ereig-

1) Ein grofses Werk über die Basmele romîne hat Lazăr Șăineanu im Jahre 1897 auf Kosten der rumänischen Akademie herausgegeben: man findet darin viel Unnützes, viele langwierigen Analysen eines schon gedruckten Materials und zu wenig Zusammenhang.

2) Vgl. meine Ist. lit. rom. în sec. al XVIII[lea] II, S. 460; Mon. comitialia Transylvaniae XII, S. 358f., 370f.

3) Das Lied ist in den Sammlungen Marian und „Tocilescu“ (s. die bibliographischen Notizen) zu finden.



nisse. Der Name des glänzenden Eroberers Michael des Tapferen aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und diejenigen seiner besten Krieger, einheimischer oder fremder, leben noch heute in dem poetischen Schatze des Volkes, selbstverständlich, ohne dafs alles über sie Gesungene auf bestimmte wirkliche Ereignisse zurückzuführen wäre. Über die Fürsten der Moldau, welche den Namen Stefan getragen haben, und unter denen sich eine harmonische Kaisernatur, ein junger Mann, der blutig mit der Herrschaft spielte, ein kühner Abenteuerer, welcher in den grausamen Qualen des Pfahles endete, und ein greiser Wüterich, welcher durch die Hinrichtung der Edelleute seine Liebe für die „Armen" bezeugte, finden, ist noch etwas von einem oder von dem anderen, oft von allen, aufbewahrt, in rätselhaften Erzählungen vom Fürsten „Ştefan" oder „Ştefăniţă". Die ehrgeizige Laufbahn des Bojaren Konstantin Bălăceanu in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der der Schwiegersohn eines Fürsten, der Schwager eines Prätendenten war und selbst als Bewerber um eine Wojwodenkrone auftrat, zugleich ein grofser Landesbojar, Verräter, kaiserlich-österreichischer Offizier, kurz eine dramatische Persönlichkeit war, deren Andenken sich durch seinen blutigen Kopf, welcher nach der Niederlage bei Zerneştĭ auf den Trümmern des bălăceanischen Hauses in Bukarest aufgepflanzt wurde, dem Volksgeiste besonders tief eingeprägt hat, diese Laufbahn läfst sich noch mehr oder weniger in einem sehr entstellten Liede erkennen [1]). Endlich rief die Betrachtung der wunderschönen, märchenhaften Kirche in Curtea-de-Argeş bei denjenigen, welche sie in der ältesten Zeit besahen, die dunkle Mythe von einem menschlichen Leben wach, welches, wenn es „hineingebaut" wird, einem Gebäude Dauer verleiht, und so entstand die schönste rumänische Ballade, worin das doppelte Martyrium, der Frau, die in die Wände lebendig eingemauert wird, und ihres Gemahls, des Baumeisters, welcher durch dieses Opfer die Vollendung und die Dauer seines grofsen Werkes erkaufen mufs, besungen wird.

Die Sage der Kirche von Argeş, auf einem Volksaberglauben aufgebaut, gleicht einer sehr schönen serbischen Legende, welche sich durch denselben in der ganzen Balkanhalbinsel ver-

1) Sammlung „Tocilescu".



tretenen Aberglauben erklären läfst. Aber daneben gibt es einen ganzen Zyklus von Legenden, welche sich durch die serbischen Namen der Helden, durch die Anspielungen an fremde geographische und geschichtliche Tatsachen — Jovan Jorgovan und so weiter, der Crăișor, Kralsohn Marko — als eine am Donauufer, wo die rumänische und slavische Bevölkerung von Mehadia bis Silistrien nördlich und südlich wechselt, gemachte Entlehnung aus dem serbischen, viel reicheren und ursprünglicheren Balladenschatze zu erkennen gibt.

Der rumänische Nationaltanz — abgesehen von dem kriegerischen, nur zu gewissen Zeiten und durch dazu auserwählte Tänzer getanzten danțul călușerilor oder dem entlehnten sîrba, der von den Serbobulgaren herrührt, — ist die Hora: der Name erinnert an altgriechische Elemente in der romanischen Sprache der Donauansiedler. Sie wird an Fest- und Sonntagen vor dem Versammlungs- und Gesellschaftshause, der cîrciumă (Dorfschenke), oder an einem anderen geeigneten Orte, vom Nachmittage an bis zum Sonnenuntergange mit grofsem Eifer getanzt, aber meistens nur von jungen Leuten, die das Hausglück noch suchen, flăcăĭ in weifsen gestickten Hemden, mit Blumen am Rande des runden Hutes, und Mädchen mit unverhülltem Kopfhaare, das ebenfalls mit Blumen geschmückt wird. Jedes legt die rechte Hand auf die Schulter des Nachbarn oder der Nachbarin — ein jedes kann, wann es will, „in den Tanz eintreten“, a intra în joc —, und nach dem Takte der Weisen, welche durch die „lăutarĭ“ (altertümlich „alăutarĭ“,) meistens Zigeuner, auf Geigen, vioară, gespielt werden, bewegt sich unter Erheben und energischem Stampfen der Füfse in einem vorwärtsstrebenden und zurückweichenden unaufhörlichen Wallen der Reigen. Um den Takt auch mit dem Rhythmus der Dichtung zu kennzeichnen, spricht der Leiter der hora, welcher bei Festlichkeiten am fürstlichen Hofe ein Grofsbojare war und einen silbernen Stab trug, kurze Dichtungen, die improvisiert und vergessen oder weiter getragen werden, je nachdem sie mehr oder weniger gut gelungen sind. So entsteht ein grofser Teil der lyrischen Volksdichtung.

In hellen Nächten hält bei der Herde, unter dem schimmernden Lichte des klaren Himmels der Hirte, meistens ein Knabe,



Wache und setzt in der mysteriösen Einsamkeit der in silbernem Nebel schlummernden Ebene, oder der phantastisch sich ringsumher erhebenden Berge und Hügelgestalten die ihm unentbehrliche Flöte, die er sich selbst geschnitten, an den Mund und „singt“, cîntă; jetzt ertönt die zweite Nationalweise des rumänischen Volkes. Klingt die Melodie der Hora lebendig, froh, bewegt, ja bacchantisch, so entwickelt sich langsam, trauernd, vom Seufzer zu lauter Klage, zu krampfhaftem Schluchzen, ergreifend in ihrer unvergleichlichen Einfachheit, die Doină, die Melodie des dor, der Herzenssehnsucht nach dem Verlorenen, nach dem Erhofften, nach dem Unerreichbaren. Nach diesem seine Seele reinigenden, dichterisch vorbereitenden Präludium, welches oft — auch jetzt noch — ohne Flöte, nur durch Anlegen eines Baumblattes an den pfeifenden Mund des „Sängers“ vorgetragen wird, singt der Hirte. Er beginnt mit der Anrufung des Blattes, das ihn zum Instrumentalmusiker erhoben hat: „Grünes Blatt von ...“ und bezeichnet es wohl auch als von solchen Dingen stammend, die tatsächlich keine Blätter tragen. Mit kurzen, fliefsenden Versen seinen dor weiterführend, spricht er, mit entlehnten oder eigenen Worten, sehr oft mit fremden, alten Weisen, denen sich die eigenen zugesellen, von dem weit hinter sich gelassenen Dorfe, seiner einzigen Heimat, von der Geliebten, von der Natur, in die er seine eigenen Gedanken hineinsingt und die ihm seine eigensten inneren Empfindungen in menschlichen Versen entgegenraunt. Von Schlachten und Streben, von Kampf gegen die Feinde und das Schicksal wird nicht gesungen in der bescheidenen, intimen, allgemein menschlichen Doina. Nur der aus seinem Familien- und Freundesverbande ausgeschlossene „Freischütz“, der von allen Unterjochten heimlich geliebte, niemals vergessene, oft unterstützte „outlaw“, der seinen hörigen Pflug mit der Flinte vertauscht hat und der ewige Gast der Wälder geworden ist, nur der singt nach der ihn ernährenden Räubertat von Rachezügen und Vergeltungswerken: so sind die cîntece haiducești entstanden, die nach diesem politischen, sozialen, ja in gewissem Sinne auch nationalen Kämpfer, dem haiduc, genannt sind. Erst in der neuesten Zeit klingt aus der Volksdichtung, in einer sich immer wiederholenden und erweiternden Klasse von Liedern, die Klage über die unabwend-



bare Notwendigkeit, daſs der Mann als Krieger für ihm unverständliche, keinen Gewinn bringende Ziele kämpfen muſs in unmittelbarer Zwecke entbehrenden Schlachten für den Staat, den Kaiser oder König.

Das ist die Literatur der Dörfer, deren letzte Elemente uralt sind.

VII. Ältere Einrichtungen in der Zeit selbständigen Dorflebens. Bis zur Einführung der Gesetze, welche aus den kaiserlich byzantinischen Rechtsbüchern und den kirchlichen Satzungen im 17. Jahrhundert zusammengeschweiſst wurden, und später nach den Gesetzbüchern des Abendlandes im 18. Jahrhundert, ja als einfache Übersetzungen von französischen und belgischen Originalen in unserer Zeit bearbeitet wurden, haben die Rumänen, die sich einer ansehnlichen bäuerlichen Kultur erfreuten, nicht etwa ohne bestimmte Rechtssatzungen gelebt; jedoch waren jene ebensowenig niedergeschrieben wie die jedermann gut bekannte Volksliteratur. Alle nationalen und fremden Herrscher erklären, daſs sie dieses Recht vorgefunden hätten, und so tief war es in das Bewuſstsein der Ackerbauer und Hirten, der Rumänen im Hoch- und Plattlande, eingegraben, mit solchen unausrottbaren Wurzeln haftete es darin, daſs sie alle es respektieren muſsten, um nicht eine Verschwörung der in ihren seelischen Grundfesten erschütterten Bevölkerung hervorzurufen. Die Fürsten der Moldau und Walachei kennen nicht nur „alte Grenzen“, jenseits deren ihr Geschlecht und ihre Vorgänger keine Eigentumsrechte besaſsen, sondern auch eine alte Überlieferung im Gebiete des sozialen Lebens, eine Landesgewohnheit, obiceiul pămîntuluĭ, „ein Landesgesetz“, legea țeriĭ, wonach am Fürstenhofe wie in dem kleinsten Winkel des Fürstentums, in groſsen und kleineren Streitsachen und bei Verträgen alles gerichtet und geschlichtet wurde. In Siebenbürgen, wo gewiſs kein zigeunisches Recht [1]) vom Staate anerkannt worden ist, wird bis ins 16. Jahrhundert in allerlei lateinischen Urkunden und Schriften von „ritus Vlachie“, „ius

1) Mit der angeblichen rumänischen Einwanderung in dieses Land hat man nämlich ebenso freundlich wie aufrichtig die bekannte Einwanderung der Zigeuner verglichen.

Volachie", „lex districtuum volahicalium universorum" gesprochen, und dieses Gesetz oder ius, war eine lex „antiqua et approbata"; man spricht nicht minder als vom „ritus Volachie" [1]) vom „modus Olachorum", die Grenzen eines Gutes festzustellen [2]). Bis zur Einführung der neuen Gesetze in dem zu Ungarn gehörigen Lande, und auch nach dieser Zeit, wo sie noch immer im praktischen Gebrauche nebenbei bis heute fortleben, sind diese Rechtsgewohnheiten als heiliges Ahnenrecht treu bewahrt worden.

Das „walachische Recht" bezieht sich zum gröſsten Teile auf Grundeigentum und auf alles, was damit zusammenhängt. Dies zeigt wieder, wie innig die Geschichte dieses Volkes mit Ackerbau und Bodenbesitz verbunden ist. Es beantwortet die Frage, wie es beim Erbgange, bei Veräuſserungen und bezüglich des Instanzenzuges im Rechtsstreite zu halten ist.

Einige Rechtssätze sind schon oben bei der Entstehung des Dorfes besprochen worden. Das Erbrecht der ganzen Familie, das der Witwe und der Kinder beiderlei Geschlechts und nicht minder das der Brüder des Erblassers, besonders wenn kein Sohn da ist, und das der Tochter, die lieber ihr Heiratsgut in klingender Münze nimmt, bildet einen Teil der Vorschriften des „wlachischen Gewohnheitsrechtes" [3]). Entfernte Verwandte können, wenn kein näherer Erbe sich anmeldet, sich ebenfalls zu „Erbteilbrüdern" aufwerfen [4]). Man kann nach rumänischem Gewohnheitsrecht seinen Grund und Boden, der nicht nur dem jeweiligen Besitzer individuell gehört, nur mit der Einwilligung der Nachbarn, d. h. Verwandten und „Erbteilbrüder", verkaufen, und der Verkauf muſs während dreier Sonn- oder Festtage vor der Kirche, wo sich das Dorf zum Gottesdienste versammelt, feierlich angekündigt werden [5]). Beim Verkaufe wird adălmaş getrunken, in Siebenbürgen wie in den transalpinischen Ländern, und dieser Zeugentrunk wird immer in dem betreffenden Akte notiert, wobei auch oft das Quantum des verabreichten Weins oder Branntweins zum Schlusse

1) Hurmuzaki, II², S. 419—420, 453, nr. 379; S. 248—249, nr. 223; S. 510, nr. 407; S. 513.

2) Mihályi, Dipl. maram. I, S. 31. 3) Hurmuzaki II², S. 419—420.

4) Ebend. 5) Studiĭ şi doc. IV, S. 15.

mit angegeben wird. Um Wortbruch zu verhindern und die Lust zu weiteren Prozessen abzuschneiden, wird eine Summe festgesetzt, welche von dem Urheber eines solchen Rechtsstreites zu bezahlen ist: in Siebenbürgen heifst sie birşag, in den rumänischen freien Gebieten ferîie, herîie. Greuliche Verwünschungen werden in die Veräufserungsakte eingetragen gegen die Nachbarn und Verwandten, welche, nachdem sie von dem Rechte, das verkäufliche Stück Boden an sich zu bringen, keinen Gebrauch gemacht haben, was a lepăda, a se lepăda heifst, später dennoch als Bewerber erscheinen. Aber diese Drohung mit der Strafe des Himmels genügt doch nicht: nach vielen Jahren kommt der blutsverwandte Nachbar und wirft dem Fremden unter irgendeinem Vorwande oder auch ohne einen solchen sein Geld zurück (aruncă banĭ), und dieser mufs sich aus der Dorfgemeinschaft fortpacken.

Die Ältesten jeder Ortschaft, die Dorfpatriarchen, „gute alte Leute", oamenĭ bunĭ şi bătrînĭ, sind diejenigen, die das Urteil finden. Man kommt zu ihnen, um einen Termin angesetzt zu erhalten, und sie pun zi, „setzen einen Tag"; es ist meist ein bekannter Festtag oder eine gewöhnliche Frist, sieben, vierzehn usw. Tage nach oder vor dem betreffenden Festtage. Um ein Urteil zu bekommen, ist von vornherein den Richtern eine Summe zu zahlen: a da lege, „Gesetz geben", d. h. es ist eine Bezahlung für die Findung des Rechtes zu leisten. Bis heute bringt der Moţ seine groşiţă, seinen Groschen, um diese vom Staate nicht anerkannten Richter für ihre Mühewaltung zu belohnen. Wenn der Tag kommt, „sitzen die Alten im Stuhle", în Scaun, weshalb sie im Moţenlande scăunenĭ genannt werden: man sagt ebendort von ihnen, dafs sie „Gesetz halten", ţin legea. Die Parteien können Akten bringen, cărţĭ — „Briefe" — oder mit dem slavischen Namen zapis genannt, auf denen unter den guten oder schlechten Text von der Hand des Dorfpriesters oder Diacs, litteratus, „cărturariŭ", auch die Zeugen ihre Finger auf einen von Rauch oder Tinte erzeugten Flecken gedrückt haben: a pune degetele[1]. Der Schwur ist ein bekanntes Beweis-

1) Proben solcher Aktenstücke nach walachischem Rechte aus Siebenbürgen um 1500 siehe Hurmuzaki, II², S. 453, nr. 379.

mittel, um Tatsachen festzustellen, aber am häufigsten beschwören die beigezogenen Personen nicht ein Faktum, sondern nur die Glaubwürdigkeit der Partei, welcher sie beistehen. Dieser Gebrauch der Eideshelfer findet sich übrigens auch im alten deutschen Rechte des Mittelalters, und durch die Slaven haben ihn auch die Rumänen an sich gebracht. Hat die Gegenpartei nichts weiter einzuwenden, so ist alles zu Ende; das „Gesetz" hat entschieden: s'a rumpt legea, sagen die Moţĭ: derjenige von den pîrîtorĭ, Prozeſsbeteiligten, für den die, in traditioneller Anzahl (sechs, zwölf, vierundzwanzig), beigebrachten Eideshelfer (jurătorĭ) „geschworen" haben, aŭ jurat, ist der Sieger, während der Besiegte „vom Gesetze blieb", a rămas de lege. Dann ist nur noch eine carte aufzusetzen. Will aber der Besiegte seine Niederlage nicht anerkennen, dann muſs er sich bereit erklären, eine doppelte Anzahl von Eideshelfern, die derselben Klasse angehören müssen, vor das Gericht zu bringen; dann wird ihm dazu eine lege gegeben, und, weil schon eine lege, um die ersten Eideshelfer vorzuladen, ausgegangen ist, heiſst diese zweite: „Gesetz über das Gesetz", lege peste lege. Bei hartnäckigen Leuten — und in Besitzstreitigkeiten ist der rumänische Bauer stets bis zum Wahnsinn hartnäckig — geht das waghalsige Spiel, zu dem der Haſs anstachelt, immer höher, bis endlich eine Partei nicht mehr die angekündigte Anzahl von schwörenden Genossen beizubringen vermag.

Unten wird von den höheren Instanzen des Rechtes die Rede sein, denn diese bilden auch ein Glied in der politischen Verfassung des rumänischen Volkes [1]).

In den Belehnungsurkunden von 1247 bis 1251 für die Johanniter ist von den damaligen „maiores terre" des den Ordensbrüdern zu dichterer Ansiedelung verliehenen Landes die Rede [2]). Edelleute fanden sich auch bei den Rumänen, die natürlich auch höhere Richter und tüchtigere Hauptleute besessen haben, als die

1) Die „pecuniarum solutio et refusio" und die „plurimorum hominum elogia" kommen auch, in Siebenbürgen, im gefälschten Akte von 1231 vor, der wahrscheinlich im 16. Jahrhundert entstanden ist; Zimmermann-Werner I, S. 55. Für die „oamenĭ bunĭ" auch Arch. ist. I [1], S. 71.

2) Zimmermann-Werner I, S. 74.



Dorfältesten waren. Im Jahre 1359 lebte die Witwe eines „Olachen“ Reman (Roman), welcher in seinen Lebzeiten „urbararius“ des Königs in den Bergwerken von Zlatna gewesen war [1]. Ein magister Sarachenus — der Name klingt entschieden rumänisch, Săracin — ist 1366 Graf der königlichen Kammer und Vorsteher der Salzwerke in Dées [2]. Im 15. Jahrhundert werden ausdrücklich „wolachy nobiles“, „nobiles, ut dicitur vallachorum nostrorum“ genannt [3]. In Haczeg, im Banat, im Szeklerlande werden bis spät rumänische nemeșĭ, boerĭ, boerinașĭ [4] erwähnt, und ihre Spur hat sich bis heute noch nicht verloren.

Noch im Jahre 1291 erscheinen Walachen unter den transsilvanischen nobiles, jedoch entsenden sie nicht wie die Szekler und Kumanen ihre Vertreter zu den Reichstagen. Aber bald kommen sie auch zu diesen, schon 1289, allerdings nur die „religiosi viri“, d. h. diejenigen, welche zum katholischen Glauben gehören, während die griechischen Rumänen ausgeschlossen bleiben [5]. Die Fürsten, die in „Transalpinien“ Staaten gründeten, fanden überall bereits einen von der Bevölkerung anerkannten Adel vor.

Woher kam diese privilegierte Klasse des rumänischen Volkes? Welches waren die Eigenschaften, die sie als Leiter der Nation erscheinen liefsen?

Das Vaterland heifst, wie schon gesagt wurde, moșie: d. h. über die Grenzen seines Feldes, seines Erbgutes, das er von seinem Ahnherrn übernommen hat, sieht der rumänische Bauer, das rumänische Volk nicht hinaus. Dieses allein gilt es zu verteidigen, weil es für ihn die einzig mögliche Lebensbedingung ist. Aber, ohne von dem Ganzen einen begrenzten und empfundenen Begriff zu haben, dämmert es ihm doch unbestimmt, dafs alle diese Erbgüter, alle diese Schenkungen oder Eroberungen der Ahnherren

1) Zimmermann-Werner-Müller II, S. 172, nr. 758.

2) Zimmermann-Werner-Müller II, S. 247, nr. 855.

3) Hurmuzaki, I², S. 650, 653, nr. 544.

4) Für die Erklärungen der Namen s. unten.

5) „Viri religiosi nobiles, Ungari, Saxones et Syculi partis transsilvanae“; Zimmermann-Werner, wo auch das andere, unter den Jahren 1291, 1292. Vgl. auch, 1350, Hurmuzaki, I², S. 43—45.

zusammen ein Gröſseres bilden: das Land der Rumänen, die Ţara-Romănească. Wenn der fremde Nebenbuhler kam, um ein Stück aus diesem weiten Lande zu reiſsen, dann wurden diese Besitzteile als zur Ţara-Romănească gehörig bezeichnet, und von den älteren rumänischen Bewohnern wird dieser Begriff den Ankömmlingen, die ihn nur unklar zu erfassen vermögen, übermittelt: dies Gebiet ist den Wlachen abgenommen, „exempta de Blaccis“ schreibt im 13. Jahrhundert ein ungarischer König.

Seine Nachbarn nennt der Rumäne mit Namen, die ein hohes Interesse haben und manches sagen. Bei keinem von ihnen erkennt die Denkungsart des Volkes einen Herrscher an. Die Slaven werden vom rumänischen Bauern nach der von ihnen bewohnten Gegend unterschieden. Für den Bulgaren hat der Rumäne nur einen Namen, der ohne spezifische Veränderungen als ein neuer erscheint. Während dieser für den Arămînen Vurgar (mit l = r, eine charakteristische Eigenschaft der Sprache) heiſst, ist „Bulgar“ für den Donaurumänen eine später angenommene Benennung. Aus den Quellen für die ältere Zeit, wie auch aus der Volksdichtung des Flachlandes sieht man sehr deutlich, daſs für den Rumänen jenseits der Donau bis zu den weiter wohnenden Türken und Griechen nur Serben, Sîrbĭ, leben: so wird in der walachischen Chronik des 17. Jahrhunderts von einem Serben aus Nicopolis usw. gesprochen, und nicht einmal in dem Baladenzyklus erscheint der Bulgarenname.

Die Deutschen sind den Rumänen nur durch Vermittelung der Slaven, welche mit ihnen in Verbindung standen, bekannt geworden: darum ist die Volksbezeichnung für die Deutschen slavischen Ursprungs, aber unterliegt den in der alten Zeit wirkenden Sprachgesetzen: er heiſst Neamţ, von Němetz.

Die sich Hellenen nennenden südlichen Nachbarn und späteren Mitbewohner der Städte sind für die Rumänen Grecĭ, mit dem lateinischen Namen, und in dieser Hinsicht unterscheiden sie sich nicht von den Arămînen, die diese Benennung aus dem romanischen Erbteile beibehalten haben.

Interessanter ist Ungur für den Bewohner von Ungarn, den Magyaren; daſs nicht dieser letztere Name, der von dem betreffenden Volke einzig anerkannt und gebraucht wird, sondern der so-



zusagen politische, gelehrte Name Ungur in den rumänischen Sprachschatz aufgenommen worden ist, läfst sich nur auf eine Weise erklären, die mit den bekannten historischen Tatsachen vollständig übereinstimmt: in den ersten Zeiten hat keine unmittelbare Berührung zwischen Rumänen und Magyaren jenseits der Theifs stattgehabt, und erst nachdem der ungarische Staat und der ungarische König durch Einfälle, Zinsansprüche und Unterhandlungen bekannt geworden waren, nachdem ganze Striche des „rumänischen Landes“ von der ungarischen Macht gewonnen waren, entstanden magyarische Kolonien, die von den Unterdrückten mit dem Siegernamen des Staates benannt wurden.

Die höchste staatliche Gewalt ist für den Rumänen in Worten ausgedrückt, welche dem ältesten lateinischen Elemente der Sprache angehören, und dies legt für ihre Ursprünglichkeit Zeugnis ab. Der Kaiser, welcher den jeweiligen Ansiedlern aus dem ganzen römischen Orbis eine Stellung an der Donau angewiesen hat, der Kaiser, unter dem diese entfernten Ahnen ein glückliches oder gefährliches Leben führten, der Kaiser, welcher dann in griechischer Form von einem Jahrhundert zum anderen seine Heere an der Grenze oder jenseits davon dem siegreichen Barbarentum entgegenführte, um seine Rechte zu verteidigen, dieser Kaiser ist bei dem rumänischen Bauer noch immer nicht vergessen. Für ihn bleibt dasHaupt aller späteren kleineren Craĭ (Kralen) der Împărat, von ihm liebt er zu sprechen, und in dem Volksmärchen finden sich nur Împărăţiĭ und Împăraţĭ, Kaiserreiche und Kaiser, als beherrschte Gebiete und Gebietsbeherrscher, alte Kaiser und schöne Kaisersöhne mit goldenem Kraushaare als Helden. Neben dem Împărat trifft man als Inhaber desselben Herrscherrechtes den Domn, dominus, was ebensoviel als Împărat bedeutet, weil das Volk dem „Domn“ die ganze politische Machtfülle zuschreibt. Dieser Titel wurde seit dem 13. Jahrhundert den tatsächlich unabhängigen Fürsten jenseits der Berge gegeben, aber Bezeichnungen wie „mere domneştĭ“, Äpfel des Domn, für „die schönsten Äpfel“ bezeugen einen viel älteren Gebrauch des ursprünglich lateinischen Ausdruckes. Es ist auch nicht zufällig, dafs in Siebenbürgen, wo kein rumänischer Fürst in geschichtlicher Zeit dauernd regiert hat, der Eigentümer des Bodens, dem der Bauer vom Staate bei-

nahe vollständig überlassen wird, er, welcher urteilt, richtet und den Boden beherrscht, domn genannt wird.

Ebenso wird als volkstümlicher, nicht gelehrter Ausdruck für den Herrscher eines gröfseren oder kleineren Gebietes der von den alten dakisch-pannonischen Slaven entlehnte Wojwodenname gebraucht, der sich auch, wenn auch nicht bei den Bulgaren, so doch bei den östlichen und westlichen, nördlichen und südlichen Serben bis zur türkischen Eroberung im 15. Jahrhundert, neben dem höheren, aber auch späteren Titel Župan, Herr der Župa (Gegend), und Kral (Carolus) erhalten hat. Im 13. Jahrhundert war im transalpinischen Oltlande Litovoĭ ein solcher Wojwod, der über einen „Keneziatus" [1]) herrschte, während die „Olaci" am linken Flufsufer, und ebenso die in den Bergen, einen Wojwoden hatten, der einen „voevodatus" besafs: das ist ein subtiler, aber doch erkennbarer diplomatischer Unterschied. Es war also um 1247 bis 1251 „voevodatus" ein rumänisches Gebiet, in dem die Rumänen unter nominell fremder Herrschaft sich selbst regierten, und der höchste Machthaber aus den Reihen der „Walachen" war der Wojwod, aber das Land des Wojwoden konnte gegebenenfalls infolge eines engeren Zusammenhangs mit dem Lehnsherrn untergeordnetes Knezengebiet betrachtet werden. Die späteren Erweiterer des walachischen Landes und die Begründer des Fürstentums Moldau tragen zuerst den Titel von „Voevoda" und nur nach diesem auch den eines Domn als Erklärung, um sich als Alleinherrscher zu bezeichnen. Hie und da ist das Wort Wojwode auch in geographische Namen übergegangen und zwar von der Donauebene bis zu den Karpathentälern [2]). Als die herumstreifenden Zigeuner, nicht vor dem 13. Jahrhundert, in den rumänischen Ländern erschienen, um dann über die Strafsen und Pfade Ungarns ihre ewigen Wanderzüge auszudehnen, übernahmen sie von den in ihrer Umgebung wohnenden Rumänen, welche die braunen Gäste noch nicht zu Sklaven gestempelt hatten, den Namen Wojwode für ihren obersten Führer, und so entstanden dann die „Zigeunerwojwoden", natürlich meistens in Ungarn, wo ihnen die Rechte freier Leute

1) S. oben S. 139, 144—145, 152; unten S. 245f.

2) Bezirke: Muscel, Teleorman, Ialomiţa, unter der alten slavischen Form von „Voevoda". Vgl. auch Uricariul, XVIII, S. 372.

zugestanden wurden, weniger in den rumänischen Fürstentümern, wo dies nicht der Fall war. Dafs die Türken von Rumänen wie von Serben den Namen und den Begriff des Wojwoden für die Vorsteher christlicher, ihnen unterjochter Gemeinden entlehnt haben, ist wegen der späteren Zeit dieser Entlehnung von geringerer Wichtigkeit.

In Siebenbürgen gibt schon im Anfange des 13. Jahrhunderts der erobernde ungarische König den Titel „Voevoda" seinem Stellvertreter in den nicht eximierten Gegenden des „transsilvanischen" Landes: schon 1206, als Andreas II. die Privilegien seiner Vorgänger erneuert, verleiht er den neu ankommenden sächsischen hospites auch das Recht, dafs sie in keinem Falle dem „Vaivoda" unterworfen sein sollen [1]). Im Jahre 1219 erscheint auch, nur durch seinen Taufnamen bezeichnet, ein „fidelis noster Nevke Woywoda", welcher beauftragt ist, die Domherren von Gran in ein vom Könige geschenktes siebenbürgisches Gut einzuführen [2]). Zwei Jahre später erscheint als Zeuge in einer königlichen Urkunde „Paul, Sohn des Wojwoden Peter" [3]). Als erster „Waivoda transilvanus" wird Ilula, Bruder des Ratolt, 1231 erwähnt [4]); daneben lautet im Jahre 1251 der Titel „Woyvoda noster partium ultrasilvanarum" [5]), während 1238 nur von dem „Vaivoda pro tempore constitutus" die Rede ist [6]). Es ist der einzige Wojwode des Königs, und er erscheint in Siebenbürgen, wo auch eine rumänische Bevölkerung existiert, bei der sich die Wojwodenwürde überall findet und zwar als Bezeichnung für das höchste Staatsoberhaupt. Die Entlehnung von der rumänischen Bevölkerung des Landes ist danach offenkundig. Ferner wird in dem später gebildeten Grenzkomitate Szolnok 1261 das Gebiet zugleich „vaivodatus" und „comitatus", der königliche Vorsteher über diese zweite rumänische Mark „vaivoda" und „comes" — und zwar zuerst „vaivodatus" und „vaivoda" — genannt [7]). Schon 1279 aber wurde der „co-

1) Zimmermann-Werner I, S. 10.
2) Hurmuzaki I, S. 69.
3) Ebenda S. 73.
4) Ebenda I, S. 121, nr. 94; Zimmermann-Werner I, S. 55.
5) Hurmuzaki I, S. 248, nr. 192.
6) Zimmermann-Werner I, S. 67.
7) Zimmermann-Werner I, S. 84, nr. 94; S. 85; ebenda S. 66, nr. 74.

mitatus“ Szolnok mit dem Wojwodat Siebenbürgen vereinigt, und so wird dann dieses zweite Wojwodat nicht mehr besonders erwähnt [1]).

Im 14. Jahrhundert, als das nördlich von Siebenbürgen liegende Hochland Marmoros durch Heranholung von deutschen und ungarischen hospites, die sich im grofsen Tale, dem rumänischen Cîmpulung [2]), niederliefsen, zum wirtschaftlichen und politischen Leben erwachte, und infolge der militärischen Organisation durch die Könige der neuen, französischen Anjoudynastie dieses Gebiet gefestigt wurde, da trug gelegentlich der ungarische Gespan, „comes“, auch, wie in Szolnok, den Titel Waivoda, und neben ihm erschien auch ein „Vaivoda Olacorum de Maramorisio“ [3]). Es sind auch Namen solcher Wojwoden der „königlichen Walachen“, „olahorum reginalium“, überliefert [4]).

Erst später, bei dem Verfalle der Institution, wird in den königlichen Ländern der Name Wojwode für kleinere Machthaber gebraucht. Der Wojwode Herbord besitzt 1271, wenngleich nur eine „terra seu villa“, so doch eine solche, die das ganze Gebiet zwischen den Kokelflüssen, oberherhalb ihres Vereinigungspunktes, einnimmt [5]). Der „Negul Woyvoda“ wohnt nur 1326 — seine frühere Laufbahn ist unbekannt — „considet et commoratur“, in einem Dorfe des Bihargebietes [6]). Neben Leuten, die nur „dicti Voyvode“, sogen. Wojwoden, sind [7]), tragen diesen ehedem viel bedeutenderen Titel die Dorfrichter — man denke auch an die „comites parochiales“ — in walachischen Grenzgebieten oder bei Bergwerken, schliefslich solche,

1) Hurmuzaki I, S. 358, nr. 268; Zimmermann-Werner I, S. 294, nr. 317; J. 1309.

2) Vgl. die „Cîmpulungurĭ“ in der Moldau — zwei —; in der Walachei, im Banate; Hurmuzaki I², S. 612. Vgl. auch Onciul, Zur Gesch. der Romänen in Marmarosch; aus der „Romänischen Revue“ VI, Jahrg. 1890. Ungarischerseits sind das Werk von Wenzel (Pest 1857) und die 1889 erschienene Publikation der hung. historischen Gesellschaft über seinen Ausflug in Marmoros zu verzeichnen.

3) Mihályi, S. 55, 78. Vgl. Sate şi preoţĭ, und im ganzen J. Bogdan, Originea Voevodatuluĭ la Rominĭ, in den Denkschr. der rum. Ak., II. Serie, XXIV.

4) Mihályi, S. 77.

5) Hurmuzaki I, S. 355.

6) Ebenda S. 474, 598.

7) Mihályi, S. 160—161; Hurmuzaki II², S. 361, nr. 318.

16*

die an gefährlichen Punkten einer Landstraſse stationiert sind, wo eine ständige Besatzung von bewaffneten, tüchtigen Bauern nötig ist [1]). Zum letzten Male wird ein walachischer Wojwode in den Kronländern im Jahre 1450 genannt, und im ganzen 14. und 15. Jahrhundert zusammen werden nicht zehn Dorfwojwoden erwähnt.

Was der Wojwode in seinem Wojwodat oder „tenutum“ — rumänisch wird das Gebiet Ţinut genannt [2]) — für Rechte und Pflichten hatte, erhellt aus den ungarischen Urkunden, welche die „transsilvanischen“ Beamten des Königs betreffen. An erster Stelle hat er das Land gegen den inneren oder äuſseren Feind zu beschützen: das besagt schon der Sinn seines slavischen Namens, denn Wojwod bedeutet Heerführer. In dieser Beziehung ist er für das ungarische Reich eine Art von Markgraf. Nächst dem Kampfe im Interesse des Staates ergibt sich die Notwendigkeit, durch richterlichen Spruch die zwischen verschiedenen Personen schwebenden Streitigkeiten beizulegen. Im Dorfe selbst werden zwar die kleineren Streitigkeiten geschlichtet, doch wer mit dem Urteil unzufrieden ist, kann sich an einen höheren Richterstuhl wenden, und das ist der des Wojwoden. Dieser urteilt grundsätzlich selbst, aber in der Regel traut er sich nicht, in Sachen, die ihm nicht persönlich bekannt sind, einen Spruch zu fällen, und beauftragt nach walachischem Rechte eine Anzahl von sachkundigen Nachbarn der Parteien [3]), welche diese selbst erwählt haben, mit dem Entscheid. Bei den Verbrechen jedoch, über die der König zu richten hat, wie Mord, Raub, Entführung, steht das Recht des strafenden Urteils dem Wojwoden zu, der in vorköniglicher Zeit in eigenem Namen Recht sprach. Um alle Klagen zu hören, alles geschehene Unrecht sich erzählen zu lassen und nach Befinden zu ahnden, durchzieht der Wojwode unaufhörlich das Land und residiert nur zeitweilig in Gyula-Fehérvár; solche Gerichtsreisen, um „Scaun“ zu halten [4]), heiſsen descensus, aber

1) Zimmermann-Werner-Müller II, S. 172, nr. 758; Hurmuzaki I, S. 304: das Datum muſs mit einem Jahrhundert später gesetzt werden; I², S. 166, nr. 129; S. 729, nr. 604; S. 762; S. 762—763, nr. 631.

2) „Vajvodatus et tenuti nostri“; Hurmuzaki I², S. 59.

3) Hurmuzaki I², S. 748, nr. 619.

4) Siehe S. 236.

von diesem wojwodalen descensus sind die hospites, die nobiles, kurz alles, was sich eines besonderen Rechtes erfreut, befreit [1]). Bei einem solchen descensus benutzt der Wojwode seine Anwesenheit auch, um die Einkünfte zu sammeln, welche in den Zeiten der Unabhängigkeit ihm selbst, jetzt jedoch nur zum kleineren Teile, im übrigen aber dem Könige gehören und die „regalis utilitas“ desselben bilden [2]). Dieses „tributum vaivodatus“ [3]) besteht aus den „decimae“, die auch von Sachsen bezahlt werden, und aus der „quinquagesima ovium“, die in natura von den rumänischen und szeklerischen Hirten ohne Unterschied unter ähnlichen Bedingungen geleistet wird [4]). Die Rumänen nannten datul oilor, was in lateinischer Terminologie „datia ovium“ hieſs [5]). Die dijma, „decima“ (ung. dészma), ist bei ihnen ebenso lange in Gebrauch, und dies ist auſser der gloabă, die nach dem Verlust eines Prozesses oder um der Leibesstrafe zu entgehen, gezahlt wird, alles, was das rumänische Volk in seinen primitiven Zuständen, ehe sich ein eigentliches Staatsleben entwickelte, seinen Oberhäuptern an Abgaben zu entrichten hatte.

Richter mit geringeren Befugnissen, und nur dies, juzĭ, wie sie auch genannt wurden — der Name findet sich in der Moldau vom Anfange an [6]), und von den Rumänen haben auch die Zigeuner ihre juzĭ übernommen — waren die „Knezen“; die Bezeichnung entstammt demselben altslavischen Wortschatz, aus dem die Benennung der fürstlichen Kneze der Kroaten und Ser-

1) „Vaivoda“ und sein „viceiudex“, 1238; Zimmermann-Werner I, S. 67. „Quae tempore Vaivodatus sui ratione iudicii cessit et remansit“; ebenda I, S. 310: J. 1313. Vgl. „iudex et wajvoda de Karansebes“; Hurmuzaki II², S. 542.

2) Zimmermann-Werner I, S. 35.

3) Ebenda S. 66, nr. 74.

4) Vgl. Hurmuzaki I², S. 59; Zimmermann-Werner I, S. 10; Hurmuzaki II², S. 9, nr. 4; I², S. 130, nr. 88; S. 246, nr. 194; S. 497—498, nr. 410. Vgl. Zimmermann-Werner I, S. 67, 80: „proventus ex parte Siculorum et Olacorum“; S. 87, nr. 97: „ab Olachis et Siculis“; S. 195; Hurmuzaki I², S. 392, nr. 326: die „quinquagesima“, welche „de partibus transylvanis“ im allgemeinen genommen wird; II², S. 348, nr. 306: Rumänen, welche sie nicht entrichten.

5) Vgl. Sate şi preoţĭ, S. 120 und Hurmuzaki I², S. 434, nr. 357.

6) „Unde a fost jude Petrica“; Orest Popescul, S. 23; J. 1517.

ben [1]), der Russen und Polen, herrührt. Bei den serbischen und bosnischen Arămînen [2]), wie bei den in die galizischen Berge verirrten oder vielmehr als Ansiedler gebrachten Bolochovenĭ [3]), und nicht minder bei den walachischen, siebenbürgischen und auch moldauischen Rumänen finden sich solche Knezen oder Kenezen. Zuerst werden sie erwähnt in der Schenkung an die Johanniter von 1247 bis 1251, und diese mächtigen Kenezen, deren Gebiet beinahe als ein Wojwodat zu betrachten ist, Johann und Fărcaş, welche dem Könige nichts als einen Teil ihrer Einkünfte abzugeben hatten, hielten in ihren Händen das ganze Donaugebiet vom Severiner Bergterritorium bis an den Olt, wo heute die drei Distrikte Mehedinţĭ, Jiiul de jos und Romanaţĭ bestehen. Weil jude und Knez, judecie oder judeţ [4]) identisch sind, kann man annehmen, daſs die späteren judeţe, soweit sie alte Namen tragen, den früheren Keneziaten, beinahe in denselben Grenzen, entsprechen.

In der Marmoros fanden die Ungarn zahlreiche Knezen, welche häufig bei Grenzstreitigkeiten und sonst als Zeugen aufgerufen werden, und auch als „omnes Kenezii“ des Landes vorkommen. Etliche davon waren vom Könige anerkannt, und solche bestätigte Kenezen befinden sich dann in einem höheren Rang und einer angeseheneren Stellung [5]): sie helfen bei der Einbringung der königlichen Einkünfte, wobei sie einen Teil als Entgelt behalten, und sprechen Recht im Namen des höheren Gerichtsherrn. Sie können eins oder mehrere Dörfer mit den dazu gehörigen Grundstücken, Wäldern usw. in ihrer persönlichen Gewalt, unter der „iurisdictio“ [6]) ihres „officiolatus“ [7]) haben und

1) „Deinde cepit Bosnam posuitque ibi Stephanum Knezium“; Presbyter Diocleas, bei Lucius, S. 300; bei Klaić, Geschichte Bosniens, S. 61.

2) Hurmuzaki I², S. 785, 797; ebend. II², S. 663.

3) Miklosich, Wanderungen, enthält, in dem Zusatze von Kalužniacki, alles, was bisher über diese rumänischen Bewohner der Bolochower Gegend zu wissen ist; vgl. Hurmuzaki II², S. 153, nr. 132; S. 219, nr. 197.

4) In moldauischen Urkunden wird judecia für das Territorium des jude gebraucht, der walachische Bezirk hieſs immer judeţ.

5) S. die Verfügungen K. Ludwigs in Zimmermann-Werner II, S. 256f.

6) Hurmuzaki I, S. 553—554, nr. 442.

7) Ebenda I², S. 300, nr. 239.

besitzen endlich ein erbliches Recht an dieser nova donacio des Königs [1]). Mit den Ältesten zusammen, auch mit den erwählten juraţĭ, denen dann die gleiche Aufgabe zufällt [2]), fällen sie Urteile, und in Kriegszeiten erschienen sie als Bandenführer ihrer bogenbewaffneten Bauern [3]).

Ebenso ging es ihnen, ja noch verhältnismäfsig besser, im benachbarten Bistritzer Gebiete [4]), im Hatzeger Tale und den späteren Grenzdistrikten.

Aber in Siebenbürgen selbst verloren sie bald an Bedeutung. Denn als sich die Macht der Edelleute erweiterte, brachten diese selbst solche villae in ihren Besitz, in welchen von alters her erbliche Knezen residiert hatten. Und als die freien Bauern zu geknechteten jobbagiones herabsanken, teilten ihre Vorstcher dasselbe Los, und wo im 14. Jahrhundert „Kenesii“ erwähnt werden, sind auch sie als Jobbagien bezeichnet [5]). Seitdem gelten sie als villici der Grundherren [6]) und werden meist dazu verwendet, flüchtige Unglücksgefährten zu verfolgen [7]). Was aus den transalpinischen Knezen geworden ist, wird weiter unten mitgeteilt werden [8]).

So erscheint im Anfange des 16. Jahrhunderts das rumänische Volk: dies ist seine Verfassung, dies sind seine Sitten, die Äufserungen der Volkskraft, als sich der erste konsolidierte Staat des „rumänischen Landes“ bildet. Es ist dasselbe Bild, welches sich bis heute erhalten hat: das Volk zeigt ein einheitliches Wesen, obgleich es politisch zerstückelt ist.

---

1) Ebenda S. 461, nr. 378.

2) Ebenda S. 397; vgl. S. 586.

3) Ebenda S. 89, nr. 66. Vgl, auch II², S. 39, nr. 27; S. 43, nr. 34.

4) Doc. Bistriţeĭ, Register, Schlagwort: Cnejĭ.

5) Z. B. Hurmuzaki I², S. 247: „iobbagio Bartha Kenesius“. Vgl. S. 481, nr. 399. 1418 ein Knez des Königs, welcher Jobbag ist; S. 505, nr. 417; II², S. 295, nr. 264.

6) Eorum villici seu Kenezii“. Hurmuzaki I², S. 739; vgl. den „villicus“ von Cornăţel, Zimmermann-Werner I, S. 233—234, nr. 305.

7) Hurmuzaki I, S. 687, nr. 542; I², S. 226—227, nr. 176; S. 237, nr. 184.

8) Vgl. die oben (S. 243, Anm. 3) zitierte Arbeit von J. Bogdan und desselben Despre cnejiĭ la Românĭ, in den Denkschriften der rum. Akademie, Jahrgang 1903; deutsch im Archiv für slavische Philologie, XXV. Band.



Zweiter Abschnitt.

Zeit der Unabhängigkeit und der losen Abhängigkeit von dem osmanischen Reiche. Kriegerischer Staat der freien Bauern [1]).

---

1. Kapitel.

Kämpfe gegen Ungarn für die Unabhängigkeit im Fürstentume Walachei. Gründung des Fürstentumes Moldau. Früheste Zustände in beiden Staaten und erste Organisationsmafsregeln.

Ein neues Zeitalter für das rumänische Volk eröffnet sich durch die Vereinigung der vorher getrennt bestehenden Wojwodate am Olt, und infolge der Ausdehnung des dadurch gebildeten Staates auf die Knezialgebiete an der Donau. Dieser Vorgang

1) Als erzählende Quellen für diese Periode kommen die von Bogdan (siehe oben S. 7) herausgegebenen slavischen Chroniken in Betracht: „Chronik von Putna" und „Chronik von Bistriţa"; ferner eine Bearbeitung, welche die „moldo-polnische Chronik" heifst, weil sie in Jassy von dem Polen Nik. Brzeski verfafst wurde, die überschwenglichen Arbeiten von Macarie und Eftimie für die Zeit der Rareşiden und des Alexander Lăpuşneanu und endlich die rumänische Kompilation der alten Chroniken, die Grigore Ureche im 17. Jahrhundert verfafste (in Kogălniceanu, Letopiseţe I und in der Ausgabe Picot; Kritik in Jorga, Istoria literaturiĭ romîne în secolul al XVIII lea; Bd. II, Exkurse). Urkundenmaterial für die inneren Zustände findet sich in den oben (S. 4 f.) bezeichneten Sammlungen; für die äufseren Ereignisse liegt es in den Bänden I und II (mehrere Teile) des „Hurmuzaki-Korps" vor. Von Spezialuntersuchungen kommen nur die folgenden in Betracht:

1. J. Bogdan, Vlad Ţepeş (Bukarest 1896). Klare Schilderung der Laufbahn dieses walachischen Gegners Muhammeds II.



hat ungefähr zweihundert Jahre gedauert. In diese Zeit fällt die Gründung eines neuen, nordöstlichen Wojwodats, es ist das im „moldauischen Lande", der Befreiungskampf gegen Ungarn, und gelegentlich auch gegen Polen, hinsichtlich des an dieses Land angrenzenden Fürstentumes Moldau. Dann kommen die viel bedeutenderen gegen den alles vernichtenden Fortschritt der osmanischen Macht: unter Soliman II. entsteht als Folge der von den Rumänen erfochtenen Siege, der von ihnen erlittenen Niederlagen und der von den glücklichen und unglücklichen Kämpfen verursachten Erschöpfung das neue Vasallenverhältnis zu dem heidnischen Kaiser. Die innere Verfassung und das politische Leben wandeln sich unter dem Einflusse der neu einwirkenden Tatsachen seit dem um 1550 entstandenen Abhängigkeitsverhältnis langsam,

---

2. D. Onciul, Originile principatelor române (1899); schildert den Ursprung der Fürstentümer Walachei und Moldau.

3. N. Jorga, Studiĭ asupra Chilieĭ şi Cetăţiĭ-Albe (Bukarest 1900). In Verbindung mit der Ortsgeschichte der zwei Häfen der Moldau an der Donau und am Meere wird die ganze moldauische Geschichte im 15. und zum Teil im 16. Jahrhundert erzählt; zum Schlusse eine Bibliographie aller einschlägigen Quellen und Bearbeitungen.

4. J. Ursu, Relaţiunile Moldoveĭ cu Polonia până la moartea luĭ Ştefan cel Mare (Piatra 1900). Beziehungen zwischen Polen und Moldau bis 1504. Quellenmäſsiges, präzises Werkchen.

5. N. Jorga, Documente romîneştĭ din Archivele Bistriţeĭ I. Als Vorrede zu den rumänischen Akten im Stadtarchive von Bistritz (in Siebenbürgen) wird eine Geschichte der Moldau auf Grund der dortigen lateinischen und deutschen täglichen Korrespondenzen gegeben.

6. N. Jorga, Studiĭ şi documente III, Vorrede: bringt eine Skizze der walachischen Geschichte bis Mitte des 16. Jahrhunderts.

7. D. Onciul, Titlul luĭ Mircea cel Bătrîn şi posesiunile luĭ, in den Convorbirĭ literare 1901—1903 (auch Separatabdruck). Bei der Erläuterung des Herrschertitels des Fürsten Mircea wird kurz die ganze walachische Geschichte bis ins 15. Jahrhundert wiedererzählt; der Verfasser ändert einige seiner früheren Ansichten und behandelt zum ersten Male in seinen Arbeiten die Zeit nach der Gründung des Fürstentums.

8. Al. Lăpĕdatu, Radu cel Frumos (in der Zeitschrift Transilvania 1901), Vlad Călugărul (in den Conv. literare, Jahrgang 1903; auch Separatabdruck): die zweite Arbeit ist eine ausgezeichnete Monographie. Beide Fürsten, deren Leben geschildert wird, herrschten in der Walachei im 15. Jahrhundert.

9. Die im Druck befindliche Sammlung der Studien zur Rechtsgeschichte von G. Popovicĭ enthält auch vieles über die ältere Geschichte der Moldau.



aber gründlich. An der Kraftanspannung, welche geleistet werden mußte, um die Freiheit und den christlichen Glauben gegen die Epigonen der Barbaren zu verteidigen, nimmt das siebenbürgische Rumänentum teil und wird dafür durch neue politische Privilegien belohnt; aber auch hier hat die Anerkennung der türkischen Oberherrschaft nachteilige Folgen für die bisher militärische Dienste leistende rumänische Bevölkerung.

Basarab (Bassaraba, Bassarabă), der karpathische „Pförtner der Alpen", ist bekannt durch seinen Namen, seine Verwandtschaft, eine ohne Folgen gebliebene Niederlage und einen Sieg, der seine Laufbahn abschließt und zugleich einen Wendepunkt in der rumänischen Geschichte bedeutet. Aber kein Brief von ihm, keine Urkunde ist erhalten; seine treuen Gefährten stiegen namenlos in das Grab. Selbst die Volkssage hat sich seiner nicht angenommen, und sein Name ist nicht durch den Bau eines Klosters oder einer Kirche verewigt worden.

Er war Wojwode als Oberherr eines rumänischen Territoriums und ward von den Seinigen gewiß auch Domn genannt; diesen Titel — „dominus", господинъ — mag er angenommen haben, um sein Streben, keine fremde Suzeränität anzuerkennen, kundzutun, und dies ist wahrscheinlich in der Zeit der letzten siebenbürgischen Wirren, in den Tagen des großen Sachsenaufstandes, geschehen. Das Gebiet, in dem Basarab herrschte, hieß für ihn selbstverständlich „das rumänische Land", kannten doch seine Untertanen auch in der Nachbarschaft, wo Könige geboten, nur eine „Ţara Ungurească, Ţara Leşească, Ţara Turcească", die „Länder" der Ungarn, Polen und Türken. Er betrachtete sich als Herrn des „ganzen rumänischen Landes" [1]), seit kein anderer Wojwod mehr als Nebenbuhler in der Nachbarschaft stand. Wie einst die „Kaiser der Bulgaren und Griechen" auf dem rechten Ufer der Donau das ganze Rhomäerland als ihre natürliche Erbschaft und Konstantinopel als ihre Hauptstadt betrachteten, so wird auch Basarab weder im Osten noch im Norden natürliche, unverrückbare Grenzen anerkannt haben. Gewisser-

1) Vgl. die Titulatur seines Enkels Vladislav; Hasdeŭ, Negru-Vodă, Faksimile II.



maſsen fühlte er sich als Vertreter der rumänischen Nationalität, denn alle Gebiete, die endlich von den Usurpatoren verlassen wurden, wenigstens alles von Tataren befreite Land muſste ihm von Rechts wegen anheimfallen. In seinen an Untertanen gerichteten Briefen und seinen Schenkungsurkunden sprach er gewiſs nur von der „göttlichen Gnade", die ihm Berg und Tal verliehen habe: die Formel „Dei et regis Hungariae gratia" oder „Dei et Regiae Maiestatis gratia" erscheint übrigens bei seinen Nachfolgern nur in solchen Schriftstücken, die dem Könige oder seinen Beamten vor Augen kommen konnten, und nur in Zeiten, wo das politische Interesse die Schonung der fremden Eitelkeit gebot. Aber in keiner slavischen Urkunde ist eine jener Formeln zu finden, niemals also hat seinen eigenen Untertanen gegenüber ein rumänischer Fürst eine andere Quelle seiner Macht anerkannt als die „Gnade Gottes".

Diese „Gnade" verdiente der Herrscher als „rechtgläubiger" Fürst, denn die Rumänen waren auch gute Christen, beobachteten streng die Fasten- und Feiertage, hatten auch Bischöfe, die ihre Priester weihten; aber diese Bischöfe, die im Jahre 1234 vom Papste als „pseudoepiscopi" bezeichnet werden [1]), sind, wie sich sehr deutlich aus den siebenbürgisch-rumänischen kirchlichen Verhältnissen im 16. Jahrhundert ergibt [2]), nur Vorsteher etlicher primitiv ausgestatteter Klöster, in denen keine bestimmte Ordensregel herrschte. Die stareţĭ oder Ältesten dieser Bergeinsiedeleien legten sich den Namen Vlădică bei, und ihnen gehorchten die Dorfgeistlichen, die sich in keiner Hinsicht von ihrer bäuerlichen Herde scharf unterschieden. Ihre spärliche Gelehrsamkeit, ihre Bücher, ihre eigene Weihe bezogen diese „Vlădicĭ" oder episcopi von den Bischöfen des rechten Donauufers, wo es noch Städte gab, in denen höhere Geistliche leben konnten.

Die durch Basilius, den Bulgarentöter, festgestellte Ordnung der bulgarischen Kirche [3]) war auch nach der Wiederherstellung des Zarats in Kraft geblieben: danach besaſsen Metropolitanrechte über das benachbarte Gebiet der Bischof von Silistrien, wo auch der Patriarch residiert hatte, und der von Widdin. Neben dem

1) Zimmermann-Werner, I, S. 60, nr. 69.
2) Sate şi preoţĭ; vgl. Bunea, Vechile episcopiĭ românescĭ, (Blaj, 1901.)
3) Gelzer, in der Byzantinischen Zeitschrift, II, S. 22 ff.

Zaren Johannitius findet sich ein Bischof von Widdin; und es ist schon angedeutet worden, daſs den rumänischen „Alanen" durch die Vermittelung des Bischofs von Βιτζίνα — Vičina, in der Dobrudscha, an der unteren Donau — die Erlaubnis zuteil ward, den Fluſs zu überschreiten und sich im griechischen Reiche festzusetzen [1]. Daher kommt es, daſs sich als Kirchensprache der Rumänen das in der bulgarischen Kirche übliche Altslowenische mit allen seinen griechischen Wörtern und Wendungen eingebürgert hat. Aber die Sprache der Kirche war im Mittelalter immer auch die der allgemeinen Kultur, und der Staat nahm sie bei seiner Entstehung ohne weiteres an. Die slavische Bildung der Gelehrten des Landes brachte es mit sich, daſs die ältesten, auf innere Angelegenheiten bezüglichen Urkunden slavisch geschrieben sind, und daſs bis ins 17. Jahrhundert diese fremde Sprache des Mittelalters in den fürstlichen Kanzleien fast ausschlieſslich in Gebrauch blieb [2].

Aber nicht nur dadurch wirkte der süddonauische Einfluſs in den nördlichen Landschaften bis zu den karpathischen Hauptstädten des Wojwoden. Die Sprache der rumänischen Urkunden des 14. Jahrhunderts unterscheidet sich überhaupt nicht von der der gleichzeitigen bulgarischen Urkunden; sogar die Orthographie der slavischen Urkunden des „rumänischen Landes" im 14. Jahrhundert ist der bei den Bulgaren in derselben Zeit üblichen ganz ähnlich. Die Kanzleigebräuche sind dieselben: Titulatur, Kontext, und Datierung sind in beiden Ländern ganz gleich. Von dem Kreuze, mit dem die erste Zeile beginnt, bis zu dem mit roter Tinte in kalligraphisch verschlungenen Buchstaben unten kunstvoll gezeichneten Monogramm ist alles fast identisch [3]. Die Würden-

---

1) S. oben S. 144.

2) Vgl. die Aufsätze von J. Bogdan und D. Onciul in der Jubilarsammlung „Luĭ Titu Maiorescu", 1900. Eine Dissertation der Universität Agram (1900) von Ilie Bărbulescu behandelt die Schicksale des kyrillischen Alphabets bei den Rumänen. (Rum. Übersetzung in Revista p ist., arch. şi filologie, 1902—1903.) Das neue Buch desselben: Fonetica Alfabetuluĭ cirilic în textele romîne (1904) enthält wenig Nützliches neben vielem Naivem.

3) Vgl. die Faksimilien bei Hasdeŭ, Negru-Vodă, mit dem des Briefes eines Widdiner Teilzaren in dem Archiv für slavische Philologie XVII, S. 546. S. auch diejenigen in Anal·ele Academieĭ Române VIII.

träger des walachischen Herrschers heifsen wie bei den benachbarten Bulgaren boiarĭ, болѣринъ, ihr Ehrenname ist Jupan oder Pan; auch hier zerfallen sie in „grofse" und „kleine" Bojaren. Wie bei dem Nachbarvolke findet sich unter diesen ersten Räten des Wojwoden ein Logofet, ein Vistiarnic und ein Vornic, d. h. der oberste Kanzler, der Schatzmeister und der maior domus [1]), Würden, die mit Ausnahme der letzten vielleicht alle durch linkische, aber anspruchsvolle Nachahmung in Prêslav, Prespa und Trnowo von dem prunkvollen Byzanz entlehnt worden sind [2]). Im 15. Jahrhundert findet man daneben den Stolnic, Păharnic und Comis, d. h. den Maître d'hôtel, den Truchsefs und den Stallmeister, wovon das erste Amt auch bei den Bulgaren existiert, während Păharnic aus dem rumänischen Worte păhar, Glas, gebildet ist und Comis nur eine bulgarische Entstellung des byzantinischen κόμης (lat. comes) zu sein scheint [3]). Ferner erscheinen in demselben Zeitalter am walachischen Hofe ein Stratornic, d. h. Heerführer, und ein Cliucer, beides entlehnte Bezeichnungen, sowie ein Spătar, dessen Name sich daraus erklärt, dafs es seine Pflicht war, das Schwert (spata) dem deutschem Marschall entsprechend voranzutragen [4]). Noch im 15. Jahrhundert wurde sehr wahrscheinlich auch der cubicularius mit der bulgarischen Benennung Postelnic angestellt. Die Bezeichnung Ban für Würdenträger, die sich schon im 14. Jahrhundert [5]) gelegentlich am Fürstenhofe finden, wurde von den Ungarn zugleich mit dem Banate selbst übernommen. Sieben von den zehn grofsen walachischen Hofwürden sind also von den ersten Nachahmern der Byzantiner auf die Rumänen vererbt worden, wie ihre Namen und der Vergleich mit süddonauischen Urkunden beweisen [6]).

---

1) Dvor, „Curtis", Residenz des Herrschers.

2) Vgl. die Diplome von Mircea, dem sechsten Fürsten des Landes, in Venelin, Wlacho-bulgarische Aktenstücke (russisch), dann in Miletić-Agura, Sbornik von Sofia, Jahrgg. 1893; Archiva istorică I, S. 97—98; Hurmuzaki I², S. 341—342; Bogdan, Rel. cu Brașovul, S. 5; Bogdan, Un chrisov al luĭ Mircea-cel-Bătrân, in den Denkschriften der rum. Akademie, Jahrgang 1903.

3) Bogdan, S. 17.

4) Ebenda S. 23; Arch. ist. I¹, S. 5—6, 66, 73.

5) Hurmuzaki I², S. 342.

6) Vgl. Jireček, Geschichte der Bulgaren, S. 385—387.

Um sich diesen starken politischen Einfluſs zu erklären, braucht man nicht, wie schon gezeigt wurde, an eine durch nichts bezeugte Herrschaft des ersten oder zweiten bulgarischen Reiches über das entgegengesetzte Donauufer zu denken. Eine solche Herrschaft hätte sich auch auf keinen Fall bis in die Karpathennester erstreckt, wo die ersten Wojwoden der Zukunft harrten, und als Schützlinge der slavischen Kaiser hätten jene auch nicht in diesem entlegensten Winkel residiert. Die Teilzaren von Widdin waren im 13. Jahrhundert die unmittelbaren Nachbaren der oltenischen Gegend, die durch die Einnahme von Severin gegen 1300 vollständig in den Besitz der Herren von ganz „Wlachien" gekommen war. Michael, der Sohn des Šišman, der die neue widdinische Dynastie gründete, derselbe Michael, dem die Erbschaft des ungarischen Schützlings Sfentislav, vielleicht durch ungarische Gunst und Hilfe, zugefallen war, entstammte nach einem byzantinischen Chronisten „kumanisch-bulgarischem" Blute. Sein Neffe Alexander nahm die Tochter des Basarab zur Frau, und der älteste Sohn Basarabs heiſst auch Alexander, was ältere Familienverbindungen anzudeuten scheint [1]).

Zu Beginn der Herrschaft Michaels von Trnowo ist Basarab sein Verbündeter; als die Stunde der Schlacht kam, die zwischen ihm und dem benachbarten, starken und ehrgeizigen Kral der Serben, der sich auch zum Kaiser des Ostens aufwerfen wollte, entscheiden sollte, da zog Michael gegen seinen Feind durch „Pannonien", was das ehemalige ungarische Banat bedeuten muſs, und unter den Fliehenden nach der verlorenen Schlacht von Velbužd, im Jahre 1330, fand sich auch Basarab [2]). Als letzterer

1) Oben S. 144. Vgl. auch die Namen Stračimir (Vater Alexanders) und Tychomir — Tocomerius — (Vater Basarabs). Basarab selbst ist ein bei den Rumänen sehr verbreiteter Name, den man im Banat und im Hatzeglande, ja selbst bei moldauischen Zigeunern des 17. Jahrhunderts findet. Vgl. die in Sate şi preoţĭ, S. 165, Anmerkung 1 angegebenen Stellen, und dazu Hurmuzaki I², S. 593; ebenda S. 53; Jorga, Studiĭ as. secoluluĭ al XVII^{lea}, S. 52. Siehe auch den Aufsatz „Basarabă" in dem Magnum Etymologicum von Hasdeŭ.

2) Serbische Jahrbücher, in dem Glasnik von Belgrad, erste Serie, Band LIII; Spomenik III, 1901; Glasnik des Museums von Serajewo VI, Jahrgang 1894 und den Zakonik des Zaren Dušan, Nachfolgers des Siegers von Velbužd; Vorrede.

seine Truppen dem Bulgarenherrscher zuführte, hatte er keine Eroberungspläne; er erstrebte keine Erweiterung seines Besitzes an der serbischen Donau, sondern erfüllte nur seine Pflicht als Michaels Verwandter und sein getreuer Nachbar. Der neugegründete walachische Staat war noch zu schwach, um Erweiterungsgelüste zu hegen und sich in die Balkanwirren, deren es jederzeit genug gab, hineinzumischen.

Der Wojwode hatte noch keine festen Grenzen für sein Gebiet gewonnen, noch keine Festen zu seiner Verteidigung erbaut und noch keinen Schatz für gröfsere Unternehmungen angesammelt. Seine Macht war nicht gröfser als die jedes rumänischen Bezirkswojwoden: er hielt Gericht auf seinen descensus, — möglicherweise ist dies der ursprüngliche Sinn von descălecat, descălecătoare, womit die Gründung des Landes bezeichnet wird, gewesen; er verfügte in Zeiten der Gefahr über die Wehrmacht seines Volkes und erhob einige geringe Steuern, die in den Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts bei Exemptionsverleihungen verzeichnet werden. Ihm gehörte der Zehnte, dijma, im allgemeinen von allem, was den spärlichen Reichtum des Landes bildete; daneben gehörten ihm die vămĭ — Zölle — von den Schafen, Schweinen und Bienen, deren Name nur in bulgarischer Übersetzung in den slavischen Urkunden vorkommt. Von den Saaten wurde ihm eine Steuer bezahlt, die nach dem gebräuchlichen Getreidemafse cîblă, кѫбль, cubulus, bei den sächsischen Siebenbürgen „Kübel“, wahrscheinlich rumänisch cîblărit (slavisch кѫбларство) hiefs [1]). Wie in Siebenbürgen das tributum de vino, so wurde auch im Lande des transalpinischen Wojwoden eine Taxe entrichtet, um die Weinrebe pflanzen und bauen zu dürfen, der vinăriciŭ oder vinăriciŭ domnesc. Aus späteren Quellen geht hervor, dafs die Steuerpflichtigen für die Entrichtung der Weintaxe in örtliche Gruppen eingeteilt waren; die Bezirke trugen den Namen popor, und dieser Ausdruck bezeichnet ursprünglich jede zu einem speziellen Dienste angewiesene Anzahl von freien Bauern [2]). Ferner wurden dem obersten Richter Geldstrafen,

1) Siehe auch meine im Druck befindliche Istoria luĭ Mihaĭ Viteazul, S. 109.

2) Vgl. Studiĭ şi doc. V, Kap. VIII, X und S. 170, nr. 2.



gloabe, für allerlei Vergehen und Verbrechen bezahlt. Die Dorfknezen sind verpflichtet, ihm beim Eintritt in ihr Amt ein Pferd zu schenken [1]). Endlich hatte jedermann die Pflicht, die fürstlichen Leute mit Nahrung und Reisemitteln zu versorgen, was podvozĭ, podvoade — jedes von diesen Worten hat auch eine uns nicht sehr klare spezielle Bedeutung — hiefs. Dies sind die Rechte eines Domn, die in der bulgarischen Staatssprache служба und дажба heifsen, was dem schon in dem Schenkungsakte für die Johanniter gebrauchten Worte reditus, beziehungsweise auch den Worten utilitates et servitia, und ebenso den rumänischen Bezeichnungen veniturĭ și slujbe entspricht.

Durch alle diese von den fürstlichen Steuereinnehmern (бирчи, später birarĭ), Strafgeldsammlern (глобничи; globnicĭ), Dorf- oder Bezirksrichtern (судци; județĭ) und Beamten im allgemeinen (правителе) eingehobenen Wojwodeneinkünfte gelangte jedoch kein gemünztes Geld in den Staatsschatz von Argeș. Der Wojwode, der oberste Herr des Landes, war aber nach morgenländischer Anschauung der Urquell aller Besitzrechte, und so mufsten alle Veränderungen des Besitzes an Grund und Boden auch von ihm bestätigt werden, ja in einer Schenkung von Ländereien wird, noch im Jahre 1490, bei einem gelegentlichen Wechsel des Inhabers, als Geschenk für den Fürsten die Lieferung eines „guten Pferdes" vorgeschrieben [2]). Erst später wurde die allgemeine Pflicht einer Kontribution in Geld eingeführt, aber noch recht spät werden im Lande Fogaras, welches den transalpinischen Wojwoden als ungarisches Lehen gehörte und in der im freien Fürstentume üblichen Weise organisiert war, Einkäufe gemacht, wobei man den Preis in Ochsen, Pferden oder Schafen entrichtete [3]). Im 15. Jahrhundert wird ein Stück Land mit „einem guten Pferde, zwei Bechern, zwei Löffeln und einem silbernen Gürtel" be-

1) Bogdan, Cneziĭ, in den Denkschriften der rumänischen Akademie, Jahrgang 1903, S. 34—35.

2) Arch. ist. I[1], S. 6.

3) Nach ungedruckten Quellen, wie auch nach dem Material, welches von N. Densusianu in der „Columna luĭ Traian" und gesondert als „Monumente peutru istoria țăreĭ Făgărașuluĭ" (Bukarest 1883) herausgegeben wurde, in meinem Sate și preoțĭ, S. 143ff.

zahlt [1]). Wenn der Fürst einem Kloster einige seiner Einkünfte schenkt, spricht er von Einkünften etwa wie: „400 Kübeln jährlich aus dem Richterkreise Jaleš, 35 Beuteln Käse", oder etwa von Käse, Honig und einer Anzahl von „langen" oder „kurzen" Stücken Tuch für die Kleidung der Mönche [2]). Diese Verhältnisse dauerten für den rumänischen Bauern noch lange, so dafs man sie noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts findet: es wurde zwar in den Kaufverträgen der Preis in einer gewissen Summe Geldes angegeben, aber die Münzen kamen fast nie zum Vorschein; man berief vielmehr die guten Leute des Dorfes, um den Wert der statt des Geldes angebotenen Naturalien festzustellen, was a biclului heifst. Man kam auf diese Weise zu dem Ergebnis, dafs „ein Ochse, eine Kuh mit Kalb und ein cojoc (Lederjacke) für einen Dukaten, ein anderer cojoc für zwei silberne Münzen, und ein Grundstück, schon gepflügt und besät, für einen anderen Dukaten gegeben wurden [3])."

Gemünztes Geld kam nur von den „vămĭ", den Zollstätten, ein und wurde von den fremden Kaufleuten bezahlt. Die Gründung des walachischen Fürstentumes begünstigte das Gedeihen der südlich gelegenen sächsischen Städte in Siebenbürgen, wo Hermannstadt (Sibiiŭ, Nagy-Szeben) das oltenische Land und Kronstadt (Braşov, Brassó) die Grofse Walachei als ihr ausschliefsliches Handelsgebiet betrachteten; aber nicht nur um die hier vorhandenen wohlfeilen Naturalien nach den weiter fortgeschrittenen abendländischen Ländern zu exportieren, sondern auch um auf den neuen Handelswegen nach dem reichen Morgenlande, dem Lande der viel gesuchten, teuer bezahlten Spezereien, gewinnbeflissen zu pilgern. Die sächsischen Kaufleute, die mit den noch dem Könige gehörenden Städten des dalmatinischen Ufers wie auch mit Wien und den grofsen deutschen Städten Verbindung unterhielten, erwarben von deren Herrn Privilegien, kraft deren sie in den „transalpinischen" Gebieten ruhig und sicher Handel treiben durften. Die älteste bisher bekannte Urkunde eines walachischen Fürsten ist das Handelsprivilegium vom 20. Januar 1368, das den Kronstädtern

---

1) Arch. ist. I[1], S. 70; vgl. III, S. 192.

2) Arch. ist. I[1], S. 19.

3) Ebenda S. 71.

„ihre alten Freiheiten“ [1]) erneuert. Daraus, wie auch aus den Bestätigungen derselben Rechte und aus einer Schenkungsurkunde für ein fürstliches Kloster [2]) lassen sich die damaligen Handelswege in dem neuen Fürstentume erkennen. Es waren drei von Bedeutung. Der erste ging von Kronstadt an den Zollstätten Rucăr und Dragoslave vorüber bis Cîmpulung, wo der fürstliche Zolleinnehmer wohnte; dort war die alte Verfassung, nach der das Regiment der Stadt in den Händen der fremden, katholischen „Grafen“, comites, lag, noch unverändert geblieben [3]). Von Cîmpulung, wo die Kronstädter Kaufleute die tricesima, den dreifsigsten Teil des Wertes ihrer Waren, entrichten mufsten, gingen die Karren nach Süden gegen Giurgiu, das sich am Ende des 14. Jahrhunderts im Besitze des Fürsten Mircea befand [4]), um hier über die Donau zu setzen. Ein anderer zollfreier Weg — man bezahlte hier nur für die bei der Rückkehr mitgebrachten Waren des Orients nach einer bestimmten Taxe — führte nach dem blühenden Donauhafen Brăila. Von Hermannstadt fuhren die Handelsleute durch den Roten-Turmpafs gegen Calafat, das den im Banate bevorzugten Überfahrtsort und zugleich die Zollstation (scala) darstellte.

Vom Süden her kamen in die Walachei die Kaufleute aus Griechenland, die gute Geschäfte machten und das Land als Quelle schneller Bereicherung lobten [5]), und neben ihnen, in nicht minder grofser Zahl die noch unternehmenderen, alle möglichen Sprachen kennenden Bürger von Dubrownik-Ragusa, der slavisch-italienischen Hafenstadt an der Adria. Noch im Jahre 1349 zogen sie durch Serbien, das sie wirtschaftlich völlig erobert hatten, über die Donau nach dem „Lande des Basarab“, d. h. in die nach ihrem Begründer benannte Walachei an den beiden Ufern des Olt [6]).

So kamen aus Siebenbürgen ungarische königliche Münzen

1) „Ab antiquis in terra nostra Transalpina habitis“; Zimmermann-Werner-Müller II, S. 306—307, Nr. 908.

2) Bogdan, Rel. cu Brașovul, S. 1 ff.; Arch. ist. I¹, S. 19—21.

3) Vgl. die Grabinschrift von „Laurentius, comes de Longocampo“ 1300, in meinen Studiĭ și doc., I—II, S. 273, Nr. 1 und die Reisebeschreibung von Sparnau und Tennstädt 1385, in meinen Acte și fragm. III¹, S. 1—2.

4) Arch. ist. I¹, S. 96—97.

5) Ellissen, Analekten IV, Leipzig 1860, S. 223.

6) Miklosich, Mon. Serbica, S. 146.

mit der Lilie der Anjous, dem französischen flos, von dem der florenus seinen Namen erhielt, und ebenso Denare, Aspri, von geringem Werte in das Land. Von den Ländern jenseits der Donau brachten Slaven und Griechen bulgarische und byzantinische perperi (hyperperi) und Aspern anderen Gepräges. Aspri, „silberne Aspern“, blieben für die Bewohner der Walachei eine Art Nationalmünze [1]), wenn man in wahrer Münze, in barem, „bereitem“ Gelde bezahlte (аспри готови, banĭ gata). Im 14. und 15. Jahrhundert nannte man die für die walachischen Fürsten in Siebenbürgen geschlagenen Münzen, die mehr eine politische Bedeutung als einen täglichen Kurs hatten [2]), perperi, und eine Steuer der späteren Zeit heifst nach dieser kaiserlich-östlichen Münze părpărit. Der landläufige Ausdruck ban aber entstand gewifs durch die Münzen, die im Severiner Banate im Umlauf waren [3]).

Durch diese Zustände war den walachischen Fürsten in der ersten Zeit ihre politische Tätigkeit vorgeschrieben. Burgen hatten sie, aufser der Hauptstadt, nicht; von Fremden bewohnte Städte gab es nur wenige an den Handelswegen entlang; sie waren von keiner Mauer umgeben, genossen aufser Cîmpulung keine ernst zu nehmenden bürgerlichen Freiheiten und hatten für die Produktion nicht die geringste Bedeutung, weil darin nur Einzelverkäufer fremder Fabrikate wohnten. Das Geld war sehr spärlich und flofs meistens in den Schatz des Wojwoden, der in gewissen Fällen und Verhältnissen dem mächtigeren Nachbar Tribut zahlen mufste. Die Kultur war, in ihren höheren Erscheinungen wenigstens, von den benachbarten südlicheren Gegenden entlehnt worden: es war noch keine Nationalkirche vorhanden, der Klang der Glocke störte noch nicht die Einsamkeit der Berge und den tiefen Frieden der Ebene mit den zerstreuten weifsen Hüttchen.

---

1) Arch. ist. I[1], S. 6, J. 1490: Verkaufspreis in „Aspern“.

2) Vgl. D. A. Sturdza, Übersicht der Münzen, Wien 1874, in 8°, Separatabdruck von der „Numismatischen Zeitschrift“ von Karabaček; Fischer, Beitrag zur Münzkunde des Fürstentums Moldau, aus dem „Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums“, Czernowitz 1901. Bogdan, Rel. cu Brașovul, S. 202—203; Szabó, Székely Oklevéltár III, S. 40—43. (Vgl. Convorbirĭ literare XXXVI, S. 95, Anm. 1.)

3) Vgl. Hasdeŭ, Magnum Etymologicum, unter „Ban“.

Allerdings erobern, etwas außer den Grenzen gelegenes dauernd in Besitz nehmen, das konnten die Wojwoden von Argeș nicht; aber zur eigenen Verteidigung war das Land wie geschaffen. Im Norden ragten undurchdringliche Berge mit sehr engen, von hohen Felsen beherrschten Pässen: mit Stricken mußten da die Kriegsmaschinen hinuntergelassen werden, und nur die kleinen Pferde der Dorfbewohner fanden hier den Pfad. Im Süden aber ergoß sich die Donau und erweiterte sich zu Sümpfen, die jeden Eindringling zu verschlucken drohten. Dazu erstand im Lande anstatt der älteren juzĭ oder Knezen, die in bescheidenen Verhältnissen als Vorsteher von kleinen Gebieten oder als Beamte des Fürsten [1]) fortlebten, ein neues Bojarentum, von frischem, jugendlichem Leben erfüllt, nach großen Taten in der Zukunft gierig. Es waren dies alte, gutsbesitzende Geschlechter, welche ihre Ländereien langsam durch Kauf zusammengebracht hatten. Sehr zahlreich, besonders in dem viel früher entwickelten Banate, waren sie doch noch nicht mächtig und reich genug, um eine Gefahr für die Autorität des Wojwoden zu bilden, aber immerhin stark und reich genug, um mit eigenen Mitteln inmitten der freien Bauern, die sie auf ihren Beutezügen begleiteten, unter der Fahne des Fürsten — dem Adler mit dem Kreuz im Schnabel — gegen den nördlichen oder südlichen, den östlichen oder westlichen Feind zu kämpfen und ihn zu besiegen.

Der schon fest im Sattel sitzende König von Ungarn, Karl Robert, allerdings war davon nicht überzeugt. Die Sachsen hatte er besiegt, in Bosnien hatte er einen treuen Vertreter als Ban des Landes; mit Serbien scheint er in guten Beziehungen gestanden zu haben, in einer Zeit, als sich die ganze balkanische Welt vereinigte, um, ohne Erfolg, die Bildung eines neuen, aufstrebenden Zarats zu verhindern. In dem Anjou war der alte Traum seiner Vorgänger aus der erloschenen Dynastie wiedererstanden: ein kaiserliches Ungarn lateinischer und katholischer Art wollte er auf den Trümmern der jugendlich unsicheren oder altersschwachen Staaten des schismatischen Morgenlandes errichten. Seit langer

---

1) Im 14. und 15. Jahrhundert (bis 1425) werden județĭ von Jaleș, Motru und Jiiŭ genannt; Arch. ist. I¹, S. 19—20, 98; Bogdan, Un chrisov, S. 6.

Zeit hatte Basarab durch nichts mehr seine Zugehörigkeit zum ungarischen Reiche zu erkennen gegeben: keine Huldigung und keine „reditus“ waren von ihm gekommen. Jetzt, nach der grausamen Niederlage von Velbužd, nach dem Tode des Zaren Michael in der unglücklichen Schlacht, kam dies alles dem Könige wieder zum Bewufstsein. Ein grofses Heer mit dem Könige selbst an der Spitze drang in die Walachei ein, um Argeş und den dort von den Kriegsstrapazen ausruhenden alten Bergfürsten zu überrumpeln. Basarab entschlüpfte aber aus seinem Neste und der hungernde, umherirrende Gegner sandte Boten zu ihm, um ihn um Frieden zu bitten. Der schlaue Wojwode gestand wahrscheinlich alles zu, was man von ihm verlangte, aber bei dem Rückzuge seines königlichen Lehnsherrn erschien er in der Gebirgswildnis, um durch Felsblöcke die er von den Höhen herunterschleuderte, die langsam und schwerfällig vorrückenden Ungarn zerschmetternd zu begrüfsen. Der König selbst entging kaum dem Tode und kehrte niemals hierher zurück; in der um 1334—35 erzwungenen Einnahme von Severin erblickte er schon eine Genugtuung für seinen gekränkten Ehrgeiz [1]).

König und Wojwode überlebten beide diese Begebenheiten nicht lange. Im Jahre 1342 bestieg Ludwig I., ein aufserordentlich lebhafter, tatensüchtiger Mann, voll von französischem Eifer für Kreuzzüge und Kaiserpläne, den ungarischen Thron, den er nur als einen Stützpunkt betrachtete, um Höheres zu erreichen: in Polen, der Heimat seiner Gemahlin, in Italien, woher sein Haus stammte, in der Balkanhalbinsel, und im ganzen Oriente, wo Kriege für die Befreiung des heiligen Grabes ausgebrochen waren, wollte er Taten vollbringen. Im folgenden Jahre erschien bei dem neuen Herrscher, als er nach Siebenbürgen kam, um dort die Verhältnisse aufs neue zu ordnen und die Grenzen zu sichern, Alexander (Alexandru), der Sohn und Nachfolger des verstorbenen Basarab. Aber damit war kein dauernder Friede hergestellt, denn alle die walachischen Bojaren,

1) Johann von Thurócz, die ungarische Chronik des 14. Jahrhunderts, bei Schwandtner, Scriptores; dazu zahlreiche Erwähnungen in ungarischen Urkunden, zusammengestellt Hurmuzaki I; auch Katona VIII, S. 642—643. Vgl. Jorga, Lupta pentru stăpînirea Vidinuluĭ, in Convorbirĭ literare XXXIV, Heft 11.



die mit der Bildung eines neuen Staates unzufrieden waren, alle Wojwodensöhne, die das Herrschertum ihrer Vorfahren noch nicht vergessen konnten, kamen zu ihm, um ihre Treue gegen die ungarische Krone und die von dieser vertretene römische Kirche zu bekunden. Diese ersten rumänischen Flüchtlinge aus politischen Gründen, pribegi: ein Nikolaus, ein Stanislaus, ein Ladislas und dessen Sohn Carapciŭ, ein „Aprozya", ein Neagu und noch andere erhielten den Titel „comites" und auch Landgebiete dicht an der Grenze, und bezahlten diese Freigebigkeit durch Ränke gegen den Emporkömmling von Argeş und seine Familie, wie auch durch Dienste im Heere des Königs [1]). Einmal wurde der Bischof von Grofs-Wardein an Alexander abgesandt, um über den Frieden zu verhandeln, und endlich genofs der Fürst von „Transalpinien" die Ehre, in königlichen Urkunden — so 1355, allerdings vier Jahre später nicht mehr — „unser transalpinischer Wojwode" genannt zu werden [2]). Es scheint, als ob dem Fürsten Alexander, nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, die ihm einen Sohn, Vlaico, geboren hatte und — nach dem Namen dieses Sohnes zu schliefsen — eine serbische oder bosnische Prinzessin gewesen ist, von dem Könige selbst eine neue Heirat angeboten worden sei. Im Jahre 1370 wird als Witwe Alexanders und Mutter von zwei schon verheirateten Töchtern eine Fürstin Klara bezeichnet, die dem römischen Glauben anhing; diese neue Ehe mufs folglich um das Jahr 1350 geschlossen worden sein, und weil Vladislav (Vlaico), der Stiefsohn Klaras, seinen Feldherrn Ladislas von Doboka „consanguineus" nennt, war vielleicht die Verwandtschaft durch diese zweite Heirat Alexanders herbeigeführt worden. Ladislas wird aber als Sohn eines „Janus Meister" bezeichnet, und „Meister", „magister", ist ein Ehrentitel, welcher in älteren Zeiten den rumänischen Edelleuten in Ungarn oft verliehen wurde. Er ist ein Enkel des Bans Myked, dessen Name an den rumänischen Micul

1) Dieser Sachverhalt ergibt sich aus der Vergleichung des päpstlichen Briefes von 1345 (Hurmuzaki I, S. 697—698, Nr. DLI) mit späteren Privilegien des Königs für die Flüchtlinge aus der Walachei (ebenda I², S. 98—100, Nr. LXXVI, S. 180 ff.). Die Rechtslage des ehemaligen törzburger dominiums, Kronstadt 1882, Anhang, S. 3.

2) Hurmuzaki I², S. 37—38, 60.

erinnert, und dazu kommt noch, dafs Myked als Ban dem Laurentius, der auch Besitzungen in der Grafschaft Doboka hatte, in seinem Amte folgte. Wichtiger als die Erhebung einer ungarischen Frau auf den walachischen Thron wäre eine Rückgabe des Banats Severin für die Befestigung der friedlichen Beziehungen zwischen dem mächtigen König und dem aufstrebenden Wojwoden gewesen, aber eine solche fand nicht statt; vielmehr folgten einander drei Bane in der Donaufestung, die Karl Robert ernannte. Das war die Frucht des 1330 errungenen Sieges.

Alexander, oder, wie sein Name auf seinem Grabsteine lautet, „Nikolaus Alexander“, starb am 16. November 1364 und wurde in Cîmpulung bestattet, obgleich er als Anhänger der griechischen Kirche durch die Vorsorge seiner katholischen Frau in dem von ihm erbauten rumänischen Kloster, nicht in dem der Fremden, begraben ist [1]. Er hatte nicht gekämpft und nicht gesiegt, nur verloren, obgleich die tatsächliche Unabhängigkeit des Landes gegen nördliche altkönigliche, gegen südliche kaiserlich bulgarische und neuköniglich serbische Nachbarn aufrechterhalten blieb. König Ludwig war zu viel mit seinen grofsen italienischen Plänen beschäftigt, um an die Ausdehnung seiner wirklichen Grenzen bis an die Donau denken zu können, und, als er nach vielem Blut- und Geldverlust wieder an die ernsten Interessen Ungarns dachte, sah er in dem „Kaiser“ Stephan Duschan, dem Herrn des Donauufers und eventuellen Bewerber um Bosnien, ein unvergleichlich stärkeres Hindernis für seine eigenen Imperatorträume. Noch im Jahre 1356 erschien ein ungarischer Ban mit den Waffen in Serbien, und als „capitaneus“ des Papstes im Kampfe gegen die Schismatiker hatte Ludwig selbst einen grofsen königlichen Zug gegen dieses benachbarte Reich angekündigt; doch er bifs sich in Dalmatien fest, da er dieses Land den Venetianern entreifsen wollte, und erst nach drei Jahren wurde Serbien angegriffen. Der Nachfolger des Duschan mufste wohl etwas von der grofsen Erbschaft des verstorbenen einzigen Kaisers der serbischen Nation abtreten, auch in Bosnien wurden die Wojwoden durch Waffengewalt unter

---

1) Onciul, Orig. princ., S. 182; Hasdeŭ, Magnum Etymologicum III, col. 2554 oder Negru-Vodă, S. CCIV.

das ungarische Joch gebeugt. Aber nicht lange darauf eröffneten sich für Ludwig neue, schönere Aussichten im deutschen und italienischen Westen; Ermahnungen zum Kreuzzuge klangen verlockend an sein Ohr, und der verfaulte, beziehungsweise noch nicht organisierte christliche Osten blieb sich in seiner unruhigen Ohnmacht selbst überlassen.

Aber dieser hochbegabte Herrscher erwarb sich auch grofse Verdienste um Ungarn selbst. Er brachte nicht nur an der Stelle der halbvergessenen Privilegien und usurpierten Vorrechte das neue königliche Recht unter den Siebenbürgen zur Geltung, er gab auch dem äufserst wichtigen Vorposten des Königreichs im gebirgigen Norden eine Burg. Er ist der eigentliche Kolonisator der marmorosischen Karpathenfestung, durch ihn erst entstand den ungarischen und deutschen hospites die Möglichkeit, zu wirtschaftlicher Blüte zu gelangen. Er scharte zuerst die vorgefundene walachische Bevölkerung um das königliche Banner, das er weiter bis zu den blühenden Tälern des ehemaligen kleinrussischen Reiches von Halitsch vorwärtstragen wollte, und dies würde die Pläne, die er, der Erbe des polnischen Königs, dessen Tochter seine Mutter war, schmiedete, ungemein gefördert haben. Nur ein Herrscher von diesem Schlage konnte endlich an die Unterdrückung der „transalpinischen“ Tataren denken, die mit Basarab gegen Karl Robert und mit ihm und den Bulgaren gegen den serbischen König gekämpft hatten, an die Unterjochung der „schwarzen“ Heiden, die die fruchtbaren Täler von der Halitscher Grenze bis zur Donau beherrschten. Karl Robert hatte erst im Jahre 1324, während seiner Anwesenheit in Siebenbürgen, Truppen „ins eigentliche Tatarenland“ geschickt, aber es ist unbekannt, ob diese sich auch in dieser Vorpostenstellung halten konnten [1]), und mit diesem Versuche mag die Bitte zusammenhängen, die er im Jahre 1332 an den Papst richtete: er wollte seinen Hausgeistlichen „Vitus de Monteferreo“ zum Bischof von Milcov ernannt sehen [2]).

Dieses alles hängt innig zusammen und bildet die Vorbedingung für die Bildung eines neuen rumänischen Fürstentums

1) Zimmermann-Werner I, S. 388—389, nr. 427.

2) Hurmuzaki I, S. 622—23, nr. 496.

in der Gegend am Seret um 1360. Die russische Herrschaft in Galizien und Lodomerien war schon vor der Thronbesteigung Ludwigs erloschen. Das Land war vielmehr zwischen dem von Osten kommenden polnischen Könige, der südwestlich sich ausbreitenden litauischen Macht und den in der Nachbarschaft streifenden und Zins erhebenden Tataren in immer wechselnder Weise geteilt. Die Bevölkerung hing dem griechischen Glauben an, weil sie aus Russen, d. h. Kleinrussen, bestand: sie hafste die Polen als Anhänger eines fremden, sich ihnen aufdrängenden Glaubens und war den Tataren, die sich mit den Geldleistungen beschieden, nicht allzu feindlich gesinnt. Die Russen riefen die Tataren im Jahre 1341 herbei, um ihnen plündernd zu ihrem Rechte zu verhelfen, aber der polnische König erzwang sich einen Sieg über diese wilden Nebenbuhler. Im Jahre 1342 wurde Ludwig in sehr jugendlichem Alter König von Ungarn und benutzte diese Stellung, um seinen ermordeten Bruder, den Beherrscher von Neapel, zu rächen und zu beerben. Schon in der ersten Zeit seiner Regierung ging er nach Siebenbürgen, um dort die Verhältnisse neu zu ordnen, aber doch erst, nachdem er zwei volle Jahre ruhig in Wissegrad geblieben war. Unterdessen erhob sich der bisherige Wojwode „Olacorum de Maramorisio“, der sich auch unter König Karl Robert ungehorsam bewiesen und eine Entsendung des Reichsprimaten nötig gemacht hatte [1]).

Der Rebell fand auch unter den Bergrumänen Anhang. Dies geschah im Winter 1342 zu 1343; Bogdan verlor selbstverständlich sein vom Könige anerkanntes Wojwodat, aber energische Mafsregeln konnte der König gegen ihn, der auch in den Litauern des Halitschlandes möglicherweise eine Stütze fand, nicht ergreifen.

1) Ich mufs annehmen, dafs der Wojwode Bogdan, der Sohn des Micul, mit dem der Primas 1335 unterhandelt hatte, kein anderer als der marmorosische Bogdan war. Zu dieser Zeit waren aufser in der Walachei die Wojwoden zu tief gesunken, als dafs man an einen transsilvanischen Wojwoden, d. h. einen Dorfvorsteher, denken könnte. Aufserdem lebte dieser Bogdan, der Sohn des Micul, „aufserhalb Ungarns“, und Marmoros ward in der Tat zu dieser Zeit noch nicht als zu Ungarn gehörig betrachtet. Alle übrigen Bedenken können gegenüber diesen zwei Argumenten nicht aufkommen. Vgl. Mihályi I, S. 11—13, 14, meine Sate şi preoţĭ, S. 134 und Bogdan, Originea Voevodatuluĭ, S. 7.



Als Ludwig im Jahre 1344 nach Siebenbürgen reiste, begab er sich nur nach Kronstadt, um persönlich die Huldigung des „transalpinischen“, viel bedeutenderen und älteren Rebellen zu empfangen [1]. Um die östliche Grenze besser zu sichern, ernannte der König einen Offizier, Andreas, den Sohn des Laczk, zum Markgrafen, der, wie vor ihm kein anderer, die Würde eines Grafen der Szekler mit der eines sächsischen „Gereb“ in Kronstadt, wo etwas früher ein Salomon als „comes“ vorkommt, und der eines marmorosischen Grafen vereinigte. Ja dieser Mann war zugleich auch comes in Szathmár und erhielt nach etlichen Jahren als höchste Belohnung auch noch den transsilvanischen Wojwodat [2].

Im Jahre 1349 erschienen die Litauer mit der ihnen immer sicheren tatarischen Hilfe, um die Polen, die das ganze kleinrussische Land eingenommen hatten, zu verdrängen. Ludwig von Ungarn, als berufener Erbe König Kasimirs, eilte zum zweiten Male nach Siebenbürgen, um durch sein Erscheinen an der Grenze die feindlichen Pläne zu durchkreuzen. Er kam bis zum sächsischen Nösen (Bistritz), vielleicht auch weiter, aber in dieser Handelsstadt erschienen vor ihm die marmoroser Knezen mit Klagen gegen Bogdan und seine Helfer. Der König ordnete zwar an, daſs die von den Rebellen besetzten Güter zurückgegeben werden sollten, aber man sieht doch nicht recht, was tatsächlich gegen den infidelis notorius von dem Grafen Andreas oder von seinem eigenen Neffen Johann, dem Sohne des Juga, und dem neuen Wojwoden der „Marmoroswlachen“, unternommen worden ist [3]: der erste Besitzer verlor seine Güter, ohne daſs er versucht hätte, dieses zu verhindern.

Im Jahre 1352 beginnt der Krieg mit den Tataren um die Erbschaft der russischen Könige von neuem. Die Heiden dringen durch die Karpathenpässe der Moldau bis ins Szeklerland vor und zerstören die Burg Varhégy vollständig, die ehedem zur Grenz-

1) J. von Küküllö (Thurócz) und Zimmermann-Werner-Müller II, S. 18, nr. 600.

2) Vgl. Mihályi I, S. 26—27; Zimmermann-Werner-Müller II, S. 73.

3) Mihályi, S. 26—27. Andreas blieb in Bistritz bis Ende des Jahres, Zimmermann-Werner-Müller II, S. 73.

verteidigung gegen die Petschenegen gedient hatte [1]). Ludwig kam mit zahlreicher Reiterei, um die Schmach zu rächen: im Juni 1352 war er von seinem Reiche abwesend, und Verordnungen für das vom Könige nicht betretene Siebenbürgen werden von der Königin Elisabeth erlassen [2]). Im September war jedoch der Sieger über die Tataren nach Ofen zurückgekehrt, aber unter der Leitung des neu ernannten siebenbürgischen Wojwoden dauerten nun die kleinen Züge in die „partes orientales" fort. Während dieser erfolgreichen Kämpfe wurde Bogdan, freiwillig oder gezwungen, ein treuer Untertan der Krone, und ein marmorosischer Knez, Sas, vielleicht Sohn des Dragoş, erhielt zuerst von Andreas und später vom Könige selbst, neben dem Titel eines Wojwoden, ein Stück „transalpinisches" Land dem Bistritzer Bezirke gegenüber, wo von altersher schon die sächsische Ansiedelung Moldvabanya, die „Stadt Molda", bestand; ebenso ward in das Schloſs „des Deutschen", die Cetatea Neamţuluĭ, eine königliche Besatzung gelegt, um den Paſs zu bewachen, und im Gebiete des Milcovflusses wollte der König für die Wiederherstellung des alten Bischofsitzes sorgen [3]): schon 1347 hatte er einen seiner Kapläne vom Papste zum Bischof ernennen lassen.

Galizien und Podolien standen damals gerade ruhig unter der Herrschaft des alten polnischen Königs; die Tataren, in kleine Banden zerteilt, hatten ihre Widerstandskraft verloren; Ungarn hatte seine Oberhoheitsrechte südlich von der serbischen Donau und westlich, in Bosnien, teilweise wiedererlangt, der walachische wie der bulgarische Alexander verlebten friedlich ihre letzten Jahre; die Ermahnungen zum Kreuzzuge waren in dem kleinen Neurom, zu Avignon, zur Stunde vergessen — da, in dieser schlaffen Zeit, schüttelte die „terra moldavana" das fremde Joch des ungarischen Königs ab: die wenig zahlreichen hiesigen „Olachen" wollten das Beispiel des alten Basarab nachahmen. Ein Feind von Bogdan, Dragoş, der Sohn eines von ihm entsetzten Gyula, wird vom comes

1) Hurmuzaki I², S. 32—33.

2) Zimmermann-Werner-Müller II, S. 87.

3) Vgl. Hurmuzaki I, S. 622—623; I², S. 31, 32—33, dann 4—5, 7—8, 8—9 und die folgende Erzählung. Der Bischof nahm jedoch niemals seinen Sitz ein und diente dem Könige nur als Botschafter in entfernte Gegenden.

oder von dem Wojwoden Andreas ausgesandt, um diese Wirren zu stillen; dies geschah 1360 [1]). Bogdan selbst sah ein, daſs für ihn die Zeit gekommen war, wo er eine groſse Rolle spielen konnte. Sas war gestorben, und sein Sohn Balc (Baliţa) kam aus Ungarn, wo er dem Könige gedient hatte, um das väterliche Erbe anzutreten, begegnete aber hier dem vormaligen „notorius infidelis“, wurde geschlagen, und seine Brüder fielen in dem Kampfe. Im Jahre 1365 beschwichtigte der König seine „treuen Vasallen“, Balc, den „Meister“, und seinen Bruder Drag durch die konfiszierten Güter der Familie Bogdans; später gelangten sie zu hohen Würden in ihrer Heimat, und ihr Geschlecht behielt bis zum Ende des 15. Jahrhunderts die Stelle, die Andreas innegehabt hatte [2]).

Mehrere Rachezüge der Ungarn folgten, aber ohne daſs damit etwas Ernstes erreicht worden wäre. Für Polen, das seine Stellung in Galizien immer mehr befestigte, war die Gründung dieses neuen kleinen Pufferstaates, der ungarische Angriffe verhindern und zur Auflösung der Tatarenwelt beitragen konnte, kein unerwünschtes Ereignis. Bogdan erstrebte Unabhängigkeit; auf seinen Münzen figuriert nur sein Name „Bogdan Voevoda Vd. Moldaviensi[s]“, der Ochsenkopf mit dem Sterne zwischen den Hörnern, ein in Marmoros nicht unbekanntes Wappen, und nebenbei der Halbmond und eine Rosette als Verzierungen, während der Revers des kleinen runden Silber-Ban zwei Dolche zeigt [3]). Eine solche Unabhängigkeitserklärung in Münzform konnte nicht in Ungarn geprägt werden, deshalb geschah dies in Polen, höchst wahrscheinlich in dem seit kurzem seine glänzende Laufbahn beginnenden Lemberg und mit der Erlaubnis des Landesherrn.

Für das walachische Fürstentum, das alle befreiten Gebiete „Transalpiniens“ im Namen des Rumänenvolkes in sich aufnehmen wollte, war die Bildung eines Konkurrenzstaates, einer separatistischen Ţara-Romănească, rund um Baia, eine wenig angenehme Tatsache. Vielleicht hätte, wenn er noch nicht so alt gewesen

1) Mihályi I, S. 37 ff.
2) Mihályi I, passim; vgl. Sate şi preoţĭ, S. 137—139.
3) Sturdza a. a O.

wäre, Alexander Einspruch dagegen erhoben und dieses Stück Tatarenland für sich verlangt; jedenfalls konnte — so mufste man annehmen — sein junger, rastloser und verständiger Sohn Vladislav (Vlaico) so handeln. Aber es kam anders, denn die in der Balkanhalbinsel eintretenden Verwickelungen führten zu einem ruhigen Zusammenleben zwischen dem Domn der „Ţara-Românească“ und dem über eine andere Valachia herrschenden Wojwoden und „gospodar“ von Baia, dem „Woyewoda muldaviensis“ [1]), und diesen Verhältnissen müssen wir uns zunächst zuwenden.

Im Jahre 1365, in derselben Zeit, als Bogdan zum Herrscher der „terra moldavana“ wurde, rüstete sich der ungarische König zu einem grofsen, vernichtenden Kriege gegen den neuen Wojwoden von Transalpinien, der die Einkünfte der Krone nicht besser als sein Vater ablieferte. Vielleicht dachte er damit auch den Anfang zur „Rekuperation“ der Moldau zu machen. Die Streitkräfte des Reiches sammelten sich zu Temeschwar, in dem Gebiete des comes von Keve und Krassow, und sollten dann in Severin, das Vlaico, wie es scheint, wiedergewonnen hatte, einbrechen. Der Zug sollte gegen Ende Februar begonnen werden, und im Frühling erhielt Ludwig die nicht unangenehme Nachricht vom Tode des Zaren Alexander. Dieser hatte in den letzten Jahren das Gebiet von Widdin einem von seinen Söhnen, Strašimir, den er mit einer griechischen Fürstin erzeugt hatte, als Apanageherrschaft übergeben, während ein anderer, mit einer getauften Jüdin erzeugter Sohn als Nachfolger in Trnowo anerkannt wurde. Ihre Absichten auf Widdin hatten aber die Ungarn schon seit dem 13. Jahrhundert vielmals bekundet, und Ludwig folgte den Spuren seiner arpadischen Vorfahren. Mit Vlaico, dem Walachenwojwoden, welcher sich gewifs zur Hilfe- und Tributleistung bereit erklärt hatte, da für ihn auch im Süden etwas zu gewinnen war, wurde sofort Frieden geschlossen, und um freie Hand in Westbulgarien zu gewinnen und für immer die ungarischen Interessen mit denen der „transalpinischen“ Fürsten dauernd zu verketten, ergriff Ludwig zugunsten seiner

1) Es ist bezeichnend, dafs noch im 15. Jahrhundert der Wojwod immer nur von seinen „walachischen“ gens, terra, castra, dominia, terrigenae spricht. S. Hurmuzaki I², S. 295—297.



Nachbarn eine ganz neue mutige Maſsregel. Den gröſsten Teil des Oltlandes vereinigte er mit dem Schlosse Fogaros, nannte das Gebiet nach neuen französischen Vorbildern [1]) ducatus de Fogaras und beschenkte damit den „Transalpinen". Dieser nahm die Gabe gern an, verteilte das dünnbevölkerte Land unter seine Bojaren, denen er im Fürstentume selbst nichts mehr zu verleihen hatte, und schuf dort Verhältnisse, die noch bis in das 18. Jahrhundert ein treues Bild des alten rumänischen sozialen und politischen Lebens geblieben sind.

Die Wiedergewinnung des Widdiner Bulgarien „von Rechts wegen" ging sehr schnell vonstatten. Widdin war nur von etlichen „Jassier Herren" — solche waren es, die 1330 bei Velbužd in den Reihen der Bulgaren kämpften — von feindlichen „Philistei seu Iazones" besetzt: Anfang Juni gehörte schon die Stadt dem ungarischen König, der den „Zaren" und seine Frau, eine Tochter von Klara und Alexander, in ehrenvolle Gefangenschaft führte. Die ganze Gegend wurde nun königlich und katholisch; in Widdin wurde ein Hauptmann eingesetzt, und die Franziskaner, die schon 1324 behufs Bekehrung der Seelen im schismatischen Morgenlande an Stelle der alten „predigenden" Dominikaner [2]) unermüdlich tätig waren, erschienen im Gefolge des Eroberers. Aus dem Teile des Severiner Banats, das Ungarn noch behalten hatte, d. h. von Mehadia, Orsova usw. an bis zur Grafschaft Keve-Krassó, und aus dem neu gewonnenen südlich der Donau gelegenen Winkel, wurde ein neuer Banat gebildet mit Widdin als Hauptstadt, und das war eine viel bessere Feste als das schwache Severin.

Ludwig hatte bereits seine Teilnahme an dem vom neuen Papste Urban V. gepredigten Kreuzzuge zugesagt, und von Widdin aus schien er eine gröſsere Unternehmung vorzubereiten. Wieder ward durch ganz Europa die Ermahnung zum Kampfe

---

1) Vorher wurde der Titel dux nur für fremde Fürsten oder Mitglieder der Königsfamilie gebraucht.

2) Vgl. W. Schmidt, Romano-catholici per Moldaviam episcopatus et rei romano-catholicae res gestae (Budapest 1887), S. 14, Anmerkung 5; vgl. Studii şi doc. I, Vorrede; dazu Abraham in der polnischen Zeitschrift Kwartalnik hystoryczni, Jahrgang 1902.

gegen Türken und Sarazenen verbreitet, und gerade in den Tagen, als Ludwig Herr von Widdin wurde, hatte König Peter von Cypern seinen Kriegszug nach Ägypten, bei dem er Alexandrien gewann, unternommen; ein anderer Kreuzzugführer, Graf Amadeus von Savoyen, hatte seinerseits dem griechischen Kaiser, seinem Verwandten, seine persönliche Hilfe gegen die Osmanen versprochen, aber dieser elende Basileus, der nur noch über seine Hauptstadt und etliche vereinzelte Gebiete gebot — alles andere gehörte jetzt dem Emir der Turkmanen aus dem Hause Othmans —, kam durch Widdin im Winter, nachdem es erobert worden war, an den Hof des mächtigen Franzosen, der über Ungarn herrschte, und reiste, von diesem begleitet, auf demselben Wege wieder über Widdin zurück. Ludwig aber bat in Venedig um Schiffe, um eine Flucht der Türken nach ihrer asiatischen Heimat zu verhindern.

Trotz aller dieser Vorbereitungen war ein dauernder Erfolg nicht zu verzeichnen. Zwiespalt und Mangel an gegenseitigem aufrichtigem Vertrauen beschleunigten das unrühmliche Ende des Zuges. Der griechische Kaiser wurde von Šišman, dem Herrscher von Trnowo, mit dessen Vater er in längerem Streite gelegen hatte, zu Varna gefangen genommen und mufste sich zu Abtretungen von dem wenigen, was er noch besafs, verstehen. Amadeus kam ins Morgenland, wo er ein ganzes Jahr verweilte, nur um seine Verwandten wieder in Freiheit zu setzen und etliche Häfen, wie Gallipolis, für den Augenblick den Türken zu entwinden. Von Avignon aus erhielt der ungarische König den zwar gut katholischen, aber weniger christlichen Rat, er solle den griechischen Ketzer von Konstantinopel nicht zu schnell aus den Händen der ihn bedrohenden Türken befreien. Von Cypern aus ging man nach Seeräuberart vor, um an der syrischen Küste Beute zu machen. Ludwig von Ungarn kam nach Widdin im Jahre 1366, um den Jahrestag seines Sieges zu feiern und dem eroberten Lande eine endgültige Verfassung zu verleihen. Šišman hatte an einen anderen Mitbewerber um die bulgarische Herrschaft, den Bojaren Dobrotič, die Küste des Schwarzen Meeres von Varna bis zu den Donaumündungen verloren, da dieser wahrscheinlich den Krieg Šišmans gegen die Kreuzfahrer zu diesem Schlage benutzte; als



Ersatz wollte er nun wenigstens Widdin an sich bringen und scheute sich nicht, zu diesem Zwecke sich Türken als Mithelfer zu erwählen: im Frühling 1368 hatte der Krieg der Bulgaren, um Widdin wiederzugewinnen, schon begonnen.

Ludwig verlangte von seinem Vasallen in Argeş, der ihn als „dominus naturalis et gratiosus" anerkannte[1]), Truppen und Lebensmittel und bat ihn nicht zum wenigsten um seinen Rat bei diesen neuen verwickelten Ereignissen. „Layko", der Transalpine, versprach alles, was nur von ihm verlangt wurde, und der König rüstete sich auch zum Kriege gegen die Bulgaren und Türken, die zahlreich heranrückten und von der Bevölkerung gut aufgenommen wurden. Ungarn und „Wlachen" kamen unter der persönlichen Führung des Königs nach Widdin, der Feind wurde gehörig geschlagen, und dabei zeichnete sich Ladislaus von Doboka aus. Die Gefahr war somit verschwunden.

Doch für den walachischen Fürsten war es verlockend, diese grofse, schöne Stadt unter seinen Augen von Fremden, von Bekennern eines anderen Glaubens, besetzt zu sehen, und sofort nach dem Abzuge des Königs zog Vladislav, von der Einwohnerschaft begünstigt, in Widdin ein. Das war aber nichts anderes als ein Krieg gegen Ungarn, bei dem Vladislav in Dobrotič von Varna einen Bundesgenossen fand. Ludwig unternahm im Jahre 1369 einen doppelten Angriff, um die Macht des Rebellen vollständig zu brechen. Im Sommer rückte der König gegen Severin, während die siebenbürgischen Herren unter ihrem Wojwoden durch den Buzăupafs in die Grofse Walachei eindrangen, um sich schnell der zweiten Hauptstadt Vladislavs, des „castrum Dîmboviţa" zu bemächtigen. Der Fürst aber zog aus seiner Hauptstadt Argeş aus, um seinem bisherigen Lehnsherrn zu begegnen. Beide Unternehmungen schlugen fehl. Zuerst ward der Wojwode von Siebenbürgen durch den fürstlichen pîrcălab, den Burggrafen Dragomir, zurückgeworfen und die Bauern in den Bergen bereiteten den Flüchtlingen einen Empfang, ähnlich dem, den Karl Robert im Jahre 1330 erlebt hatte; der Führer dieses unglücklichen Zuges ward als blutige Leiche zurückgebracht. Nach der

1) Zimmermann-Werner-Müller II, S. 306, nr. 908.

Kunde von diesem Unfalle versuchte der König das Glück nicht weiter, und Widdin gehörte seitdem zwar nicht mehr den Rumänen, aber auch nicht den Ungarn. Strašimir wurde hier wieder eingesetzt und führte sein Leben lang eine Schattenherrschaft, Layko aber beherrschte wie vordem als tatsächlich unabhängiger Herr seine erbliche Wojwodschaft, das eroberte Banat und das Herzogtum, das er „von Gottes Gnaden und derjenigen des ungarischen Königs“ besafs.

Er lebte bis 1377, vielleicht sogar bis 1382 oder 1385 und benutzte als schlauer, fein berechnender, kaltblütiger Mann jede Gelegenheit, um seinen Staat zu vergröfsern und zu befestigen. Der ungarische König suchte zwar in erster Linie seinen Ehrgeiz zu befriedigen, aber vor allem diente er den Interessen der allein seligmachenden römischen Kirche. Nun erkannte aber Layko den transsilvanischen Bischof als den Oberhirten seiner Geistlichkeit an und verlangte von ihm einen Suffragan. Durch die Ernênnung eines gewissen Gregor ward Argeș schon 1369 Bischofsitz, und der Bischof führte den Titel „episcopus Severinj, nec non partium transalpinarum“; wie man sieht, wird Severin, als neugewonnenes Land, wo der walachische Fürst in der Theorie nur Ban der ungarischen Königs war, an erster Stelle genannt [1]). Die wenn auch nicht sehr wesentliche Sympathie des Papstes, der an Vladislav, wie an seinen Vater und Grofsvater schrieb und ihn zum Glaubenswechsel ermahnte, war damit auch gewonnen.

Zu Strašimir stand Vladislav in guten Beziehungen; Dobrotič war für ihn ein alter Verbündeter, und vor Šišman brauchte er sich nicht weiter zu fürchten. Dem Kral Vucašin, dem neuen Serbenbeherrscher, hatte er seine Halbschwester Anka zur Frau gegeben, und nicht der Mangel an walachischen Hilfstruppen war daran schuld, dafs der König 1371 im Kampfe gegen die Türken an der Maritza bei Črmen entscheidend geschlagen wurde und sein Leben verlor. Lazar, Vucašins Nachfolger, der nunmehrige

1) Die Reihe der Argeșer Bischöfe reicht bis 1505, und sogar 1644 wird noch einer genannt. Studiĭ și doc., Vorrede, S. XXIII—V; dazu meine Notiz in Convorbirĭ literare, 1904, April.

Erbe des glorreichen Dušan, war aber zu schwach, als daſs auf ihn zu rechnen gewesen wäre.

Das Vordrängen der Türken muſste wohl den walachischen Fürsten beunruhigen, aber er allein konnte sie nicht angreifen, und der ungarische König selbst gab die Vorbereitungen zu einem Kreuzzuge gegen Murad II. auf, denn ihm fehlte es an Geld und Unterstützung, und er war auch durch seine mannigfachen Interessen als König von Ungarn und Polen — die zweite Königskrone trug er seit 1370 — zu sehr in Anspruch genommen. Vladislav hatte eine Unterstützung Ludwigs erwartet und schloſs, da sie ausblieb, schon im Jahre 1372 Frieden mit dem türkischen „Emir“. Als dann der König wieder einen heiligen Krieg plante, muſste er seine Grenzen gegen die Walachen verteidigen. Im Jahre 1374 sprach man in Ungarn sogar von einem „Bündnisse“ zwischen Walachen und Türken und von einer Übergabe der Feste Nicopolis seitens der letzteren an die ersteren. Zuletzt entbrannte noch einmal, und zwar deswegen, der letzte Krieg zwischen Vladislav und Ludwig. Zu 1376 erwähnt eine ungarische Urkunde den Johann Trentul als Ban von Severin — Rekuperationsban in spe wahrscheinlich —, aber der Einfall miſsglückte, und Vladislav starb, wie er regiert hatte: unabhängig.

Einmal zeigt der walachische Fürst seine Freundschaft gegenüber dem königlichen Nachbarn dadurch, daſs er bei den Heiligen Stephan, Ladislaus und Emerich schwört, was dem katholischen Bischof von Argeș angenehm klingen mochte, aber nichtsdestoweniger war er im Herzen ein hartnäckiger Schismatiker. Seinem Sohne Radul gab er eine Prinzessin zur Frau, die, nach ihrem Namen Kallinikia zu urteilen, griechischen Blutes war [1]). Andererseits war Kyratza, die Tochter des Zaren Alexander, schon 1355 die Frau des byzantinischen Kaisersohnes Andronicus [2]). Dabei hat Vladislav, wie sein Vater Alexander, die rumänische Kirche in der alten hergebrachten Weise organisiert.

---

1) Arch. ist. I, S. 20. Vgl. Ștefulescu, Tismana, 2. Ausg. 1903, S. 162; Jorga, Operele luĭ C. Cantacuzino, S. 24.

2) Acta patriarchatus I, S. 432—433. Vgl. Jireček, Geschichte der Bulgaren, S. 321 und Anm. 9.

Für die Rumänen existierten eigentlich nur zwei Arten von Geistlichen: popĭ und vlădicĭ. Der Vorsteher eines Klosters wurde auch popă genannt, aber wenn dieses Kloster eine höhere Bedeutung hatte, dann trat dessen Abt als Vlădică, Bischof, vor das Volk; es konnte auch vorkommen, daſs ein fremder Bischof in den rumänischen Ländern seine Zuflucht gesucht hatte, und wurde ein solcher Klostervorsteher, dann war der Bischofstitel für ihn eher gerechtfertigt [1]). Aber alle diese Bischöfe, die bei kleinen hölzernen Bergkirchlein und etlichen Mönchzellen residierten, waren für die morgenländische Kirche ebenso wie für die katholische des Westens, nur pseudoepiscopi, die von niemand als von den bäuerlichen Priestern anerkannt wurden und deren Namen in kein hierarchisches, slavisches oder griechisches Verzeichnis, eingeschrieben sind.

Das genügte aber Alexander für das politische Ansehen seines Staates nicht, und um der Ausbreitung der lateinischen Kirche Schranken zu setzen, brauchte der Wojwode andere Kräfte als die der volkstümlichen Vlădicĭ. Um richtige Bischöfe zu bekommen, konnte er sich an den neubulgarischen Patriarchen von Trnowo wenden, oder an den altbulgarischen von Achrida, noch besser an den von dem „Kaiser“ Duschan eingesetzten Patriarchen von Ipek, den geistlichen Oberhirten für das serbo-romäische Zarentum, und endlich an den ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel. Das Schwierige an der Sache war, daſs durch die Anerkennung der geistlichen Oberhoheit irgend eines Patriarchen auch die des betreffenden weltlichen Dynasten in gewissem Grade mit inbegriffen war; doch meinte Layko offenbar, daſs der am wenigsten Gefährliche immer noch der entfernte Byzantiner sei [2]). Übrigens war die Zeit günstig für die konstantinopolitanischen Patriarchen, die

1) Im 16. Jahrhundert trifft man einen Vlădică in Tănganul; im 17. einen Bischof Antonie in Argeş; Arch. ist. I, S. 35, 105. Vgl. den Fall mit dem griechischen Bischof Marcus im siebenbürgischen Dorfe Feleac, Fleck, in Sate şi preoţĭ, S. 319 ff. und weiter unten. Bezüglich der Bischöfe von Strehaia s. Bianu, in der Denkschr. der rum. Ak., 1904.

2) Das Patriarchat von Achrida war absichtlich von den Byzantinern schon 1272 wiederhergestellt worden; Jireček, Geschichte der Bulgaren, S. 274 und Gelzer, Patriarchat von Achrida (1902).

gerade damals hier und da verlorene oder veraltete Rechte wieder an sich brachten. Strašimir, der Schwager Vladislavs, lag mit seinem Bruder Šišman in Streit und war kein Freund der Serben; dies bewies er auch dadurch, dafs er sich in kirchlichen Angelegenheiten von Trnowo, Achrida und Ipek frei machte und für Widdin, wie auch für das 1371 auf kurze Zeit eroberte Sofia die Oberhoheit des konstantinopolitanischen Stuhles anerkannte[1]. Selbst der serbische Despot Johann Uglješa, der Nebenbuhler Vukašins, hatte übrigens das Vergehen Duschans gegen die Hierarchie gutgemacht und sein usurpiertes Gebiet dem alten Patriarchen des ganzen europäischen Ostens wieder untergeordnet[2]. Bei der Einnahme des Reiches von Halitsch hatte endlich König Kasimir „mit seinen Knezen und Bojaren des russischen Landes" ebenso von Konstantinopel die Weihe des Metropoliten von Halitsch, Antonius mit Namen, begehrt[3].

Schon im Jahre 1359 entschlofs sich der Patriarch, auf inständiges Bitten des Wojwoden Alexander, mit Genehmigung des Kaisers, der in guten Beziehungen zu dem „Grofswojwoden und Herrn (αὐθέντης) von Ungrowlachien" stand, einen Metropoliten für den neuen Staat an der Donau zu ernennen. Das Land hatte keine gelehrten Priester, die diese Würde hätten anstreben können, so dafs Alexander einen benachbarten Prälaten, den er vielleicht schon manchmal beherbergt hatte, als ἀρχιερεὺς verlangte: es war dies der Metropolit Hyakinthos von Vitzina oder Vičina an den Donaumündungen, wo es gewifs keine geeignete Bischofsresidenz gab. Vielleicht war dies derselbe Mann, der einige Zeit vorher wegen Aufnahme der „Alanen" ins byzantinische Reich unterhandelt hatte. Ihm wurde der Titel eines Metropoliten von „Ungrowlachien" verliehen, und da er die Exarchenwürde besafs und das Land in der ersten Zeit fast nur aus den Bergabhängen, den plaiurĭ[4], bestand, erhielt er noch den weiteren Titel: ἔξαρχος τῶν πλαγηνῶν.

---

1) Acta patriarchatus I, S. 551; vgl. Jireček, S. 338—339.

2) Ebenda S. 560ff.

3) Ebenda S. 577—578.

4) Sl. планина; vgl. den Namen „Ploniny" in der Erzählung der Schlacht von „1359" zwischen Moldauern und Polen bei Dlugosz.

Aber in seinen letzten Jahren hatte Hyakinthos das Unglück, seinen Herrn, den Patriarchen gegen sich zu reizen, vielleicht weil er sich gegenüber der klugen Politik des Wojwoden Vladislav als zu schwacher Verteidiger der Orthodoxie zeigte. Er wurde nach Konstantinopel gerufen, um dort eine Untersuchung zu bestehen, lehnte dies aber wegen Altersschwäche ab. Doch wurde auf sein ausdrückliches Verlangen der Priester Daniel Kritopulos, auch ein Grieche, der den Titel dikaiophylax der „Grofsen Kirche“ trug und sich neben seinem „Bruder“ Hyakinthos im Wlachenlande befand, zum Patriarchen geschickt, um sich zum Metropoliten ernennen zu lassen. Dies schien aber dem Ökumenikus zu hart, und so bekam Daniel, als Mönch Anthimos, nur einen „Teil von Ungrowlachien“, wobei er dem Hyakinthos ausdrücklich als Gehilfe zur Seite gestellt wurde und versprechen mufste, seinen vitzinisch-ungrowlachischen Vorgesetzten nicht beunruhigen zu wollen. Erst später, dank neuer Verwickelungen in dem politischen Leben des Fürstentums, wurde für Anthimos, den bisherigen Suffragan ohne Sitz, eine neue bestimmte Stellung geschaffen [1]).

Aber damit gab es immer noch keine Schule für einheimische Priester und Gelehrte, und diese brauchte das aufstrebende Fürstentum ebenso nötig wie eine festgeordnete Hierarchie des Klerus. Diese Griechen sorgten nur für sich selbst, und das Patriarchat hatte gewifs keine Lust, eine neue Heimstätte für die Pflege slavischer Kultur zu gründen. Das geschah vielmehr auf andere Weise.

Im ganzen Morgenlande waren die griechischen Klöster berühmt. Dies Beispiel ahmten die Bulgaren, die in ihrer Kirche eine griechische Herrschaft erlebt hatten, im 13. Jahrhundert nach: so entstand die glänzende „kaiserliche“ Mönchsgemeinschaft von Rylo und eine Anzahl von Kirchen mit Zellen für Mönche neben der Hauptstadt Trnowo. Die Serben wiederum, mit höherem, aus dem Abendlande überkommenem Sinn für die Kunst, bauten sich besonders im 14. Jahrhundert schöne, reiche Klöster inmitten blühender, fruchtbarer Landschaften. In der Zeit, als das Reich Duschans dem Verfall entgegenging, lebte und wirkte im Lande

1) Acta patriarchatus I, S. 383 ff., 532 ff.

des Knezen Lazar ein grofser Eroberer auf einem anderen Gebiete: der „pop Nikodim“ pflegte von den Mächtigen der Welt Geld zu erbetteln, um in einheimischen oder fremden Gebieten Gotteshäuser in der Einöde zu erbauen. Durch seine Bestrebungen entstanden im Bannkreise von Jiiŭ auf felsigen Gründen, im heiligen Frieden der ernsten, tannenbedeckten Karpathenhöhen, das grofse Kloster Tismana, der Mutter Gottes gewidmet, und das kleinere Vodița, über dem Sankt Antonius, der Patron der Einsiedler, als Schutzheiliger wachte. Als der serbische Klostererbauer erschien, herrschte noch Vladislav (Layko) in Argeș, und neben vielen Dorfschenkungen vom Knez Lazar erhielt die fromme Stiftung Vodița vom walachischen Grofswojwoden Äcker und Wälder, Fischereirechte in der Donau sowie jährliche Geschenke an Nahrungsmitteln und Kleidern, und endlich, was immer zu geschehen pflegte, Ansiedelungen (sălașe), d. h. Familien von „Ațigani“ (Zigeunern). Radul und seine Frau Kallinikia folgten dem Vorbilde ihres Vaters, und ebenso Dan, der älteste Sohn und Nachfolger Raduls, der sich allerdings auch vom „Popen“ Geld geben liefs, ehe er seine „Schenkungen“ machte. Alle diese Herrscher verzichteten bei Gelegenheit dieser Schenkungen zum ersten Male auf einige Rechte, die sie überall in dem ganzen von ihnen beherrschten rumänischen Lande besafsen. So entstand eine Art von „toter Hand“ in diesem Winkel des Morgenlandes, wie dies übrigens auch jenseits der Donau geschehen war. Niemand durfte nun den Grund des Klosters noch betreten, sei es, um seine Herden zu weiden, sei es um im Namen des Landesherrn Steuern, Lieferungen und Dienste zu fordern oder Recht zu sprechen. Kein Fremder besafs das Recht, Mühlen zu bauen oder Wein zu keltern und zu verkaufen. Die Brüder, die sich in „Gelehrte“, Schriftgelehrte, Kalligraphen, diacĭ für die fürstliche Kanzlei, und „Einfache“ gliederten [1]), von denen letztere das Feld bebauten und alles Materielle besorgten, hatten das Recht, ihren „egumen“ zu erwählen: dieser war absoluter Herr im Gebiete des kleinen Mönchstaates, wo man zu Ehren Gottes sang, schrieb und arbeitete [2]). Beide Klöster wurden dann vereinigt, und seitdem

1) Vgl. Archiva istorică I², S. 26—27.
2) Vgl. ebenda, I, S. 140—141.

gebot über Tismana wie über Vodiţa derselbe Nachfolger des verdienstvollen, kulturbringenden Popen [1]).

Radul und Kallinikia hatten zwei Kinder, Dan und Mircea, die beide altrumänische Namen tragen. Bisher war die Frage der Thronfolge, da immer nur ein Erbe dagewesen war, nicht aktuell geworden, jetzt aber wollte jeder von den Brüdern die Herrschaft. Mircea besafs sie zuerst, wurde dann aber von Dan besiegt und vertrieben. Der Sieger mischte sich in die inneren Kriege, die Ungarn nach dem Tode des grofsen Königs Ludwig im Jahre 1382 spalteten: der benachbarte ungarische Banat, wo man in dieser Zeit immer ungarischen Banen begegnet, kämpfte für den neapolitanischen Prätendenten Ladislaus gegen Sigmund von Brandenburg, den Gemahl der jugendlichen Königin Maria, einer der beiden von Ludwig hinterlassenen Töchter. „Eine grofse Anzahl von Walachen" half den empörten ungarischen Grofsen: darunter sind auch die Bojaren Dans zu rechnen, der in das Gebiet der Burg Mehadia („Myhald") eindrang; er strebte wie sein Grofsvater den Besitz von Severin an, und die Burg ist vielleicht in seine Hände gefallen, denn unter den Förderern des frommen „Pops" von Tismana erscheint auch der Ban Lucacĭ, der nicht von der ungarischen Krone eingesetzt ward [2]). Im Oktober 1385 lebte und urkundete noch Dan; im Jahre 1387 war schon Mircea Herrscher. Sein ehrgeiziger Bruder nahm seine Zuflucht zu Šišman, dem Bulgarenzaren, der ihn später, im Jahre 1393, ermorden

---

1) Vgl. über die Entstehung der walachischen Klöster Archiva istorică I[1], S. 17, 19—20; III, S. 192; Hasdeŭ, Ist. critică, S. 127 ff. Zuzeiten war die „mănăstirea Domnească" von Cîmpulung nur eine Kirche ohne Mönche, Cozia im walachischen Banate und Cotmeana wurden von dem späteren Fürsten Mircea gegründet. Bistriţa, in derselben Gegend der Karpathen, verdankt seine Gründung einer mächtigen Familie von dortigen Grofsbojaren. S. weiter unten. — Über Nikodim vgl. Ruvarac im Archiv für slavische Philologie, Bd. XI. Beschreibungen rumänischer Klöster gibt es für Snagov und Brebu von Mandrea (Bukarest 1900, 1902), für Cozia von P. Antonescu (Literatura şi arta romînă; Separatabdruck 1903). Über Curtea de Argeş s. unten.

2) Vgl. Hurmuzaki I[2], S. 300, 301, 302 ff., 308; Archiva istorică I[1], S. 20; vgl. meine Lupta pentru stăpînirea Vidinuluĭ, S. 998.



liefs, vielleicht um den Türken einen Gefallen zu tun [1]). Eine neue Zeit für die Walachei beginnt mit diesem tapferen und schlauen Organisator.

---

2. Kapitel.

Die eigentliche Organisation der rumänischen Staaten, durch Mircea in der Walachei und durch Alexander in der Moldau. Innere Streitigkeiten zwischen den Bewerbern um die Fürstenkrone. Türkenkämpfe.

Als Mircea die alleinige, unbestrittene Macht in seine geschickten Hände nahm, um sie dreifsig lange Jahre beinahe immer glücklich zu handhaben — er wurde nur einmal besiegt und verjagt und erkannte nie einen anderen Herrscher an, sondern erscheint immer als „dominus“ seines Landes —, waren die Grenzen überall, im Norden wie im Süden, noch offen und harrten der Verschiebung durch einen vorwärtsstrebenden neuen Herrscher. Erst im Jahre 1387 erhielt der Prinzgemahl Sigmund die Statthalterschaft in Ungarn nach sieben Jahren der Anarchie. Nachdem er Ungarn wieder geeinigt hatte, warteten auf ihn langwierige Kriege mit den Türken, zu deren Entfernung er die Kräfte des walachischen Wojwoden unumgänglich nötig hatte. Jenseits der Donau starb gegen 1385 Dobrotič von Varna, und sein Nachfolger Ivanko führte nur eine kurze unbedeutende Regierung, deren Ende sich nicht näher bestimmen läfst. Šišman von Trnowo zeigte sich unfähig, den Türken Widerstand zu leisten. Strašimir von Widdin lebte immer in dem Dunkel seiner Ohnmacht. Der ehemalige bosnische Ban Tvrtko, der zum Kral ausgerufen ward, war in der Tat mehr König von Serbien, wie er sich auch nannte, als der fromme, schwache Lazar, dem der Märtyrertod auf dem Schlachtfelde gegen die Heiden beschieden war. Schon 1386 oder 1387 waren die Krieger des ruhmvollen alten Sultans Murad in Serbien eingedrungen, und weil das bul-

---

1) Vgl. Hasdeŭ, a. a. O.; bulgarische Annalen, veröffentlicht von J. Bogdan im Arch. f. slav. Philologie XIII; Litzica in dem schon zitierten Omagiul Maiorescu, meistens nach Onciul, Orig. princ. Vgl. Studiĭ şi documente III, S. IV.

garische Brüderzarenpaar Hilfe gegen den christlichen Nachbarn verweigert hatte, wurden zugleich Vorbereitungen auch gegen sie getroffen. Zwar siegten bei Pločnik (1387) die slavischen Fürsten der Balkanhalbinsel über eine osmanische Streitmacht, doch stand diese nicht unter dem Befehle des Sultans selbst, da dieser wichtigere Interessen in Asien zu verteidigen hatte. Im Jahre 1389 versuchten die Christen bei Kossowo wieder das ihnen scheinbar günstige Glück: hier fiel der gefürchtete Murad an ein und demselben blutigen Entscheidungstage wie der Kral, aber durch Mörderhände, die ihm den Genufs des Sieges raubten. Schon vorher waren die Türken in der Dobrudscha und an der Donau bei Silistrien und Nikopolis erschienen, sie hatten Šišman gefangen genommen und unter schweren Bedingungen wieder in dem schon einmal eroberten Trnowo als Vasallen eingesetzt. Im Jahre 1391 unternahm der junge Sultan Bajesid einen neuen Feldzug gegen das Reich von Widdin. Dann gab es wieder Frieden, Nikopolis und Silistrien wurden den Christen zurückgegeben, aber von türkischen Grenzbegen wieder überrumpelt. Doch Mircea war auch schon im Jahre 1390 „Despot der Länder von Dobrotič und Herrscher über Silistrien“ und hielt seine Befehlshaber dort [1]); im Jahre darauf wurde ihm dieser Vorposten jenseits der Donau entrissen, als der Sultan persönlich gegen ihn zu Felde zog [2]).

Im Jahre 1393 ward Bulgarien überschwemmt, seine Hauptstadt zum zweiten Male eingenommen und nicht wieder zurückgegeben, sondern in einen Trümmerhaufen verwandelt; der letzte Zar kam ins Gefängnis und starb dort vereinsamt [3]). Der Sultan ging dann nach Asien, um dort seine Stellung zu befestigen, und Mircea benutzte diese Gelegenheit, um ins türkische Bulgarien einzufallen. Bei der Rückkehr Bajesids ward er aber vom Sultan selbst in der Walachei angegriffen, doch bei Rovine an der Donau, in der

---

1) Hurmuzaki I², S. 322. Die Urkunde von „1387“ scheint erst später entstanden zu sein. S. Chilia și Cetatea-Albă, S. 61—62.

2) Türkische Annalen: in lateinischer Übersetzung von Leunclavius, in deutscher von Nöldeke, Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft XV, S. 333, in ungarischer von Thúry. Vgl. Chilia și Cetatea-Albă, S. 65.

3) Jireček, Geschichte der Bulgaren, S. 346 ff.

sumpfigen Uferniederung, wurden die Türken geschlagen, und die serbischen Fürsten, Marko und Konstantin, die ihren heidnischen Herren notgedrungen gefolgt waren, fielen in dem ihnen unerwünschten Kampfe. Jedoch nach dem Siege zog sich der viel zu schwache Mircea zurück, nahm seinen in Argeș aufgehäuften Schatz mit sich und entfloh über die Berge zu jenem selben König Sigmund, gegen den er sich erst 1390 mit dem polnischen König und Bewerber um Ungarn, Vladislav von Litauen, durch einen förmlichen Vertrag verbunden hatte [1]. Sigmund seinerseits hatte nicht vergessen, neue Namen in die veralteten Verzeichnisse der ungarischen Bane des Severiner Banats einzutragen, und wünschte zweifellos einen Karl Robert oder Ludwig den Großsen als Eroberer nachzuahmen. Jetzt aber hatte die drohende Gefahr alle diese Gedanken verscheucht, denn seit 1391 war Ungarn selbst von türkischen Plünderungszügen heimgesucht worden, und nach der Flucht Mirceas herrschte in der fürstlichen Burg der Ebene, in Dîmbovița, ein gewisser Vlad, der von einer türkischen Besatzung unterstützt, beziehungsweise bewacht wurde. In Kronstadt schloſs am 7. März 1395 der König mit dem Wojwoden einen Vertrag, um die Donaugrenze für die Christenheit wieder zu erobern [2].

Aber Mircea hätte ebensogut der Weg nach der Moldau offengestanden, um den Türken zu entkommen. Um zu verstehen, warum er ihn nicht benützt hat, warum kein einheitliches Vorgehen der beiden rumänischen Fürstentümer in dieser Zeit des Kampfes um die Unabhängigkeit und das Leben Platz griff, warum denselben nach kurzem Leben die Zukunft verschlossen blieb und ihnen ein träges Vasallenverhältnis drohte, muſs man den Ereignissen in der Moldau näher treten.

Bogdan, der Begründer des Staates, starb bald und hinterlieſs zwei Söhne. Der jüngere wird in einer späteren rumänischen Reimchronik nach älteren Aufzeichnungen „Fedor Bogdanovici“

---

1) Hurmuzaki I², a. D. Vgl. die Erzählung nach serbischen Annalen und der türkischen Chronik bei Jireček, Zur Würdigung der neuentdeckten bulgarischen Chronik (Archiv für slavische Philologie XIII, S. 538—539) und Chilia și Cetatea-Albă, S. 65—66. Dazu Phrantzes, S. 82—83.

2) Vgl. Chilia și Cetatea-Albă und dazu meine Anmerkung in Conv. literare, 1901, S. 475—476 über eine Stelle in den Mon. Hung. Vaticana.

genannt [1]): er ist gewiſs identisch mit den „dux Chodor“, der 1397 seine eigenen „homines“ in dem Lande des Fürsten Stephan, d. h. in der ganzen Moldau, hatte [2]). Der älteste Sohn Bogdans und seiner Frau Marie [3]) hieſs Laţco (Latzko) — dies ist ein ungarischer Name — und hatte eine gewisse Anna zur Frau. Er hing völlig vom polnischen Könige ab und ihm zu Gefallen empfing er sehr wohlwollend die Franziskanermissionare, die 1370 ein katholisches Bistum zu Seret errichteten, denn bis dorthin hatte sich die Macht des moldauischen Fürsten ausgedehnt.

Als Laţco starb, herrschten im polnischen Nachbarreiche anarchische Zustände, denn Kasimir war gestorben und der ungarische König Ludwig konnte das Erbe nur unter Schwierigkeiten antreten. Andrerseits mischten sich die Litauer in den Streit, da sie Galizien für sich begehrten. Unter diesen Umständen fanden auch die Moldauer Gelegenheit zu einem Dynastiewechsel und Prätendentenstreit, obwohl sie Besseres zu tun gehabt hätten. Die capitanei und milites, d. h. die Viteziĭ oder Ritter marmorosischen Ursprungs, die marmorosische Namen tragen, wie: Dragoş, nach dem „die Felder von Dragoş“ heiſsen, Grozea, Mihaĭ Ivaniş, Roman, Costea, vielleicht auch Domuncuş, dessen Namen eine Legende mit dem Beginne des Fürstentumes in Verbindung bringt [4]), Andras, Jurj [5]), — sie alle fanden dabei die erwünschte Gelegenheit zu tapferem Streiten. Ebenso ging es den Groſsen in dem moldauischen Lande, einem Niatedul, einem Drăgoiŭ, einem Costin, einem Oriş oder Orăş, die alle — nach den Namen zu urteilen —

1) S. die folgenden Anmerkungen.

2) „Ducis Chodor homines in terra nostra existentes“; Prochaska, Codex diplomaticus Witoldi, S. 43.

3) Dosofteĭ, moldauischer Metropolit des 17. Jahrhunderts, in seinen versifizierten geschichtlichen Aufzeichnungen, nach verlorengegangenen Kirchenpomelnics, wiedergegeben auch in Bianu şi Hodoş, Bibliografia romînă, S. 265.

4) Bandini, S. 306. Die drei Brüder Domucus, Volcha und Dragoş ziehen zur Auerochsenjagd — die Fabel bezweckt die Erklärung des Landeswappens — gerade wie die „ungenannten Fürstensöhne“ der viel bekannteren Erzählung, die der gleichzeitige Chronist Ureche überliefert. Kogălniceanu, Letopiseţe I, S. 131.

5) Vgl. Jurj Pogan, Edler in Marmoros, Ende des 16. Jahrhunderts; Doc. Bistr. I, nr. 2.



dem einheimischen Elemente angehört haben [1]). Es gab aber auch in dem neugegründeten Fürstentume Baia-Cîmpulung-Rădăuțĭ mit seinem beschränkten Gebiet und mit seiner spärlichen Bevölkerung neben „ungarischen" Lehnsleuten, die mit dem Eroberer gekommen waren, freie Bauern in den Bergen und Tälern, endlich sächsische Ansiedler, Sașĭ, in Baia, Sasca und an anderen Orten sowie Armenier oder deutsche in Siretiŭ, — im östlichen Teile sogar russische Volksführer, die sich an der Grenze des alten russischen Staates niedergelassen hatten. Zu den Russen mufs man einen Stețco rechnen, ferner einen Stanislav und einen Ioan Stravicĭ, der sich sogar [2]) ein Siegel mit lateinischer Umschrift anfertigen liefs. Für solche Leute schien es an der Zeit, den „fremden" Emporkömmling mit einem litauischen Fürsten alten edlen Blutes als Herrscher zu vertauschen. So riefen sie und „brachten heim" — sagt die litauische Chronik [3]) — den Knez Jurij Koryatowicz; dieser entstammte derselben Familie, die den Herzog Alexander Michael von Galizien, den Vertreter des polnischen Königs, und den „dux" Theodor hervorgebracht hatte; letzterer erwarb die Herrschaft über die Ruthenen im marmorosischen Lande in denselben Tagen, wo in der Moldau das Fürstentum entstand [4]). Neben diesem Bewerber um die moldauische Krone, welcher bald, vielleicht durch eine Mordtat, verschwand [5]), trat ein anderer auf, Stephan mit Namen, der also geradeso heifst wie der Neffe Bogdans, mit diesem aber nicht verwechselt werden darf [6]). Er

1) Vgl. die Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts bei Orest Popescul, in Archiva istorică und Hurmuzaki I², slavischer Anhang.

2) Prochaska, a. a. O.

3) Letopisiec Litwy, Wilna 1827, S. 50; zitiert bei Hasdeŭ, Ist. critică, S. 90.

4) Alle waren Brüder. S. Basilovics, Brevis notitia fundationis Theodori, usw., (Kaschau, 1804, 2 Bde.).

5) Vgl. die Nachricht bei Stryjkowski — auch in Arch. ist. II, S. 7—8 — über die Begräbnisstätte von Jurij in einem übrigens unbekannten Kloster in der Nähe von Bîrlad. Die dadurch von Hasdeŭ ins Leben gerufene Fälschung (in Foița de istorie, Mai 1860, S. 67—68 und Ist. critică, S. 89, Anmerkung 1) ist in meiner Vorrede zu dem 5. Bande der Studiĭ și doc. gehörig beleuchtet worden. Vgl. aber G. Popovicĭ in dem Prinos Sturdza (Bukarest 1903), und in seinem oben S. 249, Anm. zitierten Werke.

6) S. Mihályi, S. 26—27.

starb auch bald darauf, vielleicht ohne überhaupt einmal anerkannt gewesen zu sein: wenigstens fehlt sein Name in allen Fürstenverzeichnissen, die sich in den späteren Chroniken finden [1]). Zwei Söhne dieses ersten Stephan und einer katholischen Prinzessin, Margarete oder Mușata [2]), einer Verwandten König Ludwigs, Peter und Stephan, stritten danach miteinander um die Herrschaft, wobei Stellvertreter des ungarischen Königs im galizischen Distrikte für Stephan, als den älteren Bruder, Partei nahmen; doch infolge einer Kriegslist — er sägte die Bäume an, so dafs sie auf das mühsam durch die Wälder vordringende Heer des Gegners niederstürzten, — gewann Peter als der klügere den Sieg [3]). Der Dynastiewechsel in Polen, der inmitten grofser Schwierigkeiten vor sich ging, half Peter, dem Sohne der Mușata oder Margarete und wie Lațco „dux terrae Moldaviae“, im Anfange sogar „durch Gottes Gnaden“, seine Stellung befestigen. Im Jahre 1384 sieht man, wie er der von seiner Mutter erbauten Kirche der Predigermönche in Siret das Recht, das „pensatorium“ zu erheben, d. h. die Einkünfte der Wage für Handelswaren, schenkt [4]). Drei Jahre später

1) Dagegen enthalten die Verzeichnisse einen Costea, bei dem sich aber nicht sagen läfst, ob er zur Familie Lațcos oder zu der neuen Dynastie gehört. Jurij hatte wahrscheinlich die Tochter Lațcos, Anastasia, geheiratet; diese Ehe blieb aber kinderlos. Melchisedek, in An. Ac. Rom. VII; meine Ist. lit. rom. II, S. 532, Anm. 1; Kozak, Die Inschriften aus der Bukowina, I, Wien, 1903: Radautz, Nr. VIII; meine Studiĭ și doc., VI, S. 626—627.

2) Sie heifst in einer Urkunde ihres Sohnes Roman von 1392 Mușata; Onciul, in Rev. p. ist., arch. și fil. VII, S. 369. Daneben Margarete in einer anderen Urkunde ihres anderen Sohnes Peter, Studiĭ și doc. I—II, S. XLIX; Conv. lit. April 1904. In der einheimischen Chronik bedeuten die Worte сынь моушатинь ebenfalls: Sohn der Mușata; Bogdan, Vechile Cronicĭ, S. 143. Stephan hiefs auch der Sohn einer Schwester von Peter, Roman und Stephan; Onciul a. a. O.

3) So kann die Erzählung bei Dlugosz über einen angeblich 1359 stattgehabten Kriegszug, wobei auch eine Stelle aus dem Leben des Erzbischofs Olesnicki von Callimachus heranzuziehen ist, mit anderen einheimischen, auch urkundlichen Nachrichten in Einklang gebracht werden. Vgl. Czołowski, Początki Moldawii i wyprawa Kazimierza wielkiego r. 1359; Kwartalnik historyczny IV, Heft 2, 1890 und J. Bogdan, in Conv. literare XXIV, S. 538 ff.

4) Sadok Barącz, Rys dziejow zakonu kaznodziejskiego w Polsce, (Lemberg 1861), II, S. 499: die Stelle ist in der Vorrede meiner Studiĭ și doc. I—II, abgedruckt.



wurde der litauische Herzog Jagiello Christ; als Wladislaw heiratete er die Königin Hedwig, die Tochter und Erbin des 1382 gestorbenen Königs Ludwig, und erwarb mit ihr auch die polnische Krone. Gleich darauf ging Peter nach Lemberg, traf dort den neuen Herrscher und schwor als „Woyevoda muldaviensis“ in die Hände des Metropoliten von Kiew den Eid der Treue Wladislaw, dem „Großfürsten und Erben von Reußen“, dem er überallhin Heeresdienste versprach [1]). Der „capitaneus“ Dzula, der „marscalcus“ Drăgoiŭ und auch die anderen Bojaren ohne besondere Titel, Stenczel oder Stanislav, bekräftigen durch ihren Eid den ihres Wojwoden [2]). Im Jahre 1388 macht auch Peter im Verein mit seinem Bruder und Mitregenten Roman [3]) zugunsten des sehr bedrängten oder hilflosen polnischen „Verwandten“ und Oberherrn eine Anleihe von 3000 genuesischen Silbermünzen; für den Fall, daß die Rückzahlung nicht zum festgesetzten Termin erfolgen sollte, verpfändet ihm der König das ganze Gebiet von Halitsch. Selbstverständlich ward in so aufgeregter Zeit das Geld nicht zurückgegeben, aber statt des entfernten Halitsch bekam Peter jenseits der „alten Grenzen“ seines Landes den Bezirk von Szepenik, der mit seinen „gorodi“, worunter Czeczyn (nahe bei dem heutigen Czernowitz) und Chmielow, vielleicht auch Hotin inbegriffen waren, zu einer Starostie nach polnischem Muster eingerichtet wurde: polnische Zöllner warteten nun auf die Kaufleute in Kolomea, der Hauptstadt des pokuczischen Landes, und der alte Grenzjahrmarkt wurde von Botoşanĭ nach Szepenik und dem benachbarten Dorfe Lenţeştĭ verlegt [4]). Von der Seite des Gebirges aus, wo bis tief hinein nach Galizien kernige,

---

1) Hurmuzaki I², Faksimile nach dem im Hauptarchive zu Moskau befindlichen Originale.

2) Ebenda S. 297.

3) Als Mitregent (er gibt ein offizielles Zeugnis in einer Streitigkeit) auch 1386 erwähnt; Czołowski, Pomniki Lwowa I, nr. 350.

4) Vgl. die Akten für die Anleihe in den Akty zapadnoi Rossii I, S. 22; rumänisch in Arch. ist. I, S. 177; dann das Versprechen von Ivaşco, dem Sohne Peters, 1400, daß er den szepeniker Distrikt zurückgeben wird; Hurmuzaki I², S. 820—821; vgl. auch die Nummern 668 und 682. Endlich die Marktordnung von 1579 in Arch. ist. I¹, S. 172, nach Zubrzycki, Kronika miasta Lwowa, S. 204. Vgl. auch die abweichende Meinung von G. Popovicĭ in Omagiul Maiorescu, S. 476 ff. und Conv. lit. XXXIV, S. 432, wie dessen Rechtsstudien.

ursprünglich rumänische Namen für die meisten Gipfel vorkommen, waren die „neuen Grenzen“ keineswegs ein fremdes Gebiet.

Durch Vermittelung Peters wurden dann Beziehungen mit dem benachbarten Wojwoden des „bassarabischen Landes“, des Landes Băsărabăs, angeknüpft. So kamen schon 1389 zwei Bojaren, comites, des Mircea, Manea und Roman, Sohn des Fierea d. h. Fierescul, nach Polen und stellten im Verein mit dem moldauischen Bojaren Drăgoiŭ Punktationen fest, vermöge welcher ihr Herr dem polnischen Könige gegen Ungarn beistehen sollte, während andrerseits dem rumänischen Fürsten Truppen im Kampfe gegen denselben Staat und „freundliche Hilfe“ gegen andere gewährt werden sollte. Eine feierliche Urkunde wurde aber nicht unterzeichnet, und im Jahre 1390 erschienen in Suczawa, einer neuen Eroberung und neuen Residenz Peters, Roman und ein „Radlus Gadky“ — wahrscheinlich der Ban Radu, der später nach England auswanderte [1]), — mit sehr hochmütigen Bedingungen von seiten Mirceas, der die Südgrenze seines Gebietes jetzt gesichert glaubte. Der Krieg gegen Ungarn muſs auch von den polnischen Räten gutgeheiſsen und die Gründe müssen dem Wojwoden vorher angezeigt werden; Mircea wird bevollmächtigt, auch im Namen des Königs Verträge mit Sigmund zu schlieſsen, und es wird eine Strafe für denjenigen, der diese Bestimmungen miſsachten sollte, festgesetzt. Eine neue Frist wurde für die Redaktion der endgültigen Urkunde bestimmt, und so entstand dann der feierliche Vertrag von 1390, der 1391 bestätigt ward, auf der Grundlage vollständiger Parität. Mircea erhielt dadurch das Versprechen, daſs seinem von ihm tatsächlich nicht mehr behaupteten Herzogtume Făgăraş, bei glücklichem Erfolge der Waffen gegen Sigmund, das dominium von Amlaş (Omlas, Hamlesch), das in einem blühenden rumänischen Gebiete jenseits des Olt gelegen ist, angefügt werden solle, und nennt sich stolz „Ffogoras et Omlas dux“ [2]). Peter war in dem Vertrage nicht mit Namen genannt: er war ja kein Verbündeter, sondern der Wojwode des Königs, und die Erfolge der Königin Hedwig gegen die Ungarn in den umstrittenen gali-

1) Rymer, Foedera, in Arch. ist. I^1, S. 88.

2) Beste Ausgabe des Vertrages bei Zimmermann-Werner-Müller II, S. 642—643, nr. 1245.

zischen Ländern mufsten seine Treue befestigen. Sein Nachfolger Roman folgte zwar Peters Beispiel, aber als ein Krieg zwischen Wladislaw und seinem vetterlichen „Bruder" Witold ausbrach, zeigte sich der moldauische Fürst schwankend. Übrigens war dieser Roman ein unternehmender Mann. Schon sein Bruder hatte die Feste Neamţ besessen und liefs daneben das grofse Kloster Neamţ erbauen [1]). Roman selber errichtete dort, wo die Moldau in den Seret mündet, eine nach ihm genannte „Stadt des Wojwoden-Roman" oder einfach Roman [2]). Sein Titel lautet zu einer Zeit, als Sigmund von Ungarn die transalpinischen Verhältnisse schärfer zu beobachten anfing und auch Reisen nach Siebenbürgen unternahm, sehr feierlich und anspruchsvoll: „Grofs-Wojwod und selbständiger (самодєржавны) Herr, von Gottes Gnaden Beherrscher (обладад) des moldauischen Landes, von den Bergen (ѡт планины) bis zum Meere" [3]). Diese Begrenzung seines Landes behält er in seinem Titel auch in dem Huldigungsakte von Suczawa, 1393, wo Roman mit dem vom Könige entlehnten Titel als „Erbe" seines Landes, das hier das „rumänische Land" im allgemeinen heifst, belegt wird [4]). Bald nach der Unterzeichnung dieser Urkunde, in der Roman keine weitergehende militärische Hilfe als bis Krakau und „Polen", d. h. nicht gegen Litauer und Ritter vom Deutschen Orden, versprach, wurde er auf Befehl Wladislaws abgesetzt und gefangen genommen: sein Neffe Ivaşco und vielleicht sein Bojar Vîlcea vollbrachten die Tat und schleppten den Gefangenen mit seinen Söhnen Alexander und Bogdan nach Polen [5]). Jetzt endlich wurde der ältere feindliche Bruder Stephan Fürst der Moldau von des Polenkönigs Gnaden.

Seit 1391 hatte Mircea, der Fürst der Walachei, durch nichts den Beweis erbracht, dafs er mit Polen verbündet sei, obgleich er eine „Schwester" des Königs im litauischen Sinne, d. h. eine Verwandte, vielleicht eine Base von ihm, zur Frau genommen hatte, so dafs seine Söhne die анепсеи, d. h. die Neffen Wladislaws

1) Arch. ist. I[1], S. 140; Jatzimirski, Handschriften von Neamţ (russisch).
2) Arch. ist. I[1], S. 18.
3) Arch. ist. I[1], S. 18; Onciul, in Rev. p. ist., arch. şi fil. VII, S. 367.
4) Hurmuzaki I[2], S. 816.
5) Ebenda S. 820—821.

waren. Jetzt neigte sich der Wojwode von Argeș vielmehr der ungarischen Partei zu und zwar seit dem Augenblicke, wo Sigmund die Verteidigung der Donaugrenze gegen die vordringenden Türken übernommen hatte [1]). Andrerseits sah der polnische König in dem Sultan einen natürlichen Verbündeten gegen den verhafsten Schwager, so dafs Boten nach Adrianopel gingen, um einen gemeinsamen Angriff gegen Ungarn zu verabreden. Mircea wurde beschuldigt, diese Unterhandlungen seinem neuen Beschützer verraten zu haben, und schrieb aus Giurgiu, wo er sich im August 1394 [2]) als Eroberer „mehrerer türkischer Städte" aufhielt, einen entrüsteten Brief, um diesen Zweifel an seiner Rechtschaffenheit zu widerlegen. Doch nach etlichen Monaten erschien Bajesid, um den feindlichen Nachbarn für seinen Einfall zu bestrafen, und als er Mircea vertrieben hatte, fand er keinen besseren Schützling, den er als Herrscher an der Donau einsetzen konnte, als denselben Vlad, der im Jahre 1396 der ihm vom polnischen König erwiesenen Wohltaten gedenkt und ihm, dem rechtmäfsigen Erben von Ungarn, als subditus nach Art der Lehnsleute Treue schwört. Einer solchen Demütigung hatte sich bis dahin kein walachischer Fürst unterworfen [3]).

Sigmund konnte die Herrschaft dieser beiden polnisch-türkischen Schützlinge, Stephan und Vlad, nicht dulden. Schon gegen Ende des Jahres 1394, wenn nicht früher — in den letzten Monaten dieses Jahres tobte der türkisch-walachische Krieg dicht an den Grenzen seines Reiches — sammelte der ungarische König seine Streitkräfte und wollte Stephan persönlich aus der Moldau verjagen; er erzwang sich durch den Szeklerpafs den Weg zur Hauptstadt des Wojwoden, der, bei „Hindov" — wahrscheinlich Hirlov, Hîrlăŭ — geschlagen [4]),

1) Vgl. darüber Beckmann, Der Kampf Kaiser Sigismunds gegen die werdende Weltmacht der Osmanen, Gotha 1902. Die Ansichten Beckmanns scheinen mir aber im Ganzen nicht richtig zu sein.

2) Der Brief ist undatiert: 1394 ist mir, nach dem Inhalte und dem Titel des Wojwoden zu urteilen, am wahrscheinlichsten. Siehe Hurmuzaki I², S. 825—826, nr. 654.

3) Ebenda S. 374—375, nr. 316.

4) Hindov in der alten slavischen Chronik, bei Bogdan, Vechile cronicĭ, S. 143 und ebenso auf dem Grabsteine Stephans in Rădăuțĭ (die Inschrift benützt aber die Chronik), bei Kozak, a. a. O., Kapitel „Radautz".

auf den Kampf verzichten mufste. Hîrlău scheint er sich zur zweiten Residenz für den östlichen Teil seiner Länder auserwählt zu haben, und dieses wäre, wenn die Annahme richtig ist, die fürstliche Stadt, wo Stephan die Oberhoheit Ungarns anerkannte [1]), doch nur, um gleich darauf, am 6. Januar 1395, feierlich den Polen Treue und Hilfe gegen jedermann, Mircea, den walachischen Fürsten, mit einbegriffen, zu schwören [2]). Im Jahre 1395 kam der König in die nunmehr türkische Walachei und ging bis zur Donau vor, wo er die Türken aus Klein-Nikopolis, Turnu, vertrieb, konnte jedoch Vlads nicht habhaft werden; dieser türkische Vasall brachte vielmehr dem grofsen „Craiŭ“ (König), als er sich zurückzog, in den Bergen von Posada, im Bezirk Prahova, eine empfindliche Schlappe bei [3]), deren sich Basarab selbst nicht hätte zu schämen brauchen.

Durch glänzende, aus dem fernen Abendlande zu Hilfe eilende Ritterheere unter dem Befehle grofser Herren aus königlichem Blute, durch seine eigenen Krieger, die er in gewaltiger Zahl zu einem Entscheidungszuge sammelte, und nicht zuletzt durch die walachischen Anhänger Mirceas hoffte Sigmund sich im Jahre 1396 von der türkischen Nachbarschaft zu befreien. Vlad ward durch den siebenbürgischen Wojwoden Stibor geschlagen [4]), durch den König selbst wurde Strašimir von der türkischen Oberhoheit befreit, das linke Donauufer kam für etliche Wochen in ungarischen Besitz, aber im September machte der grofse Sieg des an die gefährdete Stelle eilenden „blitzschnellen“ Sultans, die furchtbare Niederlage der Christen bei Nikopolis, alle diese grofsen Hoffnungen zunichte [5]).

---

1) Hurmuzaki I², S. 333, nr. 273; S. 362, 414.

2) Hurmuzaki I², S. 817; Uljanicki, S. 8—9; Uricariul III, S. 70—71.

3) Erwähnt in vielen Urkunden des Königs, bei Fejér; die meisten hat auch Hurmuzaki I² aufgenommen. Dazu die ungarische Chronik von Johann von Thurócz bei Schwandtner. Vgl. Chilia și Cetatea-Albă, S. 66. Dann die Stellen bei Zimmmermann-Werner-Müller III, und die Notiz in Convorbirĭ literare, 1901, S. 1055.

4) G. Wenzel, Sztibor Vajda, in den „Dissertationen der ungarischen Akademie“, Budapest 1874, S. 96 ff.

5) Vgl. besonders Köhler, Die Schlachten von Nicopoli und Warna (Breslau 1882).

Im Jahre 1397 kam Stibor von neuem, um das walachische Land Mircea zurückzugeben, und diesmal gelang es ihm, den Usurpator in Dîmbovița zu fassen [1]). Bei der Wiedereroberung der Donaustädte Silistrien, Nikopolis und Widdin setzte zwar in demselben Jahre auch Bajesid über die Donau, wahrscheinlich im bewaldeten Distrikte von Teleorman, aber ein Vordringen durch die rings umher auf nur ihnen vertrauten Pfaden lauernden Feinde erwies sich als unmöglich. Solange der Sieger von Nikopolis lebte, blieb Mircea ein unbezwingbarer Feind für die Türken; 1399 urkundete er in Giurgiu [2]), und 1400 wird ein Sieg von ihm erwähnt, den er über einen Teil des türkischen Heeres erfocht, das von einem Plünderungszuge nach Ungarn zurückkehrte [3]). Als Bajesid von dem grofsen Tatarenkaiser Timur im Jahre 1402 geschlagen und gefangengenommen wurde, und der türkische Staat dem vollständigen Verderben nahe schien, war Mircea noch immer nicht mit den Türken versöhnt, und auch diesmal erfüllte er seine Pflicht als Vertreter der christlichen Interessen an der unteren Donau [4]). Aus seinem Gebirgsneste eilte er herbei, um sich an der Teilung der von anderen errungenen Beute zu beteiligen. Dafs er auch den Krieg fortsetzte, zeigt seine Anwesenheit in Giurgiu, wo er am 16. September 1403, um seine Zwecke besser verfolgen zu können, einen dritten Vertrag mit Polen schlofs [5]). Der ungarische König hatte in entlegenen Gegenden mit Aufständischen und nicht zuletzt mit denjenigen, die ihm die Besitzergreifung seines brüderlichen Erbes in Böhmen streitig machten, vollauf zu tun, und für mehrere Jahre kümmerte sich deshalb der Ungar nicht um diese „transalpinischen“ Gebiete.

Ein Zusammenwirken der Walachen mit den Moldauern wäre jetzt wieder natürlich gewesen. Aber hier war mit der Konsolidierung des jüngeren rumänischen Staates im Gegenteil ein Neben-

1) Wenzel a. a. O.

2) Archiva istorică I, S. 97.

3) Acte și fragmente III [1], S. 4—5. Vgl. dazu Chilia și Cetatea-Albă, S. 68.

4) Jorga, Notes et extraits I, S. 116. Vgl. meinen Aufsatz in den Conv. lit., Jahrgang 1901, S. 473 ff.

5) Hurmuzaki I [2], S. 824—825.

buhler entstanden, der sich nach dem Hinscheiden Mirceas sogar als der Stärkere erwies und natürlicherweise die tatsächliche Herrschaft über das ganze rumänische Land anstrebte.

Es wurde schon gesagt, was für Elemente der „herabsteigende“ marmarosische Staatsbegründer, descălecător, vorfand. Das reiche Land war nicht etwa unbesetzt. Die früheren Herrscher, die Tataren, waren zum Teil in der heimatlichen Wüste verschwunden und hatten nur etliche Inseln zurückgelassen, die als Tătărașĭ, kleine Tataren, in eigenen Dörfern, wie die Timurtașenĭ, oder in gewissen Vororten der fürstlichen Städte und in der Nähe der Burgen unter ihren Sultanen, rumänisch Șoldanĭ — später findet sich das Wort auch als Familienname — angesiedelt waren. Die heidnischen Namen, wie Tschabalai, Boris, verschwanden allerdings nicht völlig, aber die meisten Zurückgebliebenen liefsen sich taufen und hiefsen nun Petru, Toader, Toma, Filip, Filimon, Lucacĭ usw., ja selbst ihr letzter unabhängiger Fürst in diesen Gegenden trug 1368 den Namen Demetrius. Nach der Sitte ihrer Väter lebten sie in Hütten weiter und noch im 16. Jahrhundert hatten diese christlichen Tătărașĭ im ganzen Lande fünfhundert Ansiedelungen (двор) und kämpften treulich an der Seite ihrer Bezwinger selbst gegen die freien Teile ihres eigenen Volksstammes [1]).

Die Einheimischen bestanden in den unteren Volksschichten beinahe nur aus Rumänen; eine ruthenische Bevölkerung fand sich nur in den Städten und in den annektierten Gebieten; alle fremden Elemente hatten rumänisches Gepräge angenommen und waren ihrer Herkunft nach nicht mehr zu erkennen. Es liegt aber nicht der geringste Grund vor, um einen Einflufs der Nachbarvölker auf das soziale Leben der Landesbewohner anzunehmen. Bogdan, der Eroberer, fand im „moldauischen Lande“, gerade wie seine Nachfolger in den später gewonnenen Bezirken, nur freie Bauern, wie es auch die des walachischen Fürstentums waren. Den besten Beweis dafür liefert die bis sehr spät erhaltene Freiheit der Bauern von Cîmpulung, in der Nähe von

1) Vgl. Archiva istorică I [2], S. 12; I [1], S. 103, 121, 124, 142, 180; Reichersdorffer, Chorographia Mold., bei Papiu, Tesaur III, S. 137; Zimmermann-Werner-Müller II, S. 315, nr. 917.

Baia, der ersten Hauptstadt des Landes. Wie in der ganzen Țara-Romănească waren diese Bauern in Dörfern angesiedelt und, wie im ganzen Gebiete rumänischer Nationalität, gab es auch hier in jedem Dorfe oder Dorfteile zur Schlichtung von Streitigkeiten juzĭ, die nach einem aus Galizien entlehnten Ausdrucke auch vătămanĭ genannt wurden [1]).

Unmittelbar gehörten dem Fürsten alle öden Gebiete, die ganze поустина, wovon er Teile nach Belieben an Klöster und Bojaren verschenkte. In der Theorie aber besafs er, wie sein walachischer Nachbar, ein Obereigentum an dem ganzen ihm politisch unterworfenen Lande: jeder Besitzwechsel mufste seine Bestätigung erhalten, um als rechtmäfsig anerkannt zu werden. Jeder Einwohner „seines moldauischen Landes“ schuldete dem Wojwoden einen Naturalzehnten, den die Gelehrten, slavisch, deseatină nannten, während auch hier der Volksausdruck dijmă war. So brachte man nach seiner Curte, d. h. Residenz, zu bestimmten Terminen den Zehnten von den grofsen, alten Weingärten in Hîrlăŭ und Cotnarĭ und den Zehnten vom Wachse, das man in der blühenden, herrlich prangenden grünen Hügellandschaft bei Tîrgul-Frumos sammelte [2]); ja selbst von jeder Schenke ward ihm eine Abgabe geliefert. Dieses alles hiefs dare, slavisch дан. Darüber hinaus — der nicht genauer bekannte sulgiŭ für das geschlachtete Vieh und iliș sind auch unter die Zehnten zu rechnen — waren die Dorfleute verpflichtet, die Beamten des Fürsten zu beherbergen und für ihr Fortkommen zu sorgen, posad, podvod, ihm Botendienste, a merge in jold (nach dem ungarischen zsóld) zu leisten sowie seinen Wein und andere Einkünfte auf ihren Karren zu transportieren [3]). Hatten sich Tiere verirrt, so mufste der Besitzer bei ihrer Auffindung an den Fürsten eine Taxe, pripas, entrichten.

Um diejenigen, die sich gegen das menschliche Leben und die menschliche Freiheit vergingen, mit harten Strafen zu belegen, um die Strafgelder zu sammeln und die Einbringung der Ein-

1) Vgl. z. B. Archiva istorică I, S. 86; Studiĭ și documente V, S. 3, nr. 3; S. 396; Xenopol, Cuza-Vodă I, S. 415, Anm. 7 und besonders Bogdan, Cneziĭ.

2) Archiva istorică I [1], S. 102—4, 113.

3) Ebenda S. 153.

künfte zu besorgen, hielt sich der Wojwode Beamte, die in der slavischen Kanzleisprache ureadnicĭ heifsen. Im einzelnen werden sie als globnicĭ, deșugubinarĭ, welche letztere unmoralische Handlungen verfolgten, pripășarĭ usw., bezeichnet.

Aber alle diese brachten, wie in der Walachei, nur Naturalien an den Hof: ein Strafgeld für einen Bojaren wird z. B. einmal mit zwanzig Ochsen berechnet. Hier wie dort bestand der Reichtum des Landes in Schafen und Bienen, nur dafs statt der Schweine die Moldauer lieber Ochsen in grofsen Herden auf ihren ausgedehnten Gütern mästeten. An diesen Quellen des Reichtums hatte auch der Wojwode seinen Anteil, aber in viel gröfserem Mafse als sein Nachbar nahm der Beherrscher Nordrumäniens Geld von den fremden Kaufleuten ein. Es gingen ja doch durch seine Moldau zwei, ja bald drei grofse Verkehrsadern zwischen Polen und der Levante, nämlich nach Caffa die grofse „tatarische“ Route, nach Chilia und Moncastro die „moldauische“ und nach Brăila oder Giurgiu die „walachische“ [1]. So flossen in den fürstlichen Schatz viele russische Rubel und Groschen, aus Galizien; „fränkische“ oder „tatarische“ Goldstücke (zloțĭ), die in alter Zeit verbreitetste Münze, und Silberstücke aus Caffa, die dortigen ianuini; etwas später und seltener ungarische Dukaten, ughĭ, und die Denare von Siebenbürgen, endlich auch morgenländische Aspern und Hyperperi, die jedoch nicht als gewöhnliche Münzen gelten können. Mit diesen reicheren finanziellen Mitteln, mit den zahlreichen Fremden, die aus Ungarn, aus „Rufsland“, aus „Griechenland“, aus dem bessarabischen und selbst aus dem Oltlande [2]) auf die öden Ländereien des Fürsten, der Klöster und Bojaren strömten, mit den wenigen, aber mächtigen und dazu dem Wojwoden streng untergeordneten Bojaren verschiedenen Ursprungs war viel mehr zu erreichen als mit den Mitteln, die dem Walachen zu Gebote standen. Das Land mit seinen zahlreichen

1) Vgl. oben S. 174ff.

2) S. über das Gebiet Oltenĭ im Süden der Moldau Chilia și Cetatea-Albă, S. 94—95 (aber der Name kann auch aus dem patronymischen Oltea stammen). Die slobozĭ, Zufluchtsorte für Fremde, „Russen oder Griechen“, werden oft in Urkunden des 15. Jahrhunderts genannt. S. z. B. Studiĭ și documente V, S. 393—4 und V. A. Urechiă, in den Denkschriften der rum. Akademie, IX.

Städten und Burgen, von denen jede in der alten Zeit ihren militärischen Vorsteher, ihren eigenen pîrcălab, wenn auch dieser Titel selbst nur bei einigen belegt ist, besafs, war vorzüglich für jeden Kampf gerüstet.

Das benachbarte walachische Land war für die Fürsten der Moldau nichts anderes als die Erbschaft des Basarab und hing nur mit der historischen Erinnerung an diesen Begründer zusammen. Auf den hochklingenden Titel Mirceas hatte Roman mit seiner nicht bescheideneren Titulatur geantwortet. Noch in den Jahren 1360—1370 gab es von Halitsch bis an die Donau kein anderes Bistum als das des Fürsten von Argeş, und deshalb empfahl der Patriarch dem neuernannten Metropoliten von Halitsch, dafs er sich wegen der Weihe seiner Bischöfe an Hyakinthos von Ungrowlachien wende. Aber auch der moldauische Staat wollte seine unabhängigen Bischöfe haben. Nachdem der Mönch Nikodim in der Walachei Klöster errichtet hatte, gab es im Nachbarlande tüchtige Kleriker, doch schon unter dem Wojwoden Peter ward auch in der Moldau, und zwar dicht bei der alten Burg Neamţ und unter ihrem Schutze in der gesicherten Ruhe der Berge, ein erstes Kloster errichtet, in dem der fromme Stifter auch sein Grab fand. Bald darauf erstand am Ufer des reifsenden Flusses Bistriţa ein Gotteshaus gleichen Namens, und schon im Jahre 1395 werden diese beiden *μονύδρια* der Mutter Gottes und des h. Demetrius in einer vom byzantinischen Patriarchat stammenden Notiz erwähnt [1]. Als geistlicher „ctitor“ (*κτήτωρ*) der beiden Klöster erscheint später in einer von ihm herrührenden Urkunde Iosif, von dem es irgendwoanders heifst, er sei ein „Verwandter (*συγγενής*) des Landesfürsten“. Ihm kommt auch das Verdienst zu, das Klosterleben mit allen seinen Kulturförderungen eingeführt zu haben.

Peter oder sein Nachfolger — aber wahrscheinlicher der erstere — schickte diesen selben Iosif nach Halitsch, wo er nach dem alten Rechte dieser Kirche Bischof von Moncastro werden sollte. Obgleich der Hafen noch den Genuesen, den Herren des Schwarzen Meeres, gehörte, schlug er tatsächlich hier seinen Sitz auf. Vielleicht in der von ihm gegründeten Stadt

1) Miklosich-Müller II, S. 241.

bildete Roman für einen gewissen Meletios ein zweites Bistum. Aber diese „serbischen" Bischöfe aus der Schule Nikodims gefielen in Konstantinopel, da man bisher so schöne Erfolge in diesen Ländern erzielt hatte, keineswegs, und so ernannte der Patriarch Antonios seinerseits einen rechtmäſsigen „Metropoliten" für Maurovlachia oder Rhossovlachia, wie die Griechen das Fürstentum nannten. Dieser Metropolit, Theodosios, wurde verjagt, und so erging es auch einem zweiten, mit Namen Jeremias, der beim Verlassen der Moldau den Fürsten, die Bojaren, die Klerisei und die Einwohner alle mit dem Banne belegte. Stephan schickte, um die Sache friedlich beizulegen, den moldauischen Protopopen Peter zu Neilos, dem Nachfolger des Antonios: dieser wollte Peter die Exarchenwürde verleihen, und er nahm sie auch an. Aber das Land wollte die Macht des Exarchen nicht anerkennen, und der Metropolit von Mitylene noch in demselben Jahre 1395, sowie Michael, der Bischof von Bethlehem, der tatsächlich seit 1397 in der Moldau residierte, hatten keinen besseren Erfolg. Erst im Jahre 1401 unter dem neuen Fürsten Alexander und einem neuen Patriarchen ward der langjährige Streit beigelegt. Durch eine feierliche Botschaft beschwichtigte der Fürst den Patriarchen; es ward dann eine Untersuchungskommission in die Moldau geschickt, und diese gab dem Iosif recht. Jeremias blieb in Trnowo, wo er seit 1394 fungierte, und mit einer Ehrenwache lieſs Alexander die Gebeine des Märtyrers Johannes des Neuen von Moncastro nach Suczawa bringen, wo neben der Kirche dieses wundertätigen moldauischen Heiligen der neue Bischofsitz Iosifs erstand: sein Bistum hieſs in Konstantinopel *τῆς Μολδοβλαχίας* zum Unterschiede von der ungrowlachischen Kirche [1]).

Stephan besaſs im Lande Anhang, und durch den Bruder seiner Frau, den Bojaren Mihail, der die Würde eines „capitaneus moldaviensis" bekleidete [2]) und als erster unter den Räten des Fürstentums genannt wird, hatte er sich der Treue einiger Bojaren versichert. Das konnte jedoch sein frühzeitiges Hinscheiden

1) Miklosich-Müller II, S. 223, 241, 243—244, 256—257, 278—280, 281, 283, 359—361, 494—495, 519, 528—533. Das Leben des Heiligen zitiert in Chilia și Cetatea-Albă, S. 79—80.

2) Vgl. Hurmuzaki I², S. 817 und Prochaska, Codex Witoldi, S. 43.

nicht hindern, das aber sicher nicht vor 1400 anzusetzen ist. Um seine Erbschaft bewarb sich der in Polen gefangene Fürst Roman sowie seine Söhne, aber auch der Neffe Stephans, Ivaşco, der Sohn des Fürsten Peter, der, für den Fall, dafs er als „Erbe des rumänischen Landes“ anerkannt würde, alle möglichen Verpflichtungen gegenüber der polnischen Krone auf sich zu nehmen bereit war [1]). Aber Ivaşco konnte das Ziel seiner Wünsche trotz der ritterlichen Hilfe des „Viteaz“ Costea Valaşin nicht erreichen; der einzige Sohn Peters ist nicht Fürst der Moldau zugunsten des Königreichs Polen geworden. Roman starb, ohne dafs man bestimmt sagen kann, ob er zum zweiten Male die Regierung übernommen hat. Noch im Jahre 1400, als Ivaşco dem Könige seine Verheifsungen machte, wurde ein Sohn Romans, der in den Urkunden seines Vaters nicht namentlich genannt wird, ein unehelicher oder jüngerer Sohn, mit dem marmorosischen Namen Iuga, Herrscher in Suczawa. Als Zeugen nennt er in seinen Schenkungsurkunden an erster Stelle seine Brüder Alexander und Bogdan, doch diese waren ihm tatsächlich keineswegs zugetan. Iuga behielt die Bojaren seines Vorgängers — aufser Mihail — bei, und mit ihnen begann auch noch im Frühling des Jahres 1401 Alexander allein, d. h. ohne Kollegen, seine Regierung, indem er damit für mehr als dreifsig Jahre den Bürgerkriegen und Fürstenwechseln ein Ende machte [2]). Nach einer Chronik, die unter den Söhnen Alexanders entstanden ist, hat der walachische Fürst diese Veränderung herbeigeführt, indem er durch einen Kriegszug den Iuga „zu sich nahm“ [3]). Wollte er damit dem Alexander die Regierung verschaffen? Wenn man bedenkt, dafs in dem ersten Jahre nach der Thronbesteigung (1400) der neue Fürst seinen

1) Hurmuzaki I², slavischer Anhang, S. 820 ff. An eine Ermordung Stephans in Hîrlău ist — nachdem seine Grabinschrift durch Kozak, a. a. O. richtig abgedruckt worden ist, — nicht mehr zu denken.

2) Vgl. Hurmuzaki a. a. O.; eine Urkunde von Iuga, in Archiva românească I, S. 14—15; eine zweite in Revista pentru ist., arch. şi filologie II, S. 714—715; Miklosich-Müller II, S. 53; Bogdan, Cronice inedite, S. 35.

3) Bogdan a. a. O.; vgl. auch über alle diese moldauisch-polnischen Beziehungen Niemczewski, Untersuchungen über das polnische Oberhoheitsrecht über die Moldau (Leipzig 1872), und J. Ursu, Relaţiunile Moldoveĭ cu Polonia (Piatra-Neamt 1900).

Bruder Bogdan als Mitregenten neben sich hat, wird es nicht leicht, daran zu glauben [1]).

Alexander war, als er den Thron bestieg, noch jung, und ein gewisser Costea erscheint als sein bedeutendster Ratgeber. Der Fürst und dieser sein Vormund unterwarfen sich im Jahre 1402, schon im Monat März, der polnischen Oberherrschaft und schwuren dem benachbarten König und Reuſsenherrscher Treue. Nach etlichen Monaten aber ward die groſse Völkerschlacht von Angora geliefert, in der die unzähligen Tatarenschwärme und die Grausamkeit Timurs den Sieg über die eiserne Organisation der Türken Bajesids davontrugen. Während der Verwickelungen, die daraus hervorgingen, zog Mircea, der walachische Fürst, noch einmal an die Donau, um die Grenzen seines Gebietes weiter in das ehemalige bulgarische Reich hinein zugunsten seines emporstrebenden Staates vorzuschieben. Vom ungarischen Könige, der in äuſserst schwierigen Verhältnissen lebte und besonders im Süden gegenüber seinem Nebenbuhler Ladislaus endgültig im Nachteil zu sein schien, war für diese Kämpfe keine Hilfe, kein Vorschub zu haben, und im Osten gab es jetzt nur noch eine starke christliche Macht, und das war Polen. Von Giurgiu aus erneuerte Mircea auf seinem Eroberungszuge [2]) seinen seit zehn Jahren vergessenen Vertrag mit König Wladislaw [3]). Während Sigmund im Jahre 1404, endlich siegreich über seine empörten Untertanen, einen neuen Zug nach Böhmen unternahm, ging Alexander von der Moldau nach Kamieniec in Podolien, das seinem Chotin gegenüberliegt, um hier dem königlichen Nachbarn, der ihm das Szepeniker Land überlassen hatte — deshalb erscheint in dem Verzeichnisse der Anwesenden auch der Burggraf von Țețina (Czeczin) — persönlich seine Treue mit dem Eide zu bekräftigen [4]).

Im Jahre 1406 erst konnte Sigmund von Ungarn an der

1) Die unedierte Urkunde vom 29. Juni 1400 in der Bibliothek der rum. Akademie kann nicht ins Jahr 1401 versetzt werden, schon weil das Datum ganz deutlich geschrieben ist. Vgl. Chilia și Cetatea-Albă, S. 79. Es gibt auch eine andere vom 11. Februar (Denkschr. der rum. Ak., 1903, 1. Teil, S. 62—64).

2) Vgl. auch Hurmuzaki I², S. 429, nr. 453.

3) Hurmuzaki I², S. 824.

4) Ebenda S. 826, nr. 654.

südlichen Grenze seines schlecht verteidigten Reiches erscheinen. Bei Severin kam ihm im November Mircea, der Ban des Landes, entgegen, und gewifs haben hier beide eine mündliche Vereinbarung getroffen, um diese Länder gegen die geschwächten Türken zu behaupten [1]). Im Jahre 1408 schlug Sigmund den Venetianern vor, einen gemeinsamen Krieg gegen die Türken zu unternehmen: eine Flotte der Republik sollte nach Licostomo, d. h. dem Chilia Mirceas, kommen, um von hier die ungarisch-walachischen Truppen nach Gallipolis überzuführen [2]). Dagegen schwört Alexander ein Jahr früher, 1407, zum ersten Male nicht mehr als „moldauischer Wojwode“, sondern als „Herr des moldauischen Landes“ dem polnischen Oberherrn zu Lemberg den Eid der Treue [3]).

Bald beherbergte Mircea den flüchtenden Musa, den Sohn Bajesids, der mit seiner Hilfe 1410 den Krieg gegen seinen Bruder Soliman begann, allerdings mit wechselndem Erfolge, wobei er noch einmal in der Walachei eine Zuflucht fand. Endlich, im Februar 1411, wurde Musa Beherrscher des osmanischen Reiches, und fünf Jahre lang hatte der walachische Fürst in dem ehedem gefürchteten südlichen Nachbarn einen Freund. Deshalb aber wurde er von neuem zum Feinde der Ungarn.

Auf der anderen Seite hatte Polen einen Krieg mit dem Deutschen Orden begonnen und, als Vikar des römischen Reichs, bald als erwählter römischer König, ergriff Sigmund die Partei der Ritter, die er auch durch Truppen unterstützte. Unter diesen Umständen wurden die rumänischen Fürsten für Polen wertvolle Bundesgenossen, und in der entscheidenden Schlacht bei Tannenberg (1410) kämpften in der Tat auch Moldauer unter den siegreichen polnischen Fahnen [4]). Aber auch nach diesem Siege und dem darauf folgenden Frieden mit dem Orden blieb die Haltung Mirceas und Alexanders, mit Rücksicht auf das Verhalten des neuen Kaisers, für den Polenkönig von grofser Bedeutung. Als господар, dominus, wie er sich schon 1407 nennt, schlofs Alexander, der dem Nachbarn tausend silberne ianuini geliehen hatte, 1411 einen

1) Archiva istorică I, S. 98.
2) Ljubić, Listine, in den Mon. Slavorum meridionalium, V, S. 136—8.
3) Hurmuzaki I², S. 827—828.
4) Script. rer. Prussiarum IV, S. 57.

Vertrag mit Polen, welcher — nur mit dem Unterschied, dafs die alte Titulation von „unser Herr“ für den polnischen König beibehalten wurde — dieselben Bedingungen hinsichtlich gegenseitiger Hilfeleistung, wie der neue Vertrag Mirceas mit König Wladislaw, enthielt. Ja noch mehr: es wurden für den Fall, dafs das Geld nicht zurückgegeben würde, dem moldauischen Alleinherrscher die Burgen Sniatyn und Kolomea mit dem ganzen pokutischen Lande, wie es vorher unter dem Fürsten Peter mit Czeczun, Chmielow und dem Sepeniker Gebiet gewesen war, in Aussicht gestellt [1]). Endlich heiratete nach kurzer Zeit Alexander auch noch als dritte Frau nach der katholischen Margarete und der orthodoxen Anna eine „Schwester“ des polnischen Königs und seines litauischen „Bruders“ Witold: Ryngalla [2]). Schon seit 1410 gab es eine lateinische Kirche in der alten Hauptstadt Baia, wo auch ein neuer katholischer Bischof residierte [3]). Wie ernst gemeint aber auf polnischer Seite die Freundschaft war, zeigt am besten die Klausel in dem schon 1412 zu Lublau unterzeichneten Vertrage zwischen Sigmund und Wladislaw, nach welchem eine eventuelle Teilung der Moldau, für den Fall, dafs Alexander dem Kaiser seine Truppen gegen die Türken verweigern sollte, in Aussicht genommen wird. Dabei sollte Ungarn die Hälfte von den nördlichen Buchenwäldern, ferner die Gegend von Bîrlad bis zur Donau, endlich die Hälfte von dem Landstriche zwischen Prut und Donau mit Moncastro bekommen, während alles übrige, mit Jassy und Chilia, dem polnischen König zugedacht ward [4]).

Wir ersehen hieraus, wie weit sich unter dem klugen Regimente Alexanders das moldauische, jetzt ziemlich unabhängige Land ausgedehnt hatte; der grofse Herrschaftstraum seines Vaters Roman war durch ihn zur Wirklichkeit, zur starken tatsächlichen Wirklichkeit geworden. Die Moldau war jetzt das Land, das von den Bergen bis zum Meere reichte, und zwar ohne Kriege, ohne Blutvergiefsen und Menschenopfer, nur infolge kluger, gewandter

1) Hurmuzaki I², S. 829 und der Vertrag mit Mircea, ebenda, S. 472—473, nr. 391.

2) Vgl. Hurmuzaki I², S. 834 und Studiĭ și documente, I—II, S. xxxiff.

3) Ebenda, nach Schmidt und den Notizen von Eubel in der Röm. Quartalschrift, 1898, XII, S. 108; Bandini, S. 244.

4) Zuletzt wurde der Vertrag veröffentlicht bei Prochaska, S. 229—230.

und stiller Politik. Das Sepeniker Gebiet, das einst die Bojaren Stephans aufopfern wollten, war gut besetzt und befand sichin Verteidigungszustand, denn in jedem ehemaligen russischen „gorod“ safs ein Burggraf. Aufserstande, schönes genuesisches Silber zu bezahlen, wie der polnische König immer gewesen war, hatte er seit dem Vertrage von 1411 Pokutien, dieses schöne Land, mit hunderten von Dörfern an den moldauischen „Bruder“ verloren. Das Herzogtum „Chodor“ war verschwunden, und vom Bruder Bogdan oder von dem in die Walachei gebrachten gefährlicheren Bruder Iuga ist keine Rede mehr. Die Bojaren schliefsen sich alle eng an den alleinigen Fürsten an. Im Süden ist das Fürstentum über Jassy, Vasluiŭ, Bîrlad bis zu Chilia an den Donaumündungen und bis nach Moncastro (Cetatea-Albă) an die Dnjestrlinien gelangt, und das sind seine natürlichen Grenzen. Die Genuesen haben dem Fürsten auch die politische Herrschaft über den letztgenannten Hafen nach 1410 überlassen, und Chilia war entweder die von Dobrotič durch Mirceas Vermittelung vererbte Ansiedelung auf der kleinen Donauinsel, die „alte Kilia“ (Eski-Kilia), oder eine neue, am Ufer entstandene, welche die Bedeutung der walachischen Herrschaft über die Donaumündungen erheblich abschwächte. Östlich reichte der Staat Alexanders bis zum Dnjestr, und alle vadurĭ, die Furten bei Hotin und Tighinea, waren in den Händen des Wojwoden.

Die grofsen Handelsstrafsen waren schon angelegt und wurden auch viel benützt. Armenische und deutsche Karren gingen von Lemberg nach Caffa in die „Tartarei“, nach Cetatea-Albă und nach Brăila, nach dem „muntenischen“ Lande, d. h. durch Giurgiu in die Türkei, und schon 1407 hatte Alexander die Zollgebühren für die königlichen Handelsleute festgesetzt [1]). Abgesehen von den „reysae moldavienses“ fanden auf den stark besuchten Jahrmärkten von Sniatyn in dem neuerworbenen Lande Pokutien, „conventiones Wallachorum“ statt: diese brachten Naturalien dorthin, um dagegen Groschen, „sexagenae“, „fertones“, sogar silberne Rubel, oder Hüte, Kleider, Bogen und Schwerter einzutauschen [2]). Durch den siebenbürgischen Wojwoden Stibor wurden die Zolleinkünfte bei

1) Akta zapadnoi Rossii, I, S. 30—32; Archiva istorică I, S. 130—132.

2) Vgl. Arch. ist., a. a. O.; Czołowski, Pomniki II; Jorga, Relațiile cu Lembergul I, Bukarest, 1900.

Bistritz in der gleichen Weise 1412 geregelt. Aus diesen Satzungen ist zu ersehen, dafs Tuche von Ypern, Löwen und Köln in die Moldau eingeführt wurden, wogegen man die schon erwähnten Naturalien oder „tatarische Waren“, d. h. Spezereien, exportierte [1]. Durch die Fürsorge für die älteren Klöster — Neamţ und Bistriţa erhielten eine gemeinsame Leitung —, durch die Erbauung neuer Gotteshäuser in Moldaviţa und Pobrata (oder S. Nicolae de la Poiană) in derselben Gebirgslandschaft, durch die Gründung einer Kirchenmetropole, welcher nunmehr der Bischofssitz des „unteren Landes“ in Roman untergeordnet wurde, war der Grund zu einem intellektuellen Aufschwung des Landes gelegt [2]. Dieses ausgedehnte, reiche Herrschaftsgebiet erschien beinahe als ein Reich, und der Name seines Beherrschers leuchtet durch die Zeiten hindurch, wie der eines alten sagenhaften klugen Königs.

Bald wollte auch diese „kleine“ Walachei die ältere, die „grofse“ Walachei, überflügeln, und dies um so mehr, als die letzten Jahre Mirceas keineswegs glänzend verliefen und er froh sein mufste, wenn er seine Stellung am linken Donauufer behaupten konnte. Schon 1413 wurde Musa von dem energischen „Sultan von Asien“, seinem Bruder Mohammed, geschlagen und auf der Flucht zur rettenden Donau getötet. Das war der Anfang des Krieges zwischen dem neuen osmanischen Herrscher und dem ehrgeizigen Walachen, der sich in die inneren Angelegenheiten des mächtigen Nachbarstaates gemischt hatte. Zwar versuchte Mircea noch einmal, sich am Kampfe um die türkische Krone zu beteiligen, und nahm nicht nur Rebellen gegen Mohammed, wie den politischen Agitator und Ketzer Bedreddin, bei sich auf, sondern auch einen sogenannten Bruder des neuen Sultans, Mustafa, der ihm als ein Musa redivivus erschien. Mit walachischer Hilfe hatte Mustafa seine Laufbahn 1415 begonnen, zwei Jahre später weilte er als Flüchtling in Salonik, der Apanage des Despoten Andronik, als diese Stadt von einem türkischen Heere belagert wurde. Während ihres Krieges gegen die Türken unterhandelten die Venetianer auch mit „Mircea Wojwod“ wegen eines Bündnisses. Bald aber erschien Mohammed selbst an der unteren Donau, um sich zu rächen; dieses

1) Hurmuzaki I², S. 491—493, und meine Documentele Bistriţeĭ, I, S. IV—V.

2) J. Bogdan, in den Conv. lit., Jahrgang 1900, S. 353 ff.

Mal versuchte er jedoch, die Verhältnisse klug berechnend, nicht wieder das, was seinen Vorgängern mifslungen war: er dachte nicht mehr daran, die Walachei zu erobern, um seinem Reiche einen neuen Landstrich zu gewinnen oder auch nur einen treuen Wojwoden an Stelle desjenigen, der ihn frech beleidigt hatte, einzusetzen. Nein, er sah ganz treffend, dafs es viel leichter sei, diesem neu emporsprudelnden Leben gegenüber einen Damm aufzuwerfen, und er befahl deshalb, dafs in seiner Anwesenheit die von ihm eroberten Festungen an der Donau und in der Dobrudscha befestigt werden sollten. So kam das von Mircea selbst erbaute [1]) Giurgiu in die Hände eines türkischen Befehlshabers; an den Mündungen des Flusses, in Isacce, ja vielleicht in Sulina hielten Osmanen Grenzwacht. Das benachbarte Land aber, das nicht wie die Moldau Alexanders reich an Burgen war, lag schutzlos da, allen Raubgelüsten der in ihren Nestern lauernden berufsmäfsigen Landesverwüster ausgesetzt. Man mufs annehmen, dafs Mohammed das ehemals von seinem Vater mit starker Besatzung belegte Klein-Nikopolis nicht vergessen hat, und dafs der Turm Bajesids, Turnu, wieder das linke Ufer der Donau für die Osmanen bewachte. Schliefslich erzählt auch ein türkischer Chronist, osmanische Truppen seien im Banat erschienen, und die „principes“ des Landes hätten ihnen Geiseln zur Sicherung ihrer Treue gestellt, wobei auch Severin erobert worden wäre. Das ist nicht undenkbar, denn es wurde wenigstens an einem anderen Punkte eine Burg erbaut. Nach den türkischen Erzählern dieser Begebenheiten hätte auch Mircea seinen Bezwingern zum ersten Male Tribut auf drei Jahre bezahlt und ihnen sogar einen seiner Söhne als Unterpfand der Treue ausgeliefert. Nun weifs man, dafs der junge Sohn Mirceas, sein zweitgeborener, Dan, zuerst im türkischen Heere gedient hat, und das würde eine Bestätigung dafür sein, dafs die Unterwerfung von 1417 eine vollständige war [2]). Als die Erniedrigung Mirceas

1) Wavrin, Anchiennes cronicques, Beschreibung des Feldzuges von 1445.

2) Vgl. die türkischen Chronisten in den Übersetzungen von Leunclavius und Nöldeke; Chalkokondylas, S. 77—80; Dukas, S. 201; Venetianische Akten bei Ljubić, Listine VII, S. 218; Jorga, Notes et extraits, I, S. 247; Acte şi fragmente, III, S. 6—7. Vgl. Chilia şi Cetatea-Albă, S. 68 ff. Dan hatte auch die walachischen Hilfstruppen Musas befehligt.

durch den persönlichen Zug des Sultans Mohammed durchgeführt war, hatte der Wojwode des „rumänischen Landes“ schon ein beträchtliches Alter erreicht, und seit einigen Jahren, schon seit 1413, seinen Sohn Mihail [1]), welcher auch einige Zeit in Konstantinopel noch gelebt hatte, zum Mitregenten angenommen. Mircea starb in dem letzten Tage des Januar 1418 und hinterliefs diesen seinen Sohn und Mitregenten in einer äufserst schwierigen Lage, ohne dafs dieser die Hilfsmittel gehabt hätte, sich daraus zu befreien [2]).

Um diese Zeit war Sigmund von Ungarn als nimmer rastender Kaiser im Abendland beschäftigt. Der polnische Verwandte, ein „Onkel“ Mihails, der im Jahre 1414 den litauischen dux Sigmund Korybuth nach Argeş geschickt hatte [3]), war zu fern, um in die walachischen Verhältnisse, wie er es in der Moldau getan hatte, eingreifen zu können. Zwar bemühten sich auffallenderweise die Türken vorerst nicht, einen Prätendenten gegen Mihail aufzustellen, aber aus Konstantinopel, wo der zweite Sohn Mirceas seit einiger Zeit Zuflucht gefunden hatte, aus diesem elenden Konstantinopel des armen, machtlosen byzantinischen Kaisers, segelte ein Schiff ab, das jenen Dan nach „Asprokastron“ brachte, und dort warteten walachische Rebellen ihres künftigen Führers. Fürst Alexander von der Moldau bot Dan seine Hilfe an, und so entbrannte in der Walachei, gerade wie vor zwanzig Jahren in der Moldau und wie es in der Walachei selbst vor Mircea der Fall gewesen war, der Bruderzwist um die Krone. Trotz der ungarischen Hilfe, die ihm aus Siebenbürgen zuteil ward, wurde Mihail von Dan, der auch die Donautürken herbeigerufen hatte, geschlagen und getötet [4]); das geschah schon im Jahre 1420. Es war eine gute Gelegenheit, um auch gegen Moncastro vorzugehen, das sich prächtig

---

1) Hasdeŭ, Istoria criticā, S. 132.

2) Die serbischen Chroniken geben das Todesdatum. Vgl. Studiĭ şi documente III, S. III—IV.

3) Relaţiile cu Lembergul, I, S. 7.

4) Vgl. die schon zitierten Byzantiner, die ungarische Chronik von Thurócz, IV, Kap. 17, sowie die serbischen Annalen; eine Urkunde von Mihail bei Engel, Geschichte der Walachei, S. 164, Anm., die auch bei Zimmermann-Werner-Müller, IV, aufgenommen werden wird; zwei andere bei Bogdan, Relaţiile cu Braşovul, S. 6—7.

zum Stützpunkt für die Herrschaft über den westlichen Teil des Schwarzen Meeres eignete, und so wurde denn zum grofsen Schrecken Alexanders der reiche Hafen im Frühling des Jahres 1420 von den habgierigen „Heiden“ belagert. Um sich für die Zukunft wenigstens gegen einen gelegentlichen Angriff der in der Walachei herrschenden Türken zu schützen, liefs Alexander, obgleich ihm Dan den Thron zunächst zu verdanken hatte, seinen Hafen Moncastro von podolischen Meistern gehörig befestigen [1]). Im Jahre 1421 aber wurde Siebenbürgen dafür von raubenden Türkenscharen überfallen [2]).

Jedoch der energische Sultan Mohammed starb schon im Sommer des Jahres 1421. Sein Sohn und Nachfolger, Murad, eine ebenso energische Herrschernatur — das Talent zum Herrschen lag schon in dem wilden Blute Osmans —, hatte zuerst seine Erbschaft gegen den „Sohn Bajesids“ Mustapha, den ehemaligen Schützling Mirceas, zu verteidigen; und ein zweiter Mustapha, ein Bruder Murads, trat als Kronprätendent in Asien auf. Dann unternahm er, um die Byzantiner für ihre Unterstützung dieses Bruders zu bestrafen, die Belagerung ihrer Hauptstadt; bald darauf, im Jahre 1423, wurde Morea überfallen. Auf der anderen Seite fand Kaiser Sigmund, trotz seiner Verwickelungen in Böhmen, noch Zeit, den Florentiner Pippo Span, einen Feldherrn, der bereits 1419 den Türken im Temeschwarer Banat viel Schaden zugefügt hatte, nach der unteren Donau zu entsenden. Dan pafste sich diesen neuen Verhältnissen an, trat in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Ungarn und erhielt so zugleich Gelegenheit, seine militärischen Fähigkeiten und seine ritterliche Natur im Glanze der Siege zu zeigen.

Der Krieg an der Donau begann schon im Jahre 1422. Dan und Pippo gingen über die Donau bei Silistrien und kehrten siegreich zurück; der junge byzantinische Kaiser sprach während seiner Anwesenheit in Venedig von den ungarisch-rumänischen Erfolgen [3]).

---

1) Voyage de Guillebert de Lannoy: Ausgaben Serrure, 1840; Potvin 1879; Webb, in Archaeologia, XXI, 1826. Vgl. übrigens Chilia și Cetatea-Albă, S. 82—84.

2) Wandinschrift von Kronstadt; Quellen der Stadt Brassó (Kronstadt), IV, S. 1.

3) Notes et extraits I, S. 349—350.

Gewifs wurde durch diese Angriffe damals der Festungsgürtel am linken Ufer wieder erobert, und das ist eine bedeutsame Tatsache. Sobald jedoch der Sultan freie Hand bekam, wurde dem Treiben Einhalt getan. Ein gewisser Radu, der Prasnaglava genannt wird, erhielt von den Türken die Mittel, um sein Glück zu versuchen, und warf sich als Fürst auf. Der Angriff erschien dem ungarischen König so gefährlich, dafs er 1425 selbst an die Donau kam. Hilfstruppen wurden zwar Dan gestellt, aber im Mai 1426 erlag er doch der Übermacht und mufste sich nach Siebenbürgen flüchten [1]. Alexander stand in dem Verdacht, diese Eroberung des benachbarten Landes durch Radu ermöglicht zu haben, und trägt im Jahre 1428 den Titel „Herrscher des ganzen moldowlachischen Landes“ [2], was sich nicht nur aus dem griechischen Titel seines Metropoliten erklären läfst.

Sigmund kam nach den Vorgängen von 1395 zum ersten Male wieder in die Walachei, um nicht die Türken dort zu Nachbarn zu haben. Weil er erst mit grofser Verspätung in Kronstadt anlangte, kehrten die Moldauer, die schon bis Brăila vorgedrungen waren, wieder um. Mit dem Frühling 1426 wurden die Pässe überschritten, und im Mai bereits war Radu zu seinen Helfern zurückgeworfen. Giurgiu wurde durch die Ungarn besser befestigt, und aus Rache für die erduldete Schmach streifte Dan wieder in der Nähe von Silistrien auf dem türkischen Ufer umher. Im Severiner Banat war damit wieder Sigmund der Herr. Die Erbschaft des verstorbenen serbischen Despoten Stephan (gestorben Juni 1427) hatte Sigmund zum Teil an sich gezogen, und in der Donaufeste Belgrad einen ungarischen Befehlshaber eingesetzt. Der bosnische König aber erkannte den Schwager Sigmunds als seinen Erben an. Im Jahre 1428 focht Sigmund, der auch Walachen und Litauer in seinem Heere hatte, wieder gegen die Türken, die ihm die serbischen Gebiete zu entreifsen versuchten [3]. Um die Donaugrenze halten zu können, rief der Kaiser seine alten

---

1) Vgl. auch Onciul, im Aufsatze Radu Prasnaglava der Enciclopedia Română, worin ältere Urkunden von Radu erwähnt sind.

2) Archiva istorică I[1], S. 121.

3) Vgl. Katona XII, S. 501 ff. und die anderen bei Fefsler II, S. 375 bis 376, angegebenen Quellen.

Freunde, die Deutschherren, und gab ihrem Befehlshaber Klaus von Redwitz schon zwischen 1428 und 1430 die Severiner Burg samt der „Graffschaft der Moncz und Salcz-Camern in Sybenburgen“ [1]). Um auch im entgegengesetzten Winkel eine tapfere, kriegsbereite Besatzung zu haben, wollte Sigmund die Moldauer aus Chilia verjagen und die Festung den Rittern des Bans Klaus anvertrauen. Alexander sollte den gegen ihn erhobenen Verdacht mit dem Verlust des Thrones büfsen, und zur Verwirklichung dieses Gedankens hatte sich Sigmund, wenn nicht der Hilfe Polens, so doch der des mächtigen litauischen Herzogs Witold versichert: der Litauer wollte damit die Königskrone, die er von Sigmund verlangt hatte, verdienen. Es scheint, als habe der Kaiser nicht nur beabsichtigt, anstatt des verhafsten Wojwoden eine seiner Kreaturen einzusetzen, sondern als habe ihm sogar der Gedanke vorgeschwebt, das Land, gemäfs dem Vertrage von 1412, mit den übrigen Nachbarn zu teilen. Dan, den die Türken 1428 noch einmal verjagt hatten, kam wieder ins Land und zog 1429 mit einem mächtigen Heere aus, um seine „alten bessarabischen Grenzen“ wiederzuerobern, was ihm übrigens gegen den stärkeren Alexander nicht glückte. Aber der ungarisch-türkische Waffenstillstand von 1429, der Tod Witolds 1430 und der Ausbruch neuer ketzerischer Unruhen in Böhmen vernichteten schliefslich alle die grofsen Pläne Sigmunds. Ohne an der Donau etwas Dauerndes ausgerichtet zu haben, setzte sich der vielbeschäftigte Mann andere Ziele, um sie ebensowenig zu erreichen [2]).

Die Stellung des moldauischen Fürsten blieb also unerschüttert, und er erlebte glücklichere Tage des Alters, als sein vormaliger Nachbar Mircea. Zuerst verschwand in unbekannten inneren Kämpfen sein Feind, der Walachenfürst Dan, und die Lage, die sein Tod schuf, gestattete dem Moldauer, eine bedeutende Rolle zu spielen. Obgleich Wladislaw von Polen ihn gegen die Eroberungs-

---

1) Königsberger Archiv des Deutschen Ordens, Schublade VII, 24.

2) Die Quellen bei Prochaska a. a. O., Lewicki, Codex epistolaris saeculi decimi quinti (Krakau 1891, 1894; 2 Bde.); bei Pesty, A szörényi Bansäg, bei Voigt, Gesch. Preufsens, VII; in den Deutschen Reichstagsakten und im Codex diplomaticus patrius. Näher angegeben sind sie in Chilia şi Cetatea-Albă. Vgl. auch Hurmuzaki I², S. 583.

gelüste Sigmunds in seinen Schutz und Schirm genommen hatte, waren dennoch seine Beziehungen zu diesem Reiche, namentlich nach seiner 1421 erfolgten Scheidung von Ryngałła, nicht mehr so innig wie vordem [1]); dagegen fand er in Swidrigaillo, dem Bruder Witolds, in diesem anderen Schismatiker, der nicht nach kaiserlicher Gunst strebte, einen guten Freund und Nachbarn. Zu den Türken und den Tataren trat er in gute Beziehungen und sicherte sich dadurch die östlichen und südlichen Grenzen seines Landes. So half er denn einem walachischen Bojaren, Aldea, der sich als Sohn des grofsen Mircea ausgab, die Erbschaft Dans erringen, und mit Rücksicht auf seinen moldauischen Beschützer nahm dieser als Fürst den Namen Alexander an. Dieser walachische Alexander ging nun zum türkischen Kaiser, trat ihm die Donaufestungen ab und schickte aufserdem zwanzig Bojarenkinder als Geiseln an seinen Hof [2]). Um ihn zu verjagen, entsandte Sigmund einen anderen Sohn Mirceas und zwar einen echten Ursprungs, der seit seiner Kindheit am Hofe des Kaisers erzogen worden war, allerdings einmal einen Fluchtversuch nach Polen unternommen hatte: er hiefs Vlad und wurde wegen seiner Grausamkeit Dracul, der Teufel, genannt. Von Nürnberg ging Vlad nach Tîrgoviște, seiner neuen Hauptstadt, wo wir ihn zu Anfang des Jahres 1432 in unaufhörlichem Kampfe gegen Alexander-Aldea finden. Um den Wirren ein Ende zu machen, beschlofs der Sultan, seinen Beglerbeg (d. h. Oberbefehlshaber) von Europa in die Donauländer zu schicken. Ein kleines Heer versuchte in die Moldau zu kommen, fand aber den alten Fürsten gut gerüstet und wurde entscheidend geschlagen. Die Hauptmasse jedoch vertrieb Vlad aus Tîrgoviște und drang sengend und brennend bis ins Burzenland vor. Alexander, der Walache, hatte seinem Herrn Gefolgschaft geleistet und setzte seine Laufbahn noch etliche Jahre fort. In den Jahren 1433 und 1434 erschienen Türken in der Walachei, doch wohl, um ihn gegen den zurückgekehrten Vlad zu schützen, aber erst 1436 kam es

1) Der Scheidungsakt, lateinisch und slavisch, bei Hurmuzaki I²; das moldauische Hilfskorps focht noch 1422 gegen die Deutschherren; Dlugosz, XIII, S. 301.

2) Vgl. Bogdan, Relațiile cu Brașovul, S. 32; Bertrandon de la Brocquière (Ausgabe Schéfer), S. 190.

zu einem grofsen Zuge gegen den letzteren, den auch die Siebenbürgen unterstützten. Binnen weniger Wochen hatten die Türken das Land grausam verwüstet, und beim Rückzuge führten sie neben vielen anderen Gefangenen, wie es scheint, auch den Wojwoden mit sich. Diesem war es gelungen, Alexander zu töten; er besafs aber auch genug Geschmeidigkeit, Schlauheit und Scharfsinn, um alle gegen ihn erhobenen Anklagen zu entkräften. Aus der Gefangenschaft im Schlosse von Gallipolis kehrte er direkt wieder auf seinen Fürstenthron zurück und begleitete 1438 die Türken auf ihrem Verheerungszuge nach Siebenbürgen [1]).

Vlad führt den Titel eines Herzogs von Făgăraş und Amlaş, und es fehlt ihm nur der eines Bans von Severin, um seinem Vater Mircea ebenbürtig zu erscheinen. Aber in Wirklichkeit liefs sich seine Macht nur mit der Mirceas in dessen letzten Jahren vergleichen. Ungarn vermochte er sich nicht zu widersetzen, und die Städte an der Donau gehörten, wie vor ihm, wieder den Türken.

Um das andere rumänische Fürstentum, die Moldau, stand es nicht viel besser. Nachdem es 1432 die Gefahr einer Überwältigung durch die Türken glücklich überstanden hatte, brach Alexander in Polen ein, um das pokutische Land endlich in Besitz zu nehmen, und dies gelang ihm auch. Während seiner Abwesenheit besorgte sein Sohn, Ilie, der der Ehe Alexanders mit einer Moldauerin, Ana oder Neacşa, entstammte, die Angelegenheiten des Landes [2]). Aber bald nach seiner Rückkehr schlofs im Winter oder Frühjahr 1433 dieser greise Held des Friedens seine müden Augen, und sein ruhig herrschendes väterliches Zepter ward in den ungeduldigen jugendlichen Händen seiner Söhne zu einem scharfen Schwerte des Bruderkrieges. Ein Atridenzeitalter brach blutig und finster über die blühende Moldau herein, und im Lande des guten, milden Patriarchen sprach man nun von vertriebenen Fürsten, geblendeten Brüdern, ermordeten und vergifteten Verwandten und von unaufhörlichen feindlichen Einfällen.

Dieses Verhängnis wurde durch die Zustände in Polen noch

---

1) Die Quellen finden sich in Studiĭ şi documente, III, S. xi ff. Vgl. Bogdan a. a. O., S. 25 ff.

2) Dlugosz, XIII, S. 461—462; Revista p. ist., arch. şi fil., VII, S. 370 bis 371; Ursu, S. 49; Studiĭ şi doc., VI, S. 652 ff.



gefördert. Als Alexander starb, regierte hier noch der alte Jagiello, der seinem „Neffen" Ilie bei der Eidesleistung im Jahre 1433, wenn nicht das gleich zurückgenommene Pokutien, so doch das ganze Sepeniker Gebiet feierlich verliehen hatte [1]). Bald darauf entfloh Stephan, ein unehelicher Sohn Alexanders, nach der Walachei, wo er bei Vlad, der in Ilie wie in dessen Vater einen Feind erblickte, Aufnahme fand. Als er, noch im Jahre 1433, den unbeliebten Bruder vom Throne gestoſsen hatte, nahm der alte König Wladislaw, obwohl Ilie, der zu ihm geflohen war, eine Prinzessin zur Mutter hatte und seit vielen Jahren mit Marinka, einer Schwester der Frau des jüngeren Wladislaw — dies war der Sohn des Königs —, vermählt war, ohne Schwierigkeiten zu machen, den Huldigungseid des Siegers entgegen. Der nahe Verwandte Ilie hatte zwar mit seinem Vater zusammen gegen Polen gekämpft, und nur nach einem ganzen Jahre voll unaufhörlicher Feindseligkeiten sich entschlossen, die Huldigung anzubieten; Stephan hatte allerdings dasselbe getan, aber auch bedeutendere Erfolge davongetragen [2]). Auch befand sich Stephan nicht in einer Lage, die ihn zu einer bedingungslosen Unterwerfung zwang: von den Bojaren seines Landes umgeben, die Wirren im benachbarten Litauen kennend, verlangte er an erster Stelle, daſs durch besondere königliche Urkunden die ausdrückliche Verzeihung für alles Geschehene und die Anerkennung, daſs das Sepeniker Gebiet zu seinem Erbreiche gehöre, ausgesprochen würde. Dieses wurde auch zugestanden, nur Pokutien wurde mit Ausnahme eines einzigen Dorfes vom Könige zurückgenommen, und Stephan erhielt nicht, wie sein Vater, den Titel „gospodar", sondern nur den alten, viel einfacheren und niedrigeren eines Wojwoden. Nachdem der Befehlshaber von Halicz diese Urkunden nach Suczawa gebracht hatte, schwur Stephan in seine Hände den Treueid und verpflichtete sich dabei zu persönlicher Huldigung, sobald der König oder seine Söhne ihr Land Reuſsen betreten würden [3]).

Bald darauf starb der greise König und hinterlieſs zwei ganz

---

1) Hurmuzaki I², S. 580—581.
2) Chilia și Cet.-Albă, S. 302—303.
3) Hurmuzaki I², S. 842ff.

junge Söhne. Während der neue polnische Herrscher noch unter Vormundschaft stand und kindlich mit dem Zepter spielte, flüchtete sich Ilie, dessen Befreiungsgesuche aus dem Kerker im Schlosse Sieradz in Anbetracht seiner Vergangenheit auf den polnischen Reichstagen ungehört verhallten, nach der Moldau, wo er mit fremden und einheimischen Truppen wieder den Kampf für die Krone aufnahm. Doch nach einigen Schlachten schlossen die Brüder im August 1435 einen Vertrag, der beiden den gleichen Titel, „Herren des moldauischen Landes", zubilligte; Ilie zog danach seine Einkünfte aus dem nördlichen Teile des Fürstentums, Stephan dagegen aus dem Gebiete von Vasluiŭ, Bîrlad, Tecucĭ, Oltenĭ, Covurluiŭ und Chilia. Die podolischen Hauptleute des polnischen Königs hatten dieses Übereinkommen in patriarchalischer Weise vermittelt, und der König wurde als Beschützer des Vertrages anerkannt. Ilie, der äuſsere Vertreter dieser moldauischen Doppelregierung, erneuerte darauf noch 1435 seinen Eid und kam im folgenden Jahre auch selbst nach Lemberg, um mit groſser Feierlichkeit persönlich seinem Lehnsherren zu huldigen. Er versprach nicht nur — und es war das erste Mal, daſs ein Herrscher der Moldau dies tat — eine jährliche Steuer, einen Tribut von Ochsen, Pferden, purpurnen Tüchern und Hausenkarren, sondern er opferte auch, um die Schuld seines Vaters gegen Polen wieder gutzumachen, freiwillig alle seine Rechte auf das Sepeniker Gebiet, mit Ţeţina, Chmielow und Hotin [1]): das war das wesentliche Ergebnis seiner kriegerischen Anstrengungen [2])!

Während die Moldau in so tiefe Abhängigkeit von Polen geriet und aus dem verheerten walachischen Lande der unermüdliche Vlad, „der Teufel", von den Türken in die Gefangenschaft geschleppt wurde, starb nach so vielen glänzenden und nutzlosen Taten, die nur ein ehrgeiziger Mann mit ungenügenden Mitteln, aber hohen Titeln und riesigen Ansprüchen verrichten kann, der Kaiser und König Sigmund. Unter seinem Schwiegersohn und

1) Hurmuzaki I² s. slavischer Anhang und Dlugosz zum Jahre 1436.

2) Die Akten im slavischen Anhange von Hurmuzaki I². Vgl. Chilia şi Cetatea-Albă, S. 93 ff. Die Lehensabhängigkeit der Moldau von Polen erkennt Ilie noch 1439 an.



Nachfolger Albrecht blieben alle Anstrengungen, die man machte, um etwas gegen die von allen Seiten einfallenden Türken auszurichten, ohne merklichen Erfolg: 1439 konnte der Sultan nach Belieben die Eroberung Serbiens fortsetzen, und die wichtige Festung Semendria fiel tatsächlich in seine blutigen Hände. Um dem Chaos zu seinem vollen Rechte zu verhelfen und die Christenheit in diesen Gegenden noch mehr zu schwächen, trat auch noch früh der Tod des jungen, energischen Fürsten ein. Dem polnischen König fiel nun die Hinterlassenschaft seines Grofsvaters Ludwig zu, die man ihm zugleich mit der Hand der Witwe Albrechts anbot, und ungesäumt erschien er im Frühling des Jahres 1440 in Ungarn. Aber hier waren die anarchischen Zustände so schlimm geworden, dafs noch viel gestritten werden mufste, ehe Wladislaw mit Fug seinen neuen Titel annehmen konnte. Eigentlich geschah das erst 1443, als die Königin Elisabeth kurz vor ihrer zweiten erzwungenen Vermählung mit dem Eindringlinge starb und für Wladislaw nur noch ein Nebenbuhler vorhanden war: das war aber ein König in der Wiege, der nachgeborene Sohn Albrechts.

Doch Wladislaw war auch jetzt nur scheinbar Inhaber der königlichen Macht. Denn während man diese Schwertstreiche zugunsten des Königs, der Königin und des Königssohnes führte, hatte sich durch grofse Verdienste um Vaterland, Christenheit und Kultur ein Mann dunkler Herkunft, wenn nicht zur höchsten Stelle, so doch zum höchsten Ruhme emporgearbeitet. Johann von Hunyady war ein „Oláh“, ein siebenbürgischer Rumäne, ein Vitéz aus Wojwodenstamme, und während der fünfzehn Jahre, in denen er Feldzüge gegen die Türken unternahm, beherrschte er nicht nur die ganze südliche Grenze, sondern auch deren transalpinische Fortsetzung. Alles, was mit den Verteidigungskreuzzügen zusammenhing, gehörte diesem Ritter des Kreuzes, und die Walachei wie die Moldau waren wichtige Vorposten in dem Kampfe gegen die Türken oder die Tataren, die in der Krim ein neues Kaiserreich gegründet hatten und von dort aus die öden podolischen Felder durchschwärmten. Durch ihn wurde gewissermafsen die seit einem Jahrhundert unterbrochene Einheit des rumänisehen Volkes im Fühlen und Handeln wiederhergestellt: das geschah durch das Banner des Kreuzes, das eine starke rumänische Faust trug.

Der Rabe in dem Wappen der Hunyady und der Beiname Corvinus, den das Geschlecht erst unter König Matthias, dem Sohne dieses Ritters Johann, erhielt, sind nicht genügende Zeugnisse für einen „transalpinischen“ Ursprung. Tatsache ist dagegen, daſs es im Jahre 1409 eine rumänische Familie von Berufssoldaten gab, die aus den Brüdern Voicul, Mogoş und Radul, den Söhnen eines gewissen „Serbe“ (Sîrbul), aus einem anderen Radul, Sohn des „Serbe“ mit einer anderen Frau, und aus Johann, Sohn des Voicul, welcher Johann in dieser Zeit beinahe zwanzig Jahre zählte, sowie aus einem jüngeren Bruder, gleichfalls Johann genannt, bestand. Voicul bekam 1409 vom Könige Sigmund, dem er als „Viteaz“, d. h. „aulae miles“ diente, ein Gut in der Hunyader Grafschaft. Der ältere Johann zeichnete sich bis sehr spät vor seinen Geschlechtsgenossen nicht besonders aus. Diese waren auch zum gröſsten Teile Rumänen, und das walachische Element, welches so tief gesunken war, begann während der unaufhörlichen Kriege mit den an zwei Grenzen drohenden Türken wieder eine Rolle zu spielen und höher auf der sozialen und politischen Stufenleiter emporzusteigen. Die Zeit der unabhängigen Wojwoden, der gefürchteteten Knesen war gewiſs schon vorüber, aber, wenn kein Jahr ohne Verheerungszüge der unversöhnlichen heidnischen Feinde, der unvertilgbaren muselmanischen dracones verging, wenn der Berufssoldat auf allen Pässen, immer lauernd, zur Stelle sein muſste, da bildeten die glänzenden Banderia der älteren Zeit, die Prachtkavallerie der ritterlichen Angeviner, nicht das zweckmäſsige Verteidigungsmittel. Immer häufiger wurden die „Walachen“ in die Wald- und Felsengegenden geschickt, um hier schlau und hartnäckig, durch gröſsten Mut und höchste Bedürfnislosigkeit zugleich unbezwingbar, mit den asiatischen türkischen Akindji, mit den wilden osmanischen „verlorenen Sentinellen“ zu ringen. Die castra der alten petschenegisch-kumanischen Tage, die seit geraumer Zeit beinahe verlassen lagen, bekamen neue Befestigungen, und neben ihnen wurden in districtus olachicales, in Bezirken voller Krieger, Rumänen des Königs und flüchtige Elemente, die von den Gütern der Edlen oder der Kirche gewichen waren, sowie Sachsen und Jobbagyen angesiedelt. Die „libertates“ der Rumänen, durch Ludwig den Groſsen zertreten, wurden durch Sigmund wieder

ins Leben gerufen [1]). Sieben solcher Abteilungen der Militärgrenze, die sich von dem Eisernen Tor am Marospasse bis Severin und Orsova ausdehnten, wurden im XV. Jahrhundert als sedes geschaffen [2]).

Dadurch empfanden die rumänischen Jobbagyen die Unterdrückung seitens der Grundherren nur noch schwerer, und in Abwesenheit des Kaisers vereinigten sie sich, in Zeiten der höchsten Türkengefahr, mit den anderen geknechteten Bauern, den unedlen Magyaren, — beide unter dem aufrührerischen hussitischen Einflusse — um gemeinsam mit den Waffen, die für einen anderen, etwas grausameren Feind bestimmt waren, ihre Freiheit zu erkämpfen. Als Führer wird auf rumänischer Seite ein Michael genannt; der Befehlshaber der ganzen bäuerlichen Macht, der Wojwode dieser jacquerie, ein Ungar, Paul von Vajdaháza, nimmt einen ungewöhnlichen, hochtrabenden Titel an: „vexillifer universitatis regnicolarum Hungarorum et Valachorum huius principatus Transylvaniae", Bannerträger aller ungarischen und walachischen bäuerlichen Bewohner der siebenbürgischen Erde. Auf Bergesgipfeln, wo sich von alters her bei nedeĭ und tîrgurĭ die Rumänen versammelten, wurden Verträge mit den Edelleuten und Sachsen, die auch die höhere Klasse der freien, unabhängigen Szekler für sich gewonnen hatten, geschlossen. Was die armen, wilden Leute verlangten, ist leicht zu erraten: sie wollten nur in kleiner, bei ihnen gebräuchlicher Münze den Zins entrichten, und nicht mit dem Golde der Reichen, das ihnen fehlte; sie wollten, daſs ihnen das gesetzliche Recht, gegen Entrichtung eines terragiums abziehen zu können, zuerkannt werde, daſs die bäuerlichen Erbrechte nicht vom Grundherren angetastet würden, daſs man sie nicht mehr zur Verzehntung ihrer Schweine und Bienen zwinge, sondern daſs die Herren sich mit einem bestimmten Maſse von Arbeitsleistung auf dem Felde oder bei der Mühle, mit einer Abgabe von Hafer und turte, Brötchen, begnügen möchten, daſs sie nicht zwangsweise in die Bergwerke gebracht werden dürften, daſs ihnen die Pflanzung und Kultur der Weinrebe gestattet werde, daſs der von den durchziehenden Heeren angerichtete Schaden nicht unvergolten bleiben möchte, und daſs sie selbst als Zeugen

1) Hurmuzaki I², S. 491, nr. 404.
2) Hurmuzaki II², S. 12.

gegen den Edelmann erscheinen könnten. Zuerst, sofort nach ihrem Siege, wurde ihnen dies alles zugestanden. Aber bald sammelten sich neue feindliche Kräfte, die dem zahlreichen, aber schlecht geführten und ungenügend bewaffneten Heere härtere Bedingungen abzwangen: Zins von einem Gulden in Gold von jedem Pfluge mit acht Ochsen und von jedem entsprechenden Besitze an Vieh; jährliche Geschenke, ein Tag Frondienste in der Woche, Anerkennung der Patrimonialgerichtsbarkeit am Hofe des Edelmannes oder Kirchenvogts, kurzfristige Bezahlung des terragiums, um freien Abzug zu erhalten, Pflicht, die Waffen zur Verteidigung des Landes zu tragen, Amnestie für das Geschehene, wobei derjenige, welcher diesen Vertrag bricht, wenn er ein Edelmann ist, zur Genugtuung verpflichtet wird, während der Bauer das Verschulden mit dem Kopfe zu büfsen hat. Von einer jährlichen Abordnung guter, alter Leute, die hoch auf dem Berge zusammenkämen, um zu prüfen, ob auch die Bedingungen der „Verbrüderung" beobachtet worden sind, von diesem weisen, naiven Parlamente, ist jetzt nicht mehr die Rede. Die Amnestie wurde schliefslich mit dem Blute der Gemarterten und Hingerichteten feierlich besiegelt. Ein neuer blutiger Protest dagegen ward erst nach einem Jahrhundert friedlichen, schmerzlichen Duldens erhoben [1]. Die bevorzugten, mit Privilegien ausgestatteten Ankömmlinge hatten dem beherrschten „populus" des Landes wieder den eisernen Zaum an den blutenden Mund gelegt; das unbebaute Land hatte seine Arbeitstiere wiederbekommen.

Der Aufstand, der die meisten Anhänger unter den Rumänen gefunden hatte, mifslang und diente nur dazu, die sanktionierende Verjährung der Ungerechtigkeit zu hindern. Aber dieselbe Militärordnung Kaiser Sigmunds schaffte die Möglichkeit, zu Ruhm zu gelangen, für eine grofse Anzahl rumänischer „milites" und „oláhischer" Vitéz, die als Kenner der Bergpässe, der Walddickichte und morastigen Flufsufer mehr als andere für den ewigen Kleinkrieg mit den auflauernden Türken geeignet waren. Die Schenkungsurkunden, mit denen langjähriges, gefährliches Kämpfen belohnt wurde, haben die Namen dieser Streiter für Ungarn und die Christenheit besser überliefert als die parteiischen oder zu kurz

1) Hurmuzaki I², S. 615ff., 621ff.; S. 636, nr. 536; vgl. II², S. 120—123.

gefafsten chronikalischen Aufzeichnungen des Landes. Hierher gehören Mitglieder der Familie Bizere, welche noch in die Kriege gegen Dan I. verwickelt waren, das Geschlecht Ciorna, aus dessen Mitte gegen 1450 auch ein Ban von Severin entnommen wurde, die Muşna, die Chendriş, die Cîndea, die Tapfersten aus dem Banate, dem Hatzeger Lande und Hunyader Gebiete.

Da sich das Land unter dem grofsen, immer entfernten König und Kaiser einer vollkommenen Anarchie erfreute, mischten sich die Vitéz und ihre rumänischen Gefährten auch in Angelegenheiten der Nachbarländer. Vlad Dracul weilte bald in der Walachei, bald in seinen transalpinischen Besitzungen, die ihm sein mächtiger Gönner bestätigt hatte. Hier suchte er Geld und Soldaten, wogegen er Land an neue Fogarascher Bojaren vergab [1]). Zu ihm, in sein heifsumstrittenes walachisches Fürstentum, wenn nicht gar in die Moldau, deren Beziehungen zu Ungarn in dieser Zeit nicht genügend bekannt sind, kamen, um Sold, Beute, Land und Ruhm zu gewinnen, Bojaren von Făgăraş, nemeşĭ von Haţeg und Bauern aus dem umliegenden Gebiete [2]).

Der grofse und kleine „Oláh János", die beide ihre militärische Laufbahn unter der Familie Chák, unter Franz von Csanád, dem Bischof von Agram, und dann 1433—1435 unter dem Herzog von Mailand [3]) begonnen hatten, mögen vielleicht Beschäftigung auch bei dem „Wojwoden" gefunden haben, und sie erlernten in dem unaufhörlichen Kriege gegen die „Heiden" in den Donauburgen die grofse Kunst, der osmanischen Macht auf gleiche Weise Widerstand zu leisten. Das erbeutete und als Sold empfangene Geld liehen sie der Königlichen Kammer, die auch die bescheidensten Zuschüsse gebrauchen konnte, dafür aber bekamen sie als Pfänder, an deren Einlösung nicht zu denken war, königliches Land und traten damit in den Adelstand des siebenbürgischen Fürstentums. Nach 1435 gelangten sie dann schnell zu Ansehen und Macht [4]).

---

1) Studiĭ şi documente, II, S. LXIV—V; Bogdan, Relaţiile cu Braşovul, S. 39, 40, 44—45, 48.

2) Vgl. Hurmuzaki I², S. 592—594, nr. 436; S. 590, nr. 492.

3) Bonfinius III, cap. IV, S. 304 der Ausg. von 1690.

4) Johann der ältere hatte auch Sigmund auf seinen kaiserlichen und böhmischen Zügen begleitet; Diplom von 1453, in Hurmuzaki II², S. 30.

Vor den sich immer erneuernden türkischen Stürmen hatten sich die wenig zahlreichen Deutschen Ritter von Severin zurückgezogen, vielleicht erst nach dem Tode ihres Förderers, des Kaisers, der sie gerufen hatte. Wahrscheinlich im Namen eines der rechtmäfsigen Besitzer der Landschaft, des walachischen Wojwoden, übernahmen jene Brüder „Oláh“ die Verteidigung des Severiner Landes und legten kleine Trupps eigener Reiter und Fufsknechte nach Severin, Orsova und Mehadia. Westlich schlofs sich ihre kleine, selbständige Macht an die Posten von Krassó, Kewe und Belgrad an, deren Verteidigung einem unternehmenden Ragusaner, Franko von Talovac, anvertraut war. Elisabeth und Albrecht, das neue Königspaar, erkannten die Tatsache an, bezahlten nur einen ganz kleinen Teil der Auslagen, und, da die Brüder den Rest selbst übernahmen, erhielten sie neue Besitzungen der Krone verpfändet. Zu gleicher Zeit wurden die beiden Johann von Hunyady feierlich zu Banen von Severin ernannt. Als wenig später der innere Krieg um die Krone ausbrach, halfen die Bane dem „polnischen König“ gegen die viel mächtigeren Barone, während sie nebenbei auch ihren Kampf mit den bulgarischen Türken fortsetzten und die Grenze so gut verwahrten, dafs in dieser Zeit der Wirren die Feldherren des Sultans keine Gelegenheit fanden, siegreich in das Land der Anarchie einzufallen. Aus der Hand Wladislaws bekamen sie zu den alten wieder neue Besitzungen. Im Jahre 1441 war der ältere Johann, ohne die Stellung im Severiner Banat aufzugeben — von dem Bruder wird von nun an nicht mehr gesprochen —, nach Ladislas von Chák, Wojwode von Siebenbürgen und, als Nachfolger des „Markgrafen“ Sigmunds, des berühmten Italieners Pippo, auch Graf von Temeschwar, comes temesiensis. Durch die Verteidigung Belgrads gegen die Türken, welche die nördlichen Grenzen des eroberten Serbiens weiter auszudehnen suchten, durch einen glücklichen Streifzug, wobei er im Innern der neuen türkischen Provinz deren obersten Befehlshaber Isak-Pascha schlug, hatte sich Johann diese glänzende Stellung verdient [1]).

Mit seinem Siege von 1440 hatte Johann von Hunyady nicht nur einen türkischen Einfall in Ungarn von dem vollständig er-

1) Vgl. Hurmuzaki I², S. 462—463, 651—652, 664—665, 671, 678—679.



oberten Serbien her verhindert, sondern eine Ära langer, schwieriger Kämpfe mit der Verteidigung aller ungarischen Grenzen gegen die immer weiter vorwärts strebende osmanische Macht eröffnet und den Christen die Möglichkeit gegeben, auch auf das südliche Donauufer vorzudringen.

Im Jahre 1441 herrschte in der Walachei, die er endlich in gesichertem Besitze hatte, aber als Vasall der Türken, mit denen gemeinsam er 1438 in Siebenbürgen eingedrungen war, Vlad Dracul. In der Moldau waren die Beziehungen der versöhnten Brüder Ilie und Stephan zueinander noch friedlich. Ersterer führte in Suczawa ein wenig glänzendes Leben, inmitten der gewöhnlichen Regierungsgeschäfte; dem letzteren war die schwierigere Aufgabe zugefallen, seine Besitzungen in der „Ţara-de-jos“ (dem unteren Lande) gegen die seit einiger Zeit, gewiſs infolge türkischer Verhetzung, sich wieder rührenden Tataren der Krim zu verteidigen. Im Jahre 1439 kam Ilie auch nach Vasluiŭ, um das gemeinsame Fürstentum gegen einen tatarischen Raubzug zu schützen, aber nach seinem Abzug brachen die wilden Horden ins Land und drangen, ohne Widerstand zu finden, bis Botoşanĭ vor; im Dezember 1440, während Hunyady mit den serbischen Begen zu schaffen hatte, kam eine tatarische Rotte, um Bîrlad und Vasluiŭ zu verbrennen; die Intervention des ungarisch-polnischen Königs beim Sultan hatte nur wenig Erfolg [1]). Stephan lieſs durch einen fremden Meister Cetatea-Albă, das ihm anvertraut war, aufs neue befestigen [2]).

Im Jahre 1442 schickte nun Murad seinen Donaubegen Mezed durch die Walachei nach Siebenbürgen. Er kam, besiegte bei Sz.-Imbre die Streitkräfte des Landes und wollte im März mit der Beute durch die westlichen Pässe entschlüpfen. Der „polnische“ König von Ungarn kämpfte zwar gegen die Cillyer, aber Hunyady konnte zur gefährdeten Stelle eilen; in echt „walachischer“ Weise wartete er mit den castrenses am Eisernen Tor der Karpathen: die Türken wurden geschlagen und ins Land zurückgeworfen. Als sie nun die Pässe nach der Walachei hin aufsuchten, fanden

1) Cron. de la Bistriţa' bei Bogdan, Cronice inedite. Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 98—99.

2) Abhandlungen der Gesellschaft von Odessa (russisch) Bde. II, XV; vgl. Conv. lit., XXXV, S. 247 f., 469 f.

sie auch dort einen wenig freundlichen Empfang von seiten des „Drachen“. Nachdem der Sultan zur Strafe für den Vater die Söhne Vlads eingezogen hatte, kam gegen den Herbst der Beglerbeg von Rumelien selbst mit einem grofsen guten Heere, fand aber ein ödes Land vor, wie seine Vorgänger in der Zeit Mirceas, und als er, der Ialomiţa folgend, in Siebenbürgen einfallen wollte, stand er Hunyady gegenüber und erlitt eine entscheidende Niederlage. Die Reste der Barbaren wurden bis zur Donau verfolgt [1]).

Nach seinem ersten Erfolge bereits war Hunyady Verträge mit dem walachischen und auch dem moldauischen Wojwoden eingegangen, wodurch dem Königreiche Ungarn die Lehensabhängigkeit der rumänischen Fürstentümer gewährleistet und der Markgraf zu ihrer militärischen Unterstützung verpflichtet wurde. Im folgenden Jahre unternahm der Wiederhersteller der unterworfenen christlichen Staaten einen glänzenden Feldzug nach Serbien, wo er den nach Ungarn geflüchteten Despoten Georg Brankovič einsetzen wollte. Zuerst sollte der Weg durch die Walachei eingeschlagen werden, aber man wählte dann den über Belgrad als den sicherern, und dennoch stiefs Vlad mit 20000 Kriegern, Bojaren und freien Bauern zu den Fahnen seines Beschützers. Der moldauische Wojwode erschien aber nicht: er hatte in seinem Lande selbst genug Grausiges zu verrichten. Es scheint in der Tat, als ob Hunyady mit dem für seine Zwecke wichtigeren Beherrscher der Südmoldau einen entsprechenden Vertrag geschlossen hat: dadurch gewann Stephan den Mut, sich unabhängig zu erklären und nach der Herrschaft über das ganze Land zu streben. Im Mai des Jahres 1443 war er schon in der Hauptstadt Suczawa, und sein unglücklicher Bruder wurde nach byzantinischem und türkischem Muster — so war es z. B. dem Despotensohn Gregor 1438 ergangen — geblendet. Seine Frau Marinka flüchtete sich und gab ihren Polen die Burgen des Sepeniker Gebietes [2]).

---

1) Serbische, venetianische und ungarische Chroniken; Erzählung von Wavrin; die Kritik und nähere Angabe der Quellen bei Huber, Kämpfe der Ungarn gegen die Türken, Arch. f. öst. Gesch. LXVIII, Jahrg. 1886; dann Jorga, Studiĭ şi doc., III, S. XIII ff.

2) Die Landeschronik und die Urkunden bei Hurmuzaki II². Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 100—101.

Auch an dem grofsen Zuge von 1444, durch den Hunyady auch Bulgarien zu unterwerfen, so das ungarische Reich mit einem Gürtel von zinspflichtigen Staaten zu umgeben und die Balkangrenze — bis zur vollständigen Verdrängung der Türken — zu gewinnen hoffte, auch an diesem Feldzuge nahm nur Vlad Dracul teil. Zu Nikopolis vereinigte er sich mit dem vordringenden ungarischen Heere, das der König selbst befehligte. Er nahm an der Freude über die Siege und an dem Schmerz der Katastrophe von Warna teil, in welcher der junge Wladislaw, mit Ungestüm kämpfend, fiel. Dafs Dracul die Gelegenheit benützt hätte, um seinen Wohltäter bei der Rückkehr gefangenzunehmen, ist durch nichts bewiesen [1].

Nach der grofsen Niederlage bei Warna verloren jedoch durchaus nicht alle diejenigen, welche die Vertreibung der Türken aus Europa erstrebten, ihre eben noch so hell leuchtenden Hoffnungen. Der burgundische Herzog hatte schon seine in Venedig ausgerüsteten Schiffe mit denjenigen des Papstes in die Levante geschickt, um die erwartete Flucht der Heiden nach Asien zu verhindern. Diese nun zwecklose Flottille mit tapferen französischen Rittern kam durch das Schwarze Meer, wo die Türken ihre Macht noch nicht begründet hatten, an die Donaumündungen und fuhr den Flufs selbst hinauf, um den verschwundenen König Wladislaw zu suchen und sich an dem neuen ungarischen Zuge von 1445 zu beteiligen. Nachdem die Kreuzfahrer die Kunde vom Tode des Königs erhalten hatten, schlossen sie einen Vertrag mit Vlad und Hunyady, um noch einmal das Glück gegen die Donautürken zu versuchen: eigentlich wollte man nicht mehr einen grofsen, gefährlichen Zug, sondern nur die Eroberung des rechten und linken Donauufers wagen, um dadurch die Walachei ihrer Fesseln zu entledigen. Das gelang aber nur bei kleineren oder weniger befestigten Plätzen, wie Turtucaia und Giurgiu, während bei

1) Vgl. besonders die Erzählungen von de Palatio bei Lewicki, Codex epistolaris, und von Beheim, in: Quellen und Forschungen zur vaterländischen Geschichte, Literatur und Kunst (Wien 1849). Die reiche Literatur ist in meinen Studiĭ şi doc. III und Notes et extr. I angegeben. Dazu kommt die neuere Polemik zwischen A. Brückner, Geschichte der polnischen Literatur, und etlichen magyarischen Gelehrten in Szazádok, 1901, welche Privatbriefe des Gegners und andere Beweisstücke benutzen. Vgl. auch Mitteil. des Instituts für österr. Geschforsch. 1904.

Silistrien und Turnu alle Versuche scheiterten. Das persönliche Erscheinen Hunyadys bei Turnu, dem Klein-Nikopolis aus Sigmunds Zeiten, half auch nichts, und nachdem, um der Form zu genügen, die Donau bei Rachowa überschritten worden war, löfte sich das christliche Heer auf [1]). Obgleich Hunyady 1446 zum Regenten des ungarischen Reiches gewählt wurde, erneuerte er seine Angriffe gegen die Osmanen nicht. Vlad schloſs mit letzteren Frieden und lieferte dabei auch die Bulgaren, die bei ihm Zuflucht gesucht hatten, 12 000 an der Zahl, aus.

Das verdroſs den ungarischen Gubernator, der die unhaltbare Lage seines bisherigen Schützlings nicht verstehen wollte. Ende 1446 zog er nach der Walachei; während der groſsen Winterfestzeit wurde Vlad geschlagen und zusammen mit seinem älteren Sohne und Mitregenten Mircea getötet [2]). An seiner Statt wurde ein Vladislav, der Sohn des Danciul und Enkel des ersten Dan, zum Vasall-Fürsten ernannt.

In demselben Jahre aber tötete Roman, der Sohn des Ilie, sicher mit polnischer Hilfe, seinen Oheim, den Usurpator Stephan. Dieser hatte sich, nach kurzem unbekanntem Ringen, in das Untere Land geflüchtet; hier wurde er gefangengenommen, vom Henker enthauptet und sein Leichnam im neamţer Kloster beigesetzt (13.—16. Juli 1447). Bei seinem Streben nach der blutigen Krone des verarmten moldauischen Landes hatte Roman in dem Gemahle seiner Schwester, dem walachischen Fürsten Vlad Dracul, einen Helfer gefunden, und eben deshalb konnte er Hunyady nicht gefallen. Jetzt war die Macht des ungarischen Regenten groſs genug, um auch in die Moldau Fürsten nach seinem Willen einzusetzen. Aus Siebenbürgen kam ein gewisser Peter, der die alte Schwester des Hunyady geheiratet und den Kronstädtern ein Handelsprivilegium verliehen hatte: es glückte ihm, den Nebenbuhler, der auch am 2. Juli 1448 starb, zu verdrängen. Nach dem Tode Romans, dessen Bruder Alexander, von der polnischen

---

1) Wavrin; Brief von J. de Zredna, Schwandtner, Scriptores II; Studiĭ şi doc., I—II, S. XXV—XXVII.

2) Vgl. Studiĭ şi doc., III, S. XXVII—XXVIII und Hurmuzaki I², S. 758, nr. 626.



Mutter Olechno genannt, sehr jung war, konnte auch der neue König von Polen, Kasimir, die Huldigung Peters entgegennehmen; dies geschah bald darauf im August [1]).

Jetzt erst ging Hunyady nach Warna, um die erduldete Schmach zu rächen. Die Serben waren mit der 1443 gewonnenen Stellung zufrieden und hatten keine Lust mehr zu großen Unternehmungen. Der walachische Fürst rührte sich nicht und schickte seinem Gönner nur Hilfstruppen. Wieder schloſs der Feldzug mit einer Niederlage bei Kossovopolje, tragischen Andenkens. Bei der Rückkehr wurde der besiegte Held „Janko" von Georg Brankovič angehalten; und Hunyady kehrte nach allen diesen Miſserfolgen und Erniedrigungen nach Siebenbürgen zurück und strafte auch den Walachen für seine Gleichgültigkeit, indem er ihm die zisalpinischen Lehen entzog [2]).

Trotz alledem ging in der Walachei kein Fürstenwechsel vor sich, und Vladislav muſste sich mit bitteren Klagen über das Benehmen des Gubernators begnügen. In der Moldau jedoch fand derselbe Gubernator, und nicht nur ein Mal, Gelegenheit zum Eingreifen.

Bogdan, ein natürlicher Sohn des groſsen alten Alexander — er wurde nach dem Bruder Alexanders genannt —, erhob sich nach dem Regierungsende und dem Abgange seines Halbbruders Peter. Nun war Peter aus Siebenbürgen gekommen, hatte den dortigen Sachsen Handelsfreiheiten verliehen und überdies, um die Kreuzzugspläne Hunyadys zu begünstigen, ihm die wichtige Festung Chilia abgetreten. Andrerseits schickten die Polen als Nachfolger Romans und als Vertilger aller unehelichen Usurpatoren den jugendlichen Olechno. Da erkannte Bogdan, daſs er dem ungarischen Regenten Treue schwören musste, wenn er Hilfe haben wollte, und er führte den Vorsatz aus am 11. Februar und 5. Juli 1450 [3]): in dem ersten dieser wichtigen Verträge verspricht

---

1) Slavische Akten, veröffentlicht von J. Bogdan in An. Acad. Rom. XI; Hurmuzaki I²; Dlugosz und die moldauische Chronik; Chilia și Cet.-Albă, S. 101—102; meine Istoria luĭ Ștefan-cel-Mare (Bukarest 1904), S. 41—2, und weiter unten, S. 325, Anm. 1.

2) Chilia și Cet.-Albă, S. xxx; Bogdan, Rel. cu Braș., S. 59 ff.

3) Bogdan, in An. Ac. Rom., XI, S. 55—58.

Bogdan „seinem gnädigen Vater“, daſs er nie jemand anderen in dieser Eigenschaft anerkennen, daſs er dem Regenten mit Truppen helfen und ihm eine Zuflucht in Zeiten der Not bieten werde; in dem zweiten fügt er noch eine Klausel hinzu, wodurch den Walachen, denen Chilia anvertraut war, dessen friedlicher Besitz, solange es Hunyady haben will, gesichert wird. Am ersteren Datum war Bogdan von den Polen, die schon eine Annexion der Moldau beabsichtigten, nach Roman, jenseits des Sereth, verjagt; im Juli befand er sich in Suczawa, im September, schloſs er einen Waffenstillstand, dem eine Überrumpelung des königlichen Heeres folgte. Im Jahre 1451 begann der Krieg mit neuen Kräften und, während Bogdan in der Nähe von Suczawa, in Reuseni, weilte, wurde er von einem zweiten Peter Wojwoden, „dem Sohn des Alexander“ — dieser Peter führte früher den Namen Aron —, bei einem Schmause überrascht und getötet. Alexander wollte das Land mit diesem neuen Eindringlinge nicht teilen; er rang mit ihm mehrere Jahre, begab sich in ungarischen Schutz und schwur, sehr demütig, „seinem Vater Ianuş Voevod“ Treue; aber 1455 aufs Haupt geschlagen, suchte er eine Zuflucht in Cetatea-Albă, wo der junge verdorbene Wüstling, von seinen eigenen Bojaren vergiftet, starb. Dem zweiten Peter blieb somit das ganze Land [1]).

Selten hat ein Fürst seine Stellung mit so tiefen Demütigungen erkauft wie dieser elende Sohn Alexanders des Guten. Er wuſste, daſs ihn Hunyady nicht dulden konnte, nachdem er seinen Schützling getötet und Alexander, der auch mit dem ungarischen Gubernator durch den Treueid verbunden war, vertrieben hatte. Darum suchte er noch 1455 polnische Gnade zu erlangen und erhielt sie auch 1456 endgiltig gewährt. Als Gegenleistung versprach er Truppen gegen den Deutschen Orden, 400 Reiter mit Speeren, „sogenannte bronnych“, dann eine Ochsenlieferung für denselben baltischen Krieg; dafür gab er der Marinka, der Witwe Ilie's, Siretiu und Olhovăţ, ja lieſs sie sogar in der Hoffnung, daſs er auch Hotin und Ţeţina abtreten könnte, verpflichtete sich auch zu einer Mitgift für die Tochter Marinkas und lieferte dem Könige die tatarischen Flüchtlinge, die sich bei ihm fanden, wie auch den rus-

1) Chilia şi Cet.-Albă, S. 103 ff.; Ist. lui Ştefan, S. 43 ff.



sischen Herzog Michail aus. Alles, was er mit anderen früher vereinbart hatte, sollte künftig keine Geltung mehr haben, und Hunyady selbst wurde angegriffen, denn der Vertrag sprach auch von abgetretenen Gebieten, zu deren Wiedereroberung sich Peter verpflichtete, und dies wies ziemlich deutlich auf Chilia hin [1]).

Aber es folgten noch andere Erniedrigungen. Der junge Sultan Mohammed hatte 1453 seine Residenz in Konstantinopel aufgeschlagen, nachdem er das verdorbene Griechentum mit dem Schwerte weggefegt hatte. Eine grofsartige Demonstration der türkischen Flotte im Schwarzen Meer fand 1454 statt. Im Jahre 1455 verlangte der heidnische Kaiser des Morgenlandes von Peter, dafs er ihm als „Kharadj" ohne Säumen 2000 ungarische Gulden entrichte. Der furchtsame Wojwode bat den Metropoliten Theoktist und seine Bojaren um Rat und schickte dann von Vasluiŭ aus — er, der von Tataren bedrohte, von Ungarn gehafste und von Polen verlassene Fürst — den Logofăt Mihul zum Sultan, um ihm die Versicherung zu bringen, dafs das Geld — der grofse Herrscher von „Asien und Europa" begnügte sich nicht mit dem falschen Eide seines Vasallen, sondern forderte echte Goldmünzen — kommen werde.

Diese Botschaft, die erste moldauische Botschaft, die bezüglich eines Tributes aus der Moldau an einen osmanischen Machthaber abging, traf den Sultan in Serbien, wo er das Eroberungswerk wieder begonnen hatte. Der serbische Despot weilte als Flüchtling in Ungarn; Belgrad wurde belagert, und abermals eilte Hunyady zur Befreiung der wichtigen Festung herbei.

Bevor er seine Kräfte dazu zusammenraffte, traf er Mafsregeln, um sich der rumänischen Länder zuversichern. Vladislav Dan wurde wahrscheinlich schon 1455 [2]) angegriffen und, obgleich er noch im April 1455 urkundet, verlor er doch bald darauf sein Fürstentum [3]). An seine Stelle trat nun der ältere von den

1) Hurmuzaki I², S. 65—67, 667—668, 675 ff. Vgl. Pârvan, Aleaăndrel-Vodă şi Bogdan-Vodă (Bukarest 1904).

2) Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 107, nach dem Diplomatarium ragusanum von Gelcich.

3) S. Bogdan, Vlad Ţepeş, Chronologische Notizen.



Söhnen Draculs, welcher als Geisel bei Sultan Murad und am türkischen Hofe lebte und türkische Grausamkeit und türkische Wollust kennen gelernt hatte.

---

3. Kapitel.

Höchste Macht des kämpfenden rumänischen Staates während der fünfzigjährigen Regierung Stephans des Grofsen, des Fürsten der Moldau [1]).

Stephan, der Sohn des ermordeten Bogdan und Enkel Alexanders des Guten, des wahrhaft königlich regierenden alten Fürsten der Moldau (1400—1433), war aus der Walachei gekommen [2]), gesandt von dem dort durch Johann Hunyady neu eingesetzten Wojwoden Vlad, dem Pfähler (Țepeș), dem er also seine Thron-

1) S. im ganzen meine soeben (1904) erschienene Istoria luĭ Ștefan-cel-Mare, Ausgabe des Unterrichtsministeriums.

2) Im Monat Mai ohne Jahresangabe (= 1445) schreibt aus der Moldau, von Vasluiŭ aus, ein Wojwode, Stephan, und man kann ahnen, dafs dieser der Sohn des ermordeten Bogdan, der künftige Stephan der Grofse sei. Dieser Stephan tut den Kronstädtern zu wissen, dafs „er Wojwode dieses Reiches", d. h. der Moldau sei, „nachdem er die Kämpfe mit unserem Bruder Peter, dem Wojwoden, der mit feindlicher Hand über ihn gekommen sei", beendet habe. Dann verlangt er Nachrichten über „Johann den Wojwoden", der bald darauf nach der Walachei zog. „Stephanus Vaivodda de Moldva ... Noveritis me esse Vaivodam in isto regno, videlicet in Moldva, licet retroactis temporibus, non multum elapsis, in guerra et discordia quam gerebamus cum Petro, fratre nostro Vaivoda, sinistra manu mihi invadente, non modicum persequebamur vosmet ipsos; nunc Dei per gratiam sumus in regno nostro pacifice. Quare Vestras Universitates petimus ... quatenus, quod vices aut hospites vestri civitatis et provinciae vestrae, videlicet Barza, aliqua dampna sive iniurias et mutilationes membrorum in suis mercimoniis et in negotiationibus suarum rerum nostro in regno ... passi fuissent ..., volumus satisfactionem impendi ... Item intime petimus vestras amicitias et fraternitates quod, si auditis vel audivistis aliquam famam de Ioanne Vaivoda aut aliam famam ..., renuncietis ... Scripta in Moldva, in civitate Wazlo, anno praesenti post festum Urbani Papae feria sexta." Original im Kronstädter Archiv, Abschrift in der Bibliothek der Rumänischen Akademie. Der Schreiber ist sicher der vorige Stephan, der Sohn Alexandes des Guten.



besteigung verdankte. Von polnischen Offizieren aus der Nachbarschaft unterstützt [1]), versuchte sich sein Vorgänger, der feige Peter Aron, ein unehelicher Sohn Alexanders des Guten, noch länger zu halten, aber das gelang ihm nicht. Noch am 1. April 1457 war er in Suczawa; unmittelbar darauf, am 12. April, siegte Stephan bei Doljeştĭ (in Hreasca), dann bei Orbic, und Peter entfloh nach dem einzigen ihm offen stehenden Schlupfwinkel, nach Polen.

Aber der „Wojwode Johann“, der rumänische und allgemein christliche Held, war nicht mehr am Leben und konnte sich der seinem Wunsche gemäfs vollzogenen Veränderung nicht mehr freuen. Ihm war der beste Tod des Kriegers beschieden: im Siegesrausche, nachdem er die stolzen Fahnen des Sultans von den Mauern Belgrads hatte schwinden und ihn den Rückzug hatte antreten sehen, war er gestorben. Für Ungarn und die rumänischen Länder, ja für die ganze östliche Welt war es eine bedeutende Stunde, da sich die müden Augen des grofsen Türkenbekämpfers schlossen.

In seinem Vaterlande Ungarn begann ein neues Zeitalter von Bürgerkriegen, bis endlich das königliche Kind Ladislaus den Beweis erbringen konnte, dafs die Regierungsgeschäfte nicht seine Sache seien. Es verging noch einige Zeit, ehe Matthias, der jüngere Sohn Hunyadys, kraft der Verdienste seines Vaters die ungarische Krone erhielt, aber dieser grofse König Matthias, so glänzend er in der Geschichte Ungarns dasteht, besafs nicht die Kraft, um seinen Ehrgeiz zu beherrschen, und sah nicht ein, was „Johann der Walache“ genau wufste, dafs für Ungarn alles von dem Erfolge bei der Verteidigung gegen die Türken abhänge. Er vergeudete nutzlos seine Kraft, um österreichische, böhmische und transalpinische Länder zu erobern. In der Walachei erwies sich Vlad, der Sohn des „Drachen“, nur als schwacher Dilettant im Hinrichten und Pfählen von Feinden, Untertanen und Tieren [2]). Der Geist Hunyadys kam aber auf einige Zeit wenigstens über jenen jungen Fürsten-

1) Hurmuzaki I², S. 675—677, nr. 516.

2) Ein Gedicht Martin Beheims über Vlad hat neuerdings Gr. Conduratu aufgefunden und 1903 als Leipziger Dissertation veröffentlicht. In demselben Jahre ist es im „Archiv für siebenbürgische Landeskunde“ erschienen.

sohn, der die Moldau den schlaffen Händen des Peter Aron entriſs, durch kluge Berechnung wie durch mutiges Streiten die Verhältnisse der Zeit meisterlich beherrschte und, gegen das Schicksal kämpfend, sein unabwendbares Vorwärtsschreiten wenigstens verzögerte, so daſs er nach einem halben Jahrhundert kraftvoller Regierung seinen Nachfolgern ein freies, groſses, reiches Land hinterlassen konnte. Sein starker Arm hob endlich das in den Staub gefallene Zepter des greisen Alexander.

I. Um seine Laufbahn zu verstehen, ist es notwendig, die inneren Kräfte des Landes kennen zu lernen.

Bisher war man gewöhnt gewesen, die neuerstandene Moldau als „Kleine Walachei" zu bezeichnen [1]), jetzt, nach der langen trefflichen Regierung Alexanders, und trotz der zwanzig Jahre, die in innerem Hader und Anarchie verflossen waren, verdiente das Land Bogdans, das „Bogdanien" der Türken und mancher Griechen, nicht mehr eine Hintansetzung gegenüber der Walachei. In jeder Hinsicht war die Moldau stärker als das ältere, herabgekommene „rumänische Land", dem gegenüber sie in stetigem Kampfe zum Vorteil für sich und das ganze Volk immer mehr in den Vordergrund trat.

Wenn man den Hof eines Vladislav Dan oder eines Vlad Ţepeş mit dem des Moldauers Stephan vergleicht, sei es auch nur in dessen ersten Regierungsjahren, so ergibt sich sofort die Überlegenheit der Moldau. Die walachischen Bojaren sind wenig zahlreich, die meisten haben keine Titel, beinahe alle werden nur nach ihren Taufnamen genannt, die einander ohne jegliche Ordnung folgen. So erscheint in einer Urkunde Vladislavs zunächst ein Dragomir Udrişte, wahrscheinlich die rechte Hand des Wojwoden, dann ein Vornic und zuletzt ein Logofăt; auf diese folgen vier Bojaren mit Taufnamen und dem Namen des Vaters, zwei Spătarĭ, der Vistier, der Păharnic, der Stolnic, der Comis und der Stratornic, bei denen allen die Familie, der sie angehören, unbekannt bleibt [2]). In einer Urkunde von Ţepeş finden sich zwei Bojaren ohne Würde, dann der Vornic, der Vistier, der Stolnic, der Comis, der Păharnic,

1) Lannoy, Schiltberger; polnische Akten, in Chilia şi Cet.-Albă, S. 80, Anm. 3.

2) Arch. ist. I², S. 142.



der Stratornic und der Logofăt [1]). Nimmt man dagegen eine Urkunde Stephans, so sieht man in ihr zahlreiche stolze Bojaren erscheinen, deren Abkunft sich in den vorhergehenden, die inneren oder äufseren Verhältnisse behandelnden Aktenstücken sehr gut verfolgen läfst, und bei vielen sind die Familiennamen angegeben. Zwar ist noch immer, obwohl die Legende den Ursprung eines moldauischen Bojarenstandes und die Bildung eines geordneten, etikettemäfsigen Diwan dem alten Alexander zuschreibt [2]), die Rangordnung noch wenig ausgebildet, aber sofort auf den Fürsten folgen die Burggrafen, dann die grofsen Würdenträger des militärischen Landes, die pîrcălabĭ von Hotin, Cetatea-Albă, Neamţ, Roman und Orheĭ, ferner die Hofoffiziere: allen voran der Vornic, dann der Spătar, der Vistiernic, der Postelnic, cubicularius des Wojwoden, der Păharnic, der Stolnic und der Comis, neben denen erst in namenlosem Hintergrunde „alle unsere moldauischen Bojaren, grofse und kleine“ zusammen erscheinen [3]). Die Ordnung der Hofoffiziere bleibt immer dieselbe, diejenige der Burggrafen wechselt nur wenig und, bei Vergleich mit einer Schenkung Stephans vom Jahre 1463, ergibt sich, dafs Rang und Titulatur nur zum Teile der unter Alexander gebräuchlichen entspricht, dafs nach dieser Zeit Vervollständigungen vorgenommen wurden und dafs das Verdienst, sie eingeführt zu haben, Stephan zukommt [4]). Er hat etliche ältere Würden, wie z. B. die des Ploscar, abgeschafft, und in seinen letzten Jahren vergab er eine Ehrenstelle, deren Inhaber selbst noch über dem Spătar rangierte, dem ehemaligen Burggrafen, jetzigen Pförtner von Suczawa, der später, nach polnischem Muster, auch Hatman genannt wurde [5]).

Unter den walachischen Bojaren waren gewifs viele transdanubischen Ursprungs: Flüchtlinge, die nach der Unterjochung des bulgarischen und serbischen Staates, oder nach der Belagerung der Byzantiner in ihrer glänzenden, aber armen Hauptstadt

1) Bogdan, Vlad Ţepeş, S. 75.

2) Ureche, Ausgabe Kogălniceanu, S. 137—139.

3) Urkunde von 1472, in Orest Popescul, S. 11.

4) Vgl. Popescul, S. 19; Arch. ist. I[1], S. 154; Studiĭ şi doc., V, S. 385 bis 386.

5) Studiĭ şi doc. V, S. 387.

ihre Heimat verlassen hatten. Nach dem Namen können wir Serben und Bulgaren selbstverständlich nicht unterscheiden, aber in einem Sarandino oder Sinadino erkennt man sofort den Griechen [1], wie auch in Kalojanni, aber mit der Ausnahme von Harvat, Horváth, sind fremde Elemente aus dem Norden, die sich viel besser zum Kriege als für Ränke und verräterische Umtriebe eignen, nicht vertreten. In der Moldau dagegen findet man in den Reihen der Bojaren, neben Ungarn oder Ungureni, wie der Comis Şandru einer ist, viele Ruthenen: Dajbog, Iaţco Hudici, den Vistiernic Iuga, dessen Tochter Sophia auch „Sobţea" heifst [2]; der Deutsche Lucian Hermann spielt eine grofse Rolle in der Moldau des 15. Jahrhunderts [3]), von den Griechen aber ist nur in den späteren Jahren der Vistiernic Kirakola zu nennen [4]).

Die grofsen moldauischen Bojaren treten überall ans Licht, durch ihre Zeugenschaft in den Urkunden nicht minder als durch ihre Taten in den Kriegen; die kleinen Bojaren dagegen treten nur spärlich hervor. Zu Reichtum und Bedeutung im Staate waren meistenteils diejenigen gelangt, denen der Wojwode Besitz, ausgedehnten Besitz in der „Wüste", d. h. in dem besitzerlosen Lande, dessen es hier noch genug gab, geschenkt hatte. In der Walachei dagegen hatte keine Einwanderung (descensus) aus fremdem Gebiete stattgehabt: die „Grofs-Wojwodschaft" eines Basarab war von innen heraus entstanden. In der bergigen Gegend, die den Bewohnern zu dem Namen „Munteni" und ihrem Lande zu der Bezeichnung „Muntenia" [5]) verhalf, gab es viele Bojaren, aber alle waren nur arme hobereaux, bäuerliche Herren eines kleinen Stückes Berg oder Bodens, die sich nur in geringem Mafse von den benachbarten Bauern unterschieden. Die поустина, die Wüste, war hier an der Donau zu suchen. Nachdem der walachische Fürst diese Grenze gewonnen hatte, hielt er es für klüger, statt wie in der Moldau, das öde Gebiet seinen Bojaren zu schenken

---

1) Bogdan, Documente şi Regeste, Alphab. Register.

2) Popescul, S. 14.

3) Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, unter diesen Namen. Vgl. den Aufsatz J. Bogdans über den Gedenkstein in Cetatea-Albă, Conv. lit., Jahrgang 1900.

4) Arch. ist. I^1, S. 116.

5) Vgl. auch Hurmuzaki II^2, S. 549.

mit dem Rechte, davon so viel in Besitz zu nehmen, wie sie wollten und konnten, und „Griechen und Serben" usw., d. h. allerlei Flüchtlinge in dieser slobozie aufzunehmen, ganze Massen von bulgarischen, gewifs auch serbischen Bauern, mit ausgedehnten Freiheiten, anzusiedeln, wie dieses unter Vlad Dracul, Radu dem Grofsen und Mihaĭ Viteazul geschehen ist [1]). Edelleute, wie sie es hier gab, waren zu schwach, um eine Stütze des Staates zu sein, aber stark genug, um seine Lage zu verschlimmern, zu ehrgeizig, zu zahlreich, zu eng mit den Bauern verbunden, um friedlich unter dem Zepter des Wojwoden zu leben. Zur Verteidigung nur wenig brauchbar, besonders seitdem ihre Zahl noch gröfser geworden war und die Einwanderer zugenommen hatten, waren sie für eine ruhige Entwickelung gefährlich. Weil das ungeschriebene Recht des rumänischen Volkes jedem Blutsverwandten das Recht zur Thronfolge zugestand, machten sie die Bewerbung um die Krone zu ihrem ausschliefslichen, für Land und Leute verderblichen Sport, während unter Stephan und seinen Nachfolgern die grofsen Bojaren der Moldau für die Verteidigung und die Ausdehnung der Grenzen ihres Vaterlandes kämpften.

Ein späterer Chronist, der alte slavische chronikalische Aufzeichnungen ins Rumänische übersetzte, beginnt seine Erzählung vom „alten und guten Stephan-Vodă" mit den Worten: „Sich für gröfsere Taten vorbereitend, suchte Stephan-Vodă nicht das Land zu organisieren, sondern er rüstete sich zum Kriege: er verteilte Fahnen an sein Heer und gab ihm Hotnogen und Hauptleute (căpitanĭ) zu Befehlshabern" [2]). In der Zeit Stephans war das Wort hotnog — nach dem magyarischen hadnágy — noch unbekannt und wurde gewifs erst im 16. Jahrhundert durch die ungarischen Hauptleute der ungarischen Leibgarde der Fürsten eingeführt; căpitan gehört zwar dem alten Sprachschatze an, bezeichnet aber in den gleichzeitigen Quellen nicht eine militärische Würde. Das Heer des grofsen Stephan war in der

---

1) Studiĭ şi doc. III, S. xxvi, xxviii, xlii; Hurmuzaki, XII, im J. 1598. Davon kommt der Name von Vlaşca für einen grofsen Teil des Donautales, von den übersiedelten Bulgaren gegeben und von den Rumänen entlehnt.

2) Ureche, S. 152.

Tat nicht so organisiert, wie Ureche im 17. Jahrhundert annahm.

In erster Linie bestand es aus den „grofsen und kleinen“ Bojaren, die alle Heeresdienst leisten mufsten und vom Fürsten direkt für einen bestimmten Tag zusammenberufen wurden. Sie kamen von ihren Höfen [1]), welche zum Teile, wie noch Spuren in dem nördlichen Teile der Walachei verraten, mit Türmen und hohen Mauern befestigt waren: das Pferd, das Kriegsgewand, die Waffen waren ihr eigen; die letzteren bestanden aus hastae, rum. sulițĭ, aus hölzernen Keulen, măciucĭ, und Schwertern, săbiĭ, Worte, die auch die siebenbürgischen Sachsen übernommen haben. Die grofsen Würdenträger, die Räte des Fürsten, die Burggrafen, waren gleichzeitig auch die Führer solcher Bojarenschwärme. Mit Ausnahme dieser letzten wurden die Reiterkorps der Bojaren, die sich den ungarischen Banderien vergleichen lassen, nach dem Siege oder nach der Niederlage, bezw. nach dem festlichen Schmause, der dem ersteren folgte, „nach Haus“ entlassen, bis dem Lande wieder einmal Gefahr drohte.

Neben den Bojaren kämpften aber auch andere Truppen, welche in den slavischen Chroniken „Vitezĭ“ (витази), d. h. milites, oder юнашн, Tapfere, und хьсари, Husaren, genannt werden. Die milites wurden als Belohnung für kriegerische Verdienste nach der Rückkehr vom Kriege durch fürstliche Gnade ernannt. Ihre Stellung glich der der ungarischen milites curiae, und darum wurden sie auch Curtenĭ (Curte = Curia) genannt. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts betrug die Zahl der nach Stephans Weise eingerichteten equites aulae 3000. Sold bekamen sie nicht, aber sie wurden durch Verleihung von Gütern, die Curtenie hiefsen und einer besonderen Steuer unterlagen, belohnt [2]). Die anderen waren — ähnliche Einrichtungen gab es später, im 16. Jahrhundert, in der Walachei — entweder Leute, die von gewissen Steuern befreit waren, den besonderen Namen Hănsarĭ, in der Walachei Roșĭ, trugen und mit bestimmten

---

1) Двор, curte.

2) Vgl. Reichersdorf, Chorographia Moldaviae, in Papiu, Tesaur, III, S. 138; Golski, Sprawa rycerska, in Arch. ist. I [2], S. 160; Studiĭ și doc., V, S. 16, nr. 70. Vgl. Studiĭ și doc., V, S. 6—7, nr. 26, 33.

Waffen unter den mit Heiligenbildern geschmückten Fahnen erscheinen mufsten, oder freie Bauern, „Voinicĭ".

Die Bojaren mit ihren Söhnen konnten nur einen kleinen Bruchteil des moldauischen Heeres bilden; die Curtenĭ und Hănsarĭ waren auch nicht allzu zahlreich. Am stärksten war unter dem Banner des Wojwoden die bäuerliche Bevölkerung vertreten: vom Pfluge und von den Herden kamen sie mit ihrer gewöhnlichen, bis heute erhaltenen uralten Kleidung: die căciulă von schwarzem Lammfelle, in der Moldau hoch aufgetürmt, das rauhe Hemd, das braune Mäntelchen, sucman genannt, oder die Lederjacke, cojoc, enge Beinkleider von Leinwand, vom Knie abwärts gekräuselt, und zusammengebundene rohe Lederstücke bildeten diese „Uniform" der Arbeit und des Krieges, die den prachtliebenden Polen ein wenig unscheinbar, „dunkel", vorkam. Das wallende, lockige Haar, das energische Gesicht, die grofsen, meist schwarzen oder kastanienbraunen Augen verliehen aber den Bauern mehr als Flittergold und farbige Paradekleider ein militärisches Aussehen, dasjenige hartnäckiger, unbezwingbarer Krieger. Die reichsten — und beträchtlicher Reichtum war in dieser Zeit nichts Ungewöhnliches — erschienen auf ihren eigenen Pferden, kleinen, ausdauernden, gehorsamen Tieren, die bei kärglicher Nahrung viel Arbeit zu leisten vermochten. Sättel brauchten die Söhne des Gebirges oder des welligen Hügellandes nicht; aus einem beliebigen Strange oder einer Baumrinde machten sie sich einen Zaum, und diese Montur genügte. Als Waffen dienten ihnen dieselben Keulen, mit denen sie die Herden bewachten, die Sicheln und Sensen, mit denen sie ernteten, und dieselben Äxte mufsten Holz und Schädel spalten; die Bogen, mit denen man den Vogel erlegte, wurden auf den Feind gerichtet, und aus Zweigen verfertigten sie sich kleine Schilde. Die Fufstruppen bestanden ausschliefslich aus Bauern und Hirten, und im Innern des Landes mufsten diese auch, um dem Feinde die Wege zu versperren, Bäume im Walde fällen und Verhaue herrichten, Saaten und Dörfer verbrennen und die aufkeimende Kultur durch Brand in schützende Wildnis verwandeln. Das war ein moldauisches Heer, gefürchtet aufserhalb der Grenzen des Vaterlandes, innerhalb derselben aber unbezwingbar selbst nach der Niederlage: das ge-

schlagene Heer brach sich doch — wie wir es in der Gegenwart bei den Buren erlebt haben — in schnell fliehenden Banden, von denen jede die Einwohnerschaft eines Dorfes oder einer Gegend darstellte, Bahn, und auf Befehl ihres Domn vereinten sie sich wieder an bestimmter Stelle und zu gegebener Stunde zum geordneten Heer [1]).

Die Stärke dieses mächtigen Verteidigungssystems lag, wie schon mehrmals betont wurde, bei dem freien Bauern. Er war so nützlich und der Staat war in so hohem Maſse auf seine breiten Schultern aufgebaut, daſs sich niemand seine Freiheit anzutasten erdreistete. Nach allen den Umwandlungen, die seit dem gelungenen Abenteuer Bogdans des Begründers im Lande vor sich gegangen waren, fanden sich in der Moldau zweierlei Bauern. Die einheimischen, die die Eroberer schon vorgefunden hatten, behielten ihre Felder und standen wie früher unter ihren juzĭ oder vătămanĭ; am Hofe des Wojwoden erschienen sie nur, wenn sie bei Streitigkeiten um Grund und Boden eine höhere Instanz anriefen; demselben obersten Richter waren sie für begangene Verbrechen verantwortlich; der Domn empfing auch von ihnen den Zehnten. In der „Öde" hatten auſserdem die Klöster und Bojaren Land erhalten und mit Bewilligung des Fürsten fremde Kolonisten angesiedelt: diese befanden sich in den ersten Zeiten dem steuerfordernden Staate gegenüber in derselben Lage, dabei aber schuldeten sie auch dem Grundherrn eine gewisse Fronarbeit, die clacă, und je nach den verabredeten Bedingungen auch andere Dienste und Geschenke. Auf Klostergrunde hatte der Abt das Recht auf die fürstlichen Zölle, Mühlen und Weideplätze und übte auch die Gerichtsbarkeit aus.

Nun hieſsen für den einheimischen Bauern diese Fremden, die sich ihm politischer Ursachen halber zugesellten, vecinĭ, Nachbarn, während sie selbst eine höhere Stellung genossen: in der Walachei ist ihr Name moşnenĭ, Nachfolger des Dorfstifters, und dem entspricht in der Moldau die Bezeichnung răzăşĭ (aus

1) Für diese Militärverhältnisse s. besonders die Beschreibung der Zustände im Făgăraşer Lande, in meinen Sate şi preoţĭ, S. 143 ff.; die Beschreibung von Golski; den Bericht des Venetianer Arztes Matthäus von Murano, in Hurmuzaki, VIII, i. J. 1502, S. 37.

razǎ, im Sinne des französischen rayon). Aber selbst die Fremden besafsen in dieser guten Zeit des harmonischen Zusammenlebens, in der sich die Klassen nicht feindlich gegenüberstanden, in der das Land stark war in seiner Einheit vom kleinsten Bauern bis zum höchsten, dem gekrönten Domn der Bauern, — ihre Mut erzeugende Freiheit.

Jobbagyen, unfreie Leute, waren nur die Tataren des Fürsten, die bei Schenkungen mit dem Boden zugleich vergeben werden; dann vielleicht die ruthenischen und rumänischen Bauern in dem von Polen überkommenen sepeniker und pokutischen Gebiete, endlich alle Flüchtlinge aus fremden Landen. So klagen die Szekler 1493, dafs sie sich, wenn sie entweichen, in der Moldau und der Walachei dem dortigen Fürsten als Jobbagyen ergeben müssen [1]). Später wurden solche heimatlose Fremde als „Zigeuner des Fürsten" in Beschlag genommen und traten mit allen ihren Nachkommen in die Sklaverei [2]). Aber in dieser Zeit waren auch die Zigeuner, die in Urkunden erwähnt wurden, keine eigentlichen Haussklaven, weil sie nicht persönlich, sondern nur mit dem ganzen sălaş verkauft werden durften und weil sie weniger zu Hausarbeiten als, wie die Jobbagyen auch, zur Bebauung der Felder verwendet wurden [3]).

In der Walachei dagegen waren die Bojaren zahlreich, sie lebten viel auf ihrem Grund und Boden und standen dem Bauer zu nahe; die fürstliche Autorität stand ihnen zu fern, und die Lage der arbeitenden Klasse war merklich schlechter als in der Moldau, und dieses Unterliegen des älteren Fürstentums zeigt sich auch noch in manchen anderen Verhältnissen.

Die Walachei hatte noch keine ständige Hauptstadt. Argeş wurde zwar seit Mircea und Mihail, dem Sohne Mirceas, ja auch von Dan II. und Vlad Dracul als Residenz benutzt, aber letzerer stieg bis Tîrgovişte hinunter, und sein Nachfolger Vladislav-Dan urkundet auch aus dieser Stadt. Die Freunde der Türken, die nach ihm auf den Fürstenstuhl kamen, gingen bis Bucureştĭ, der „Burg an der

1) „Se Waywodis dictorum regnorum in iobbagionem dederunt"; Hurmuzaki II², S. 345.

2) Meine Doc. relative la familia Callimachi, I, S. 247—248.

3) Arch. ist. I¹, S. 121.

Dîmbovița", wo sie sich beinahe unter dem Schutze der mächtigen Festung Giurgiu befanden. Die Bedeutung der alten județe als Landeinteilungsbezirke war verschwunden, und sie erhielten auch keinen neuen Inhalt: in den fürstlichen Bestätigungsurkunden wird die Lage der Dörfer nur nach den in der Nähe fliefsenden Wässern bestimmt. Das Gebiet jenseits des Olt dagegen galt noch immer als eine auf einer anderen Vergangenheit ruhende Einheit, und die Fürsten schreiben an „oltenische Bojaren" mehr ratend als befehlend [1]). Nachdem im Anfange des 16. Jahrhunderts die Burg Severin in türkische Hände geraten war, residierte in Craiova ein walachischer Ban, der ebenso wie der Fürst die höchste Gerichtsbarkeit ausübte und tatsächlich fürstliche Insignien, eine eigene Fahne, die grapă, sich vortragen liefs [2]). Die kirchliche Zentralbehörde fristete ein ärmliches Dasein in dunklen Verhältnissen, so dafs nicht einmal ein zuverlässiges, altes Verzeichnis der walachischen Metropoliten auf uns gekommen ist. Die Frage der Suffraganbischöfe war noch immer nicht entschieden. Anthimos, „Bischof eines Teiles von Ungro-Vlachien", später „des Teiles gegen Severin" genannt, hatte nicht den Mut, tatsächlich aus Konstantinopel in seine Diözese zu kommen, und als er starb, erhielt er keinen Nachfolger [3]): erst unter dem vierten Basarab, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, kam ein fremder griechischer Prälat ins Land, und jetzt erst ergriff man Mafsregeln, um die walachische Kirche zu organisieren. Aufser den nikodimischen Stiftungen entstanden nur zwei bedeutende Klöster, und zwar beide in der Ebene Snagovul und Tînganul, die sich aber beide mit den gleichzeitigen Bauten in der Moldau nicht eigentlich vergleichen lassen [4]). Von diesen Klöstern, alten und neuen, ist jedoch keine bedeutende Kulturbewegung ausgegangen: slavische kalligraphische Arbeiten walachischen Ursprungs sind unbekannt,

1) Bogdan, Rel. cu Brașovul, S. 58.

2) Chronik des Constantin Căpitanul, Ausg. Jorga, S. 165.

3) Miklosich-Müller, I, II, passim. Neues über die walachischen Metropoliten bei Bogdan, Rel. cu Brașovul, S. 306 ff.

4) „Offizielle" walachische Chronik, in Magazinul istoric, IV, S. 234; über Snagov eine Broschüre des Architekten G. Mandrea, Bukarest, 1900, mit Abbildungen.

und als der Kompilator des 17. Jahrhunderts Materialien für die ältere Geschichte des Fürstentums suchte, fand er nur armselige Aufzeichnungen in etlichen älteren Klöstern, mit denen er so gut wie nichts anfangen konnte.

Ganz anders steht es mit der Moldau. Die Fürsten huldigten hier der Gewohnheit, die sie bis spät beibehielten, einmal im Jahre das ganze Land zu durchreisen, von einem Kloster zum anderen zu ziehen und auch in den grofsen und kleinen Städten, in den fürstlichen Weingärten, wie zu Cotnarĭ und Huşĭ, für einige Tage Aufenthalt zu nehmen. Aber die ständige Hauptstadt des Fürstentums blieb von der Frühzeit an bis nach 1550 Suczawa, wo eine mächtige Burg erbaut wurde [1]). Das Land war in Ţinuturĭ, Bezirke, eingeteilt, deren es unter Petru Şchiopul zu Ende des 16. Jahrhunderts zweiundzwanzig gab [2]). In jeder Bezirksstadt war die fürstliche Gewalt durch vătaşĭ, die Steuererlafs genossen [3]), und in besonderen Fällen durch einen Bojaren höheren Ranges vertreten. Darunter lagen freie Zufluchtsstätten, sloboziĭ, und Umzäunungen oder ocoale, wo die Bürger ihr Vieh weiden liefsen, ihr Holz sammelten und ihre Hörigen ansiedelten.

Die Kirche war seit Alexander dem Alten stramm organisiert. An der Spitze stand der Metropolit von Suczawa und unter ihm der Suffragan in der „unteren Burg", in Roman [4]). Zu diesen beiden fügte nun Stephan, noch bevor er in den Jahren 1479 bis 1480 die alte Klosterkirche von Rădăuţĭ erneuerte und die Gräber seiner Ahnen mit neuen Steinen bedecken liefs [5]), als drittes Bistum das von Rădauţĭ hinzu: 1463 bestand es noch nicht, während es schon 1472 erwähnt [6]) und 1480 derselbe Bischof Ioanichie auch in den schon berührten Grabinschriften genannt

1) S. über die dort, von Romsdorfer, unternommenen Ausgrabungen das Jahrbuch des Bukowiner Landesmuseums und eine zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse vom selben. Ihm verdanken wir auch eine gute Arbeit über das Schlofs Neamţ, mit Abbildungen.

2) Hurmuzaki, XI, S. 219—220, nr. CCCLII.

3) Ebenda.

4) S. Studiĭ şi doc., V, S. 386, nr. 1.

5) Melchisedek, in den Denkschriften der rumänischen Akademie, VII, S. 267—270; Kozak, a. a. O.

6) Wichenhauser, Putna, S. 159.

wird [1]). Die auf solche Art organisierte moldauische Kirche befand sich nicht mehr in Abhängigkeit vom Konstantinopolitanischen Patriarchate, das 1439 zu Florenz die seelenverderbende Union mit den Abendländern unterzeichnet hatte, wenn auch der Metropolit der Moldau Damian und sein Protopop Konstantin bei jenem Akte anwesend gewesen waren [2]). Ein gewisser Theoktist hatte 1451 die Erbschaft des „ketzerischen" Damian übernommen, und dieser Theoktist hatte sein geistliches Amt vom rechtgläubig gebliebenen Patriarchen zu Achrida empfangen, obgleich der Brief, in dem Stephan selbst um diese Gunst bittet, als eine Fälschung zu betrachten ist [3]). Neben dem Metropoliten Theoktist und dem romaner Bischof Tarasie erscheinen in einer Schenkungsurkunde von 1463 noch die vier „Popen", die den grofsen Mönchsgemeinden der Moldau vorstanden: Theodor von Bistriţa, der als Vorsteher des ersten moldauischen Klosters den anderen an Rang voransteht, Ioasaf von Neamţ, Anastasie von Moldaviţa und Stahie von dem neueren Gotteshause Pobrata. Im Jahre 1466 begann Stephan unter dem frommen Einflusse des grofsen Metropoliten Theoktist den Bau eines viel schöneren Klosters, zur Erinnerung an einen grofsen Erfolg seiner Politik. Putna, in der heutigen Bukowina, wurde schon 1469 feierlich geweiht, wobei sich über sechzig Mitglieder des moldauischen Klerus einfanden. Ioasaf von Neamţ erhielt die Leitung dieses gröfseren Gotteshauses, und unter ihm begann ein unbekannter Mönch, unter Benutzung der älteren Aufzeichnungen von Bistriţa, über Alexander Olechno (den Jungen) und seine Familie, eine in korrekter slovenischer Sprache geschriebene Chronik des moldauischen Landes, in der er auch als Zeitgenosse über die glücklichen und unglücklichen Ereignisse unter Stephan berichtete. In Neamţ und in anderen Klöstern

1) Vgl. Studiĭ şi doc., V, S. 386, nr. 1. Vgl. Uricariul XVIII, S. 58 ff. Früher, seit den Tagen Alexanders des Guten, residierte hier nur ein sehr reichbegüterter Abt, welcher über die älteren Fürstengräber wachte.

2) Notes et extr. II, S. 10 und Anm. 1; vgl. Hurmuzaki I², zum J. 1435, die Unterhandlungen des Papstes mit dem Metropoliten Gregorius.

3) Rumänische Übersetzung einer Korrespondenz, die im Kloster Rylo von Gregorovič abgeschrieben wurde, in Magazinul istoric, I, S. 277—278; das Original im serbischen Glasnik, VII, S. 177. Vgl. Bogdan, Vechile cron. S. 251, nr. 14; Jireček, Byzantinische Zeitschr. 1904, S. 200.

schrieben die kundigen Hände gelehrter, künstlerisch begabter Brüder tadellose slavische Handschriften mit schönen Heiligenbildern [1]). In jedem bedeutenderen Orte endlich erstanden Kirchen und Klöster von der Hand abendländischer, wahrscheinlich russisch-polnischer Meister, und durch diese Zeichen des Dankes, die dem Himmel für den stets gespendeten Sieg errichtet wurden, bekam die Moldau ihre schönsten älteren Bauwerke.

II. Die politische Geschichte Stephans findet, was das Land selbst betrifft, in Vorstehendem ihre Erklärung.

Eine grofse Gefahr allerdings bestand im Anfange für die Moldau Stephans. Ungarn lebte unter Ladislaus Posthumus nur für seine inneren Kämpfe; sein hochbegabter Nachfolger Matthias, der Sohn des alten Hunyady, hatte zuerst im Kampfe mit dem titelsüchtigen deutschen Kaiser andere Fragen zu lösen. Selbst die vordem so nachgiebige Walachei schüttelte das Joch einer unnützen Suzeränität ab; der neue Vlad, der gleich nach dem Tode seines Beschützers Hunyady Ungarn Treue geschworen hatte, begann jetzt die siebenbürgischen Nachbarn zu beunruhigen, bei denen sich ein Verwandter von ihm, der Bruder des getöteten Wojwoden Vladislav-Dan, auf Befehl des Königs aufhielt, sowie ein ehemaliger Mönch, Vlad mit Namen, als Prätendent gegen ihn auftrat. Nach Matthias' Thronbesteigung erlaubte sich der walachische Wüstling grausame Verbrechen gegen die Kronstädter: ihr Gebiet ward verheert, ihre Kaufleute und Boten wurden gepfählt, ohne dafs er seines Nebenbuhlers Dan habhaft werden konnte. Matthias sandte im Frühling 1460 jenen Fürstensohn mit zahlreichen Bojaren aus, um den „Tyrannen“ zu verjagen; doch Vlad siegte und liefs seinen Feind feierlichst in der von ihm so geliebten Weise hinrichten. Das Gebiet Almaş wurde verheert, und dazu hatte er sich durch Vertrag mit den Türken deren Hilfe versichert.

Polen unternahm keine Schritte, um Peter Aron zurückzuführen, und die Einfälle Stephans in die benachbarten Provinzen des Reiches blieben unbeantwortet. An eine Erneuerung des Lehnseides war für den Augenblick nicht zu denken, und so war die

1) Vgl. meine Gesch. der rum. Literatur im XVII. Jahrhundert II, S. 531 ff.; Geschichte der kirchlichen Literatur bis 1688 (rumänisch), 1904.

Moldau ohne grofse Opfer wieder frei geworden. Am 4. April 1459 schlofs endlich Stephan in seinem Lager am Dnjestr einen Vertrag mit den Offizieren an der Grenze, worin er auf die augenblickliche Rückeroberung des von Polen besetzten Hotin verzichtete und für den Fall, dafs der König in Reufsen erschiene, seine Huldigung in Aussicht stellte; dabei erhielt er das Versprechen, dafs Peter Aron seiner ehemaligen Heimat nicht zu nahe kommen würde [1]. Die Anhänger des letzteren hatte er begnadigt, und so standen beinahe alle Bojaren des Landes zu dem neuen jungen Herrscher [2].

In jenem Vertrage spricht Stephan von einem bevorstehenden Kriege zwischen Polen und „den Heiden", womit wahrscheinlich die Tataren gemeint sind. Aber zu einem grofsen Rückeroberungszug gegen die Osmanen, zu einer Rache für den Tag von Warna rüstete man sich überall in Europa, und zwar unter der Führung eines Papstes, der in freundschaftlichen Beziehungen zu Johann Hunyady gestanden hatte und als Humanist in der barbarischen Herrschaft über den klassischen Boden Griechenlands eine Schmach für sein Zeitalter sah. Während Pius II. seine grofse Kreuzzugsflotte ausrüstete — er selbst allerdings starb angesichts seines Werkes kurz vor der Abfahrt in Ancona —, regte sich auch in den Herzen der Donaufürsten wieder die Liebe zu der Christenheit, der auch sie angehörten. Vlad quälte jetzt an Stelle von Sachsen oder siebenbürgischen Rumänen lieber Türken, zu seiner täglichen Zerstreuung, auf Pfählen. Nachdem er sich mit Matthias versöhnt und sich eine katholische ungarische Frau zu nehmen gelobt hatte, wollten ihn die Donautürken mit süfsen Worten zu sich locken und ihn gefangennehmen. Er kam zwar zur vorgeschlagenen Grenzregulierung und brachte angeblich den verlangten Tribut für drei Jahre und dazu fünfzig Knaben und fünfzig Pferde mit, aber in der Tat war er von einem kleinen Heere umgeben, das den Beg von Nikopolis in die Flucht schlug und Giurgiu durch Überrumpelung einnahm. Eine ganze Reihe kleiner Streifzüge folgte, und das Ergebnis war, dafs im Winter des Jahres 1462 von allen

1) **Hurmuzaki** II², S. 126—127.

2) Ebenda, S. 132, vgl. S. 683—685, auch S. 75 nr. 64; S. 67—68.

türkischen Festungen an den Donauufern nur noch Widdin unverbrannt dastand. Er wäre sogar, einen gewissen Mehemed-Pascha vor sich herjagend, so tief in das türkische Land eingedrungen, dafs selbst die Einwohner der grofsen Residenzstädte des in Morea weilenden Sultans für ihre Sicherheit fürchteten und sich zur Flucht wandten [1]). Einen grofsen persönlichen Zug gegen den Rebellen bereitete Mohammed II. für 1462 vor, und wenn man die überlieferte Zahl betrachtet, zu deren Höhe der Sultan sein Heer brachte, bekommt man den Eindruck, als hätte er damit nicht nur einen Fürstenwechsel erreichen, sondern das Land, wie vorher Serbien, Bulgarien und bald danach Bosnien, in dauernden Besitz nehmen wollen. Das war übrigens die gewöhnliche Politik des Eroberers von Konstantinopel, und deshalb hatte er diesmal, wie er im entgegengesetzten Falle wohl unzweifelhaft getan hätte, keinen gefügigen, unbedeutenden Prätendenten in seinem Gefolge.

Jedoch das Beginnen der über hunderttausend Krieger und Arbeiter zählenden Armee des Sultans war nicht von Erfolg begleitet. Zwar konnten die Türken ruhig die Donau bei Nikopolis überschreiten: keine walachischen Prahme traten den mächtigen „kaiserlichen" Galeeren entgegen, und der Weg nach Tîrgoviște stand offen. Aber bald hier, bald dort, in dunklen Nächten, an schwer zugänglichen Pässen, an Flüssen, die aus ihren Ufern getreten waren, kurz überall da, wo die Zahl der Kämpfer ihre Bedeutung verliert und dem Mutigen und dem Kenner der Örtlichkeit der Sieg winkt, erschien der unermüdliche Vlad mit seinen Reiterbanden, erschreckend, metzelnd und blitzschnell sich flüchtend. Der grausame Anblick erst vor kurzem gepfählter Muselmanen bot sich dem stolzen Eroberer dar und verfehlte gewifs seine Wirkung nicht. Endlich fanden die Türken in dem Lande, das die Verteidiger selbst gründlich verheert hatten, keine Nahrung, und wie gewöhnlich brach in der ungeheueren, an Hunger leidenden Menge die Seuche aus. Zum Glück für Mohammed erschien bei ihm Radu,

---

1) Venetianische Chronik bei Jorga, Acte și fragm. III [1], S. 12—14; Brief von Vlad selbst, bei Bogdan, Vlad Țepeș, S. 78—82 und die präzise Erzählung des Byzantiners Chalkokondylas.

der jüngere Bruder Vlads, ehemals eine berühmte männliche Schönheit des kaiserlichen Harems, und versprach, mit seiner Partei dem Kaiser pünktlich und gehorsam zu dienen, wenn er nur die Mittel erhalten würde, um sich als Fürst halten zu können. Das Verlangte ward huldvollst zugesagt, und die osmanische Macht wich bis an die Donau zurück, ohne die Grenzen des Reiches tatsächlich erweitert zu haben.

Vlad hatte sich schon zeitig um ungarische Hilfe bemüht, und Matthias dachte mit einem Schlage zweierlei zu erreichen: zuerst wollte er die Walachei vor einer türkischen Besitznahme retten und dann in der Moldau, an Stelle des stolzen Stephan, der zu huldigen vergessen hatte, der den nunmehr treuen Vlad wegen der alten „bessarabischen Grenzen" aus der Zeit Alexanders befehdete und 1461 das Szeklerland mit einem Raubzuge beehrt hatte [1]), Peter Aron einsetzen, der nach dem Vertrage von 1459 nach Ungarn geflohen war. Aber bis zu seiner Ankunft vollzogen sich wichtige Dinge. Die türkische Flotte ging nach Chilia, um die Festung und damit die Herrschaft über die Donaumündungen zu bekommen. Ungarn mit guten Geschützen lagen darin, aber der Fürst der Moldau hatte die historischen Rechte seines Landes auf Chilia nicht vergessen und erblickte zugleich ganz richtig im Besitz dieses Punktes eine geographische Notwendigkeit für seinen Staat. Deshalb eilte er nach dem Kriegsschauplatz, um die Beute, wenn möglich, für sich zu gewinnen. Seitdem er seinem Nachbar in Waffen gegenüberstand und seine Grenze im Süden auf dessen Kosten zu erweitern suchte, hatte Stephan endlich auch dem polnischen König die seit lange versprochene Huldigung, am 2. März, geleistet [2]), aber ohne irgendwelches Gebiet abzutreten. Im Juni stand er schon unter den Mauern von Chilia, aber auch Vlad eilte seinerseits persönlich zur Verteidigung des wichtigen Hafens herbei. Vor der Ankunft Vlads wurde Stephan am Fuſse verwundet und zog sich zurück; die Türken, von dem Miſserfolge in der Walachei benachrichtigt,

---

1) Die Moldauische Chronik.

2) Hurmuzaki II², S. 694—695, nr. 521; S. 696—697, nr. 522; S. 698 bis 699, nr. 523.



segelten nach Osten. Von diesen Feinden endlich befreit, wandte sich der ebenso energische wie grausame Pfähler und Christenritter gegen den unwürdigen Bruder. Dieser wollüstige Schwächling hatte die meisten Bojaren, die eben einen solchen Herrscher gern sahen, auf seiner Seite, und weil er die Familien der Krieger in ihrem Zufluchtsorte, vielleicht im Kloster Snagov gefangengenommen hatte, traten auch mißvergnügte Untertanen aus der Mitte der Gefährten Vlads unter sein halb weibisches Zepter. Der Sieger von Chilia aber floh, wütend und Rache schnaubend, nach Siebenbürgen, wo er vorher so viel Unheil angestiftet hatte.

Das geschah im August, und im September schon stand König Matthias in Torda. Unter Giskra entsendete er einen Vortrab, der mit Vlad selbst in die Walachei eindringen sollte. Dieser kam, gern und freudig, zugleich teuflische Rachepläne schmiedend, bis zum Passe Rucăr und schickte, um auch den Sultan mit seinem Vorhaben auszusöhnen, von hier aus einen Brief an Mohammed, mit fabelhaften Versprechungen; sogar Siebenbürgen wollte er ihm preisgeben, wenn nur seine Verbrechen gegen den Kaiser verziehen würden! Solche lügnerische Anerbieten waren in jener Zeit etwas Tägliches; hatte doch selbst Alexander, der Türkenschützling, den Ungarn unversöhnlichen Haß gegen die Heiden versprochen! Jedenfalls durfte aber ein solcher Brief nicht dem ungarischen König vor Augen kommen, aber vielleicht durch die Bemühung Radus oder die der so tief gekränkten Sachsen geschah gerade dies. Augenblicklich ward der Feldzug abgebrochen, und Vlad wanderte statt auf den Thron der Walachei in einen ungarischen Kerker, in dem er, unschuldige Tiere marternd, mehr als zehn Jahre seines besten Lebensalters verbrachte [1]).

Es folgten nun einige Jahre, während deren die Türken ihre Eroberungen in Bosnien und Albanien vervollständigten und

1) Der Brief in den Commentarii Pius' des II. (Ausgabe von 1614), S. 296 bis 297. Vgl. dazu die venetianischen Nachrichten in den Acta extera der magyarischen Akademie. Die Kritik in Chilia şi Cet.-Albă, S. 121—130; Studiĭ şi doc., S. xxx—xxxii. Für die Laufbahn Vlads vor 1462 s. meinen Aufsatz: Lucrurĭ nouă despre Vlad Ţepeş, in Conv. lit. von 1900. Im ganzen, über Ţepeş, das Buch von J. Bogdan, Vlad Ţepeş şi naraţiunile germane şi ruseştĭ asupra

ihrem Reiche eine feste Westgrenze verliehen; war es doch immer der grofse Traum des ehrgeizigen Sultans Mohammed gewesen, durch das gegenüberliegende Italien bis in das Herz der Christenheit vorzudringen! Der zweite Hunyady, bei dem die ungarische Krone nicht alle Tugenden des Vaters ersetzte, suchte zwar die türkischen Statthalter aus Bosnien zu verjagen und unternahm zu diesem Zwecke 1463 und 1464 zwei Züge nach Bosnien: die zwei dadurch gegründeten bosnischen Banate hatten selbstverständlich nicht langen Bestand, und der neuernannte König von Bosnien, Nikolaus Ujlaky, ein greiser Gefährte des alten Hunyady, regierte tatsächlich niemals. Noch 1465 kam der ungarische König in die südlichen Landschaften seines Reiches und im November stand er an der Save [1]). Zu gleicher Zeit beschäftigten ihn aber böhmische und österreichische Verwickelungen: und dabei handelte es sich um eine Erbschaft der Vergangenheit, auf die er nicht leichten Herzens verzichten wollte.

Stephan wufste diese Verhältnisse auszunutzen. Der bildschöne Radu war eine lächerliche Gestalt; er verdankte seine Existenz fast nur der Gunst seines Beschützers, und da diese ihm nicht helfen konnte, verlor er durch eine schlau vorbereitete Überrumpelung Chilia, wo im Januar 1465 wieder moldauische Pîrcălaben ihres Amtes walteten [2]).

Matthias antwortete erst 1467, und noch eine Provokation des moldauischen Fürsten war erforderlich, um den König zu einem Angriffe gegen die Moldau zu bewegen. Durch seine weitzielende Politik war Hunyady zu einem harten Bedrücker seiner Untertanen geworden, die ihm schwere Abgaben zahlen mufsten, ohne zu erfahren, wo ihr Geld hinkam. Besonders war man in Siebenbürgen, wo Graf Johann von Pösing und Sankt Georg, ein Deutscher aus Österreich, als Wojwode

---

luĭ (Bukarest 1896), mit verschiedenen Versionen der Ţepeşlegende, deutsch und russisch redigiert, und mit Ţepeşbildern. Neuerdings ist die volkstümliche Broschüre „Von dem Dracole Wayda, dem grofsen Tyrannen; gedruckt zu Augspurg durch Mattheum Francken“ im Faksimile, auf Kosten der rumänischen Akademie, neu herausgegeben worden. Vgl. auch oben S. 326, Anm. 2.

1) Gelcich, S. 624.

2) Chilia şi Cet.-Albă, S. 129.

waltete, mit diesen Gelderpressungen unzufrieden. Der sächsische Graf Roth bewog den Wojwoden dazu, daſs er sich zum Könige ausrufen lieſs, und Stephan, der davon erfuhr, sagte mit Vergnügen seine Hilfe zu. Truppen hatten sich bereits versammelt, als Matthias, von einem starken Heere umgeben, herbeieilte, um den Aufruhr zu dämpfen. Das gelang ihm leicht, und Blut floſs nur unter dem Beile des Henkers. Johann, der die Ehre des Königtums nur etliche Wochen genossen hatte, lieſs sich ruhig der Wojwodschaft berauben, und niemand erhob seine Stimme, um gegen die schnell vollzogenen Hinrichtungen Einspruch zu erheben. Nachdem nun alles wieder im alten Geleise war, zog Matthias, von Kronstadt aus, nach den Pässen, die zur Moldau führen, obwohl bei dem raschen Ende der Erhebung tatsächlich noch keine moldauischen Hilfstruppen zu den Aufständischen in Siebenbürgen gestoſsen waren. Matthias war an Winterfeldzüge gewöhnt und regte sich deshalb vor Mitte November nicht von der Stelle. Die Wege fand er durch Verhaue versperrt und lieſs sie in Eile wieder öffnen; von Trotuş ging er zum Flusse Sereth, folgte dessen Laufe bis Roman und lieſs die hölzernen Verteidigungswerke dieser Stadt in Flammen aufgehen; dem Moldovaflusse entlang gelangte endlich der stolze Sieger im Dezember nach Baia. Stephan hatte, wie von ungarischer Seite versichert wird, Friedensvorschläge gemacht, hatte aber eine Abweisung erfahren und fand nun ein besseres Mittel, um sich des Feindes zu entledigen. In tiefer Nacht drangen Tausende von Bauern in Baia ein, und im Lichte der brennenden kleinen Holzhäuser entspann sich ein hartnäckiger Kampf: nach solchen „Schlachten“ kann sich dann jede Partei des Sieges rühmen. Das steht aber fest, daſs Matthias seine Absicht, bis nach Suczawa vorzudringen, aufgab, daſs er mit fluchtartiger Schnelligkeit den gefährlichen Boden der Moldau verlieſs und daſs er vier Jahre lang im Rücken — „in spina dorsi“ — das schmerzende Eisen eines „walachischen“ Pfeiles zur Erinnerung an den Sieg oder an die Niederlage von Baia getragen hat [1]). Keinen Huldigungseid hat der moldauische Wojwode geleistet; er scheute sich auch nicht, den König durch einen Einfall in Sieben-

1) Bonfinius. Vgl. Długosz und die moldauische Chronik.

bürgen aufs neue zu beleidigen, und fand keine Ruhe, bis er nicht Peter Aron in seinen Händen hatte, um ihm das schwache, ehrgeizige Haupt abzuschneiden. Für lange Jahre fesselte das ferne Abendland die Aufmerksamkeit des ungarischen Königs; er kämpfte dort mit dem polnischen Prinzen Wladislaw um die Erbschaft des hussitischen Königs von Böhmen. Erst 1475 wurde er frei, gerade noch rechtzeitig, um sich in die Verwickelungen des Ostens hineinmischen zu können [1]).

Unterdessen hatte sich Stephan, trotz gelegentlicher Schläge, die er gegen die alle christlichen Gebiete in ihrer Nähe regelmäſsig besuchenden Tataren führte, auch der Walachei angenommen; wenigstens in den Verträgen hatte er seit langem neben der gelegentlichen Krankheit auch den Tatareneinfall als Entschuldigungsgrund angeführt.

Hier galt es, zuerst eine feste, haltbare Grenze zu gewinnen, östlich und westlich bis zur Linie des unteren Sereth vorzudringen, den Besitz des Bezirkes Putna, der dem Fürsten der Moldau schon seit den Tagen Alexanders des Groſsen gehörte, zu erobern und alle Festungen und Häfen in der Nähe, Crăciuna am Gebirge sowie Brăila zu verbrennen und zu schleifen. Zweitens muſste an Stelle des christlichen autonomen Gubernators des türkischen Kaisers in dem Schlosse an der Dîmbovița ein Freund, ein guter, tapferer Christ eingesetzt werden. Aber — und dies war das gröſste Unglück für die kräftige Entwickelung des kraftvollen, unglücklichen rumänischen Volkes — dieser Fürst durfte kein Sohn, kein Verwandter, kein Würdenträger des Moldauers sein, ja am allerwenigsten hätte der Moldauer selbst das Land für sich nehmen dürfen; denn ein uralter unausrottbarer Brauch, die heilige Landessitte, verlangte, daſs immer nur Mitglieder der alten Dynastie, nur Nachkömmlinge des ersten Wojwoden die Macht in ihren Händen haben sollten, und vom Stamme Mirceas war nur ein einziger Mann zum Herrscher berufen, und dieser eine Mann, fast dem Wahnsinn verfallen, saſs zu Ofen im Kerker und lieſs Mäuse den Tod am Pfahle sterben, während sich Stephan

1) Vgl. auch Chilia și Cet.-Albă, S. 130—131, 270—273 und den betreffenden Teil der Istoria luĭ Ștefan-cel-Mare.



mit allerlei unfähigen Menschen, ebenso untreuen wie unbrauchbaren, feigen, verdorbenen Epigonen helfen mufste.

Schon 1469 war die Rede von einem bevorstehenden Kriege zwischen dem aufstrebenden Moldauer und dem walachischen Schwächling, dessen Ohnmacht zu Eroberungen verlockte. Dieser hatte die Tataren gegen Stephan gehetzt; aber sie wurden bei Lipnic im heutigen Bessarabien im August aufgerieben, und das Erscheinen türkischer Schiffe an der Donau brachte Stephan keinen Erfolg. Die Feindseligkeiten verzögerten sich noch etliche Monate infolge unbekannter Ursachen, und erst im Winter des folgenden Jahres, im Februar 1470, ward Brăila von Stephan durch einen plötzlichen Einfall vernichtet. Das war ein schwerer Schlag für Radu, der bis Buzăŭ vorrückte, um dem Feinde die Spitze zu bieten, aber nicht einmal zu einer Schlacht kam. Die Türken rüsteten zum Angriff auf Negroponte, liefsen aber den Verlust ihres Schützlings, der sie selbst schwer genug traf, ungerächt. Zur gleichen Zeit war der lange, schwierige Krieg zwischen den Osmanen und ihren asiatischen Nebenbuhlern, den Tataren des mächtigen tatkräftigen Usun-Hassan, ausgebrochen, und 1473 mufste der Sultan selbst nach Asien hinüber. Das war eine gute Gelegenheit für die Unternehmungen des moldauischen Fürsten, der im Frühling des Jahres 1471 nach einem glücklichen Treffen zu Socĭ (7. März) den in die Moldau eingefallenen Radu verjagte und seine Bojaren hinrichten liefs. Der Flüchtling wandte sich zu den Donaubegen, jedoch wahrscheinlich war der von den Christen gefürchtete Alibeg oder sein Bruder Skender — es waren die Söhne Mihaloglis — nicht in seiner Residenz. Der Sieger konnte sein Werk nicht zu Ende führen, denn Radu kehrte zurück, befestigte die Burg Crăciuna, und der Moldauer verlangte die polnische Vermittelung, um die Sache zu entscheiden. Die scharfe gegenseitige Beobachtung der beiden Nachbarn dauerte das ganze Jahr 1472; Radu erkundigt sich furchtsam nach Stephan, forscht nach dessen Beziehungen zu den Szeklern, die, um den Verheerungszügen zu entgehen, ihm Zehnten entrichteten und Heeresfolge leisteten. Schon war der Bezirk Putna wie unter Alexander dem Alten in gesichertem moldauischen Besitz, als von Milcov aus, d. h. von der walachischen Grenze her, der dritte Zug gegen die

Walachei begann. Das war im Herbste 1473, als nach einem Siege über Usun den Turkmanen Mohammed II. ermüdet nach seiner kaiserlichen Residenz auf europäischen Boden zurückkehrte. Zehn Tage nach dem Aufbruche fand die Schlacht bei Cursul Apeĭ (Rîmnicul-Sărat) statt, und sie bedeutete einen Sieg Stephans; fünf Tage später begegnete dieser dem Besiegten wieder unter den Wällen der Burg Dîmbovița. Radu flüchtete, dem Feinde seine Familie und seinen Schatz als Beute zurücklassend, und in der jungen Prinzessin Voichița-Maria fand später der Eroberer seine künftige — dritte — Frau. Ein gewisser Laiot, der den fürstlichen Namen Basarab angenommen hatte — er hatte auch einen Sohn, der Basarab getauft war, und beide, der „senior“ und „iunior“, wie sie sich nannten und genannt wurden [1]), begegnen uns schon einige Jahre früher in Siebenbürgen bei Sighișoara —, wurde als Fürst eingesetzt: seine Rechte leitete er von seinem Vater Dan II. ab, dem er aber keineswegs glich. Unmittelbar darauf drangen die Azapen der donauischen Mihalogli, Radu mit sich führend, bis tief in die Moldau ein; trotzdem findet der Moldauer die Mittel, um seinem Feinde das Leben zu nehmen; Basarab aber erwirbt sich, ohne seinen Wohltäter zu fragen, die Gunst des Sultans und begleitet 1474 die Türken auf ihrem Zuge nach Asien [2]).

Durch diese Versöhnung mit seinem mächtigen Nachbarn an der Donau, dem Besitzer der Festungen am linken Ufer des Flusses — dies war allerdings eine Notwendigkeit für jeden

1) старз und младъ, senior und iunior. In einer Urkunde des jüngeren Basarab, welche ausgestellt wurde, als der senior noch lebte, spricht der erstere von seinem „verstorbenen“ Vater. Dieses wäre ein Grund, um einen anderen verwandtschaftlichen Nexus zwischen den beiden Basarab anzunehmen. Aber die Urkunde ist nur in einer späteren Übersetzung erhalten, so dafs man keinen sicheren Schlufs daraus ziehen kann. S. Conv. lit. 1903, 1. Mai. Übrigens nennt sich der jüngere Basarab, Sohn eines Basarab, und einen anderen Fürsten als den Prätendenten mit diesem Namen kann man zurzeit nicht herausfinden. S. meine Istoria luĭ Ștefan, S. 327—329.

2) Ramusio, Navigazioni e viaggi, II, S. 67; Bogdan, Rel. cu Braș. S. 78—79. Für alles andere, die moldauische Chronik. Vgl. Chilia și Cet.-Albă, S. 132 ff.; Studiĭ și doc. III, S. xxxiv ff. Eine ziemlich gute Monographie über Radu cel Frumos ist die von A. Lăpědatu, in der Zeitschrift Transilvania, Jahrgang XXXIII (1902).



mittelmäſsigen Mann, der das walachische Zepter in seine Hände nahm —, hatte sich Basarab von Stephan getrennt. Dieser verzieh ihm das nicht und konnte es ihm nicht verzeihen, denn, wenn ein türkischer Vasall in Bucureştĭ saſs, dann rückte die Grenze der „Heiden“ bis an den Milcov vor. Wieder überschritt ein moldauisches Heer dieses Grenzflüſschen, allen Drohungen zum Trotz, die schon vorher die Türken gegen Stephan ausgestoſsen hatten. Der moldauische Fürst war zwar noch ein Feind des ungarischen Königs, aber mit dem beinahe unabhängigen, tapferen Vizewojwoden von Siebenbürgen und mit den Szeklern stand er in guten Beziehungen. Während nun die Moldauer das Schloſs Teleajin brandschatzten, stiegen die Ungarn vom Gebirge herab, wurden zwar zuerst geschlagen, siegten aber in einem zweiten Treffen am 20. Oktober 1474: ihr Schützling und derjenige Stephans, der jüngere Basarab, errang dadurch für etliche Wochen die Herrschaft über die Walachei.

Giurgiu lag so nahe an der Hauptstadt des halbunterjochten Landes, daſs der allmächtige Alibeg bald Gelegenheit fand, den vom Sultan anerkannten Fürsten Basarab „senior“ wiedereinzusetzen, und wieder brandschatzten die Azapen strafend jenseits der Grenze.

Dazu verlangte ein Gesandter des Sultans, der jetzt den asiatischen Kriegen ein glorreiches Ende gesetzt hatte, wie gewöhnlich, den Tribut für die verflossenen Jahre und die Rückgabe von Chilia; er wurde aber natürlich abgewiesen [1]. Stephan blieb in Vasluiŭ und ergriff dort alle Maſsregeln zu Verteidigung.

Zuerst berief er die Bojaren zu sich und das ganze Land, ţara, um mit Curtenen und Husaren die Unabhängigkeit aller und das gröſsere oder kleinere Stück moldauischen Bodens eines jeden kämpfend zu verteidigen. Die Szekler aus den beiden zinspflichtigen Stühlen Udvarhély und Csik wurden aufgeboten; ob der polnische dominus ein Hilfskorps geschickt hat, bleibt unentschieden. Unter den Ungarn des kleinen Heeres befand

---

1) Długosz. Vgl. die Akten bei Gelcich, Hurmuzaki II² und in den Monumenta Vaticana Hung. historiam illustrantia; zitiert in Chilia şi Cet.-Albă, S. 138 ff.

sich aber noch nicht der grausame Held Vlad Dracul, der seit kurzer Zeit seine Freiheit wiedererlangt hatte und nach menschlichem Blute lechzte.

Bis auf das Lager ward alles verlassen und gründlich verbrannt: „ein jeder zerstörte sein eigen Haus“, um den Feind auszuhungern. Mitten im harten Winter erschien nun Soliman-Pascha, der Eunuche (Hadum-Soliman), mit einem gewaltigen Heere und schleppte auch den elenden Basarab den älteren mit sich. Während kleinere Abteilungen Chilia und Cetatea-Albă belagerten, rückte er selbst bis zum befestigten Lager, nördlich von Vasluiŭ, vor, wo seit mehreren Wochen Stephan unbeweglich stand. Die unübersichtliche Landschaft mit ihren vielen Hügeln, dunklen Wäldern, tiefen Flüssen und breiten Morästen und dazu das Wetter — es herrschte ein dichter Nebel, der alles verhüllte, — machte Fremden jede Orientierung unmöglich. Am 10. Januar 1475 boten die Moldauer beim Anbruch des Tages aus dem unsichtbaren verschanzten Lauerorte den Türken den Morgengrufs in Gestalt unzähliger Pfeile. An schöne Schlachtfelder in breiten südlichen Ebenen gewöhnt, kamen die Türken ins Weichen, und es genügten einige energische Hiebe von seiten des Fufsvolkes, um sie in die Flucht zu schlagen. Die Reiter taten dann das ihrige und bedeckten die ganze Gegend bis zum „Vad“ von Oblucița (Isaccea) mit den Leichen der tapferen Söhne des „unüberwindlichen“ Sultans. Durch ein strenges viertägiges Fasten bei Brot und Wasser und durch das Gelübde, eine neue Kirche zu Ehren Gottes, des Lenkers der Schlachten, zu erbauen, feierten die bescheidenen Bauern den Sieg. Das für die Befreiung der zahlreichen Gefangenen dargebotene Geld verschmähend, liefs sie Stephan alle, grofse und kleine, pfählen — ein Meister dieses Sports war ja „Bruder“ Vlad! — zur Strafe dafür, dafs sie, die Reichen, in sein armes Land gekommen waren [1]).

Nach der Schlacht an der „Hohen Brücke“ (Podul Înnalt)

---

1) Hauptsächliche Quellen für die Schlacht sind die moldauische Chronik, Długosz, die Erzählungen in Acta extera, V, S. 300; Columna luĭ Traian, VII, S. 423—424; und das neue Material in Jorga, Acte și fragm. III[1]. Vgl. Chilia și Cet.-Albă, S. 139—140 und Istoria luĭ Ștefan, S. 153ff.



kam, wie es scheint, Basarab der Ältere in die Walachei zurück und versuchte die Türken daraus zu verjagen [1]: es wurden wenigstens nach Ofen zwei „Rennpanyer" mit einem roten Kreuze und „an dem Schafft ain sylbrein Krewtz" geschickt, einem „falschen Christen" von Basarab entrissen [2]. Von Suczawa aus richtete Stephan ein Zirkularschreiben an alle christlichen Fürsten — es ist das erste Schriftstück dieser Art, das vom moldauischen Hofe ausgegangen ist —; er erklärte in kurzen, energischen Worten die Tatsache und bat sie um Hilfe. „Da wir das grafs Här sahen, haben wir uns redlich mit unserm Leib und Waffen auffgemacht unt unns wider sy gesetzt haben, und, mitt Hilff des almechtigen Gots, wyr dieselben unser und der gantzen Christenhayt Veint krefftigckhlichen uberwunden, und sy zwstert haben; und under unsern Fiessen zwtreten sindt wärden" [3].

Die Antwort des Sultans liefs in dieser Zeit des gröfsten türkischen Ruhmes nicht lange auf sich warten. Eine starke Flotte wurde ausgerüstet, um alles, was sich an den Ufern des Schwarzen Meeres noch in Feindeshänden befände, zu erstürmen und diese nahezu geschlossene See vollständig für die türkische Macht zu erobern. Mohammed II. wartete in Adrianopol, von einem starken Heere umgeben, auf die Erfolge seiner galeondjis; war ihnen der Sieg geworden, dann wollte er selbst aufbrechen, um die letzten Spuren der ungehorsamen kleinen christlichen Staaten zu vertilgen.

Stephan suchte Hilfe bei seinen östlichen und westlichen Nachbarn, bei Freund und Feind zugleich. Dem polnischen König, von dem er einige abendländische Krieger zur Sicherung seiner südlichen Häfen verlangte, hatte er bisher noch nicht persönlich gehuldigt; dieser zögerte auch deshalb und schickte vorderhand nur nichtssagende Bitten und Drohungen an den solchen Mitteln gegenüber gleichgültigen Sultan. Der ungarische Herrscher sah ganz im Gegenteil jetzt ein, dafs für die Zukunft seiner Staaten eine

1) Der junge Basarab war bei Stephan gewesen; aber der Brief in Bogdan, Rel. cu Braş., S. 86—87 ist eines späteren Datums. S. Istoria luĭ Ştefan, S. 187.

2) Iacobi Unresti Chronicon Austriacum, in der Collectio von Hahn, I, 1724, S. 527 ff.; in meinen Acte şi fragm. III [1], abgedruckt.

3) Acte şi fragm., III [1], S. 91—92.

Festung an der Donau schwerer wiege als eine ganze Provinz im entfernten, mit Ungarn wenig zusammenhängenden Westen, verständigte sich mit seinem polnischen Mitbewerber bezüglich der Erbschaft Podiebrads und beschlofs, alles zur Verteidigung der von den Osmanen bedrohten Donaugrenze aufzubieten. Der ehemalige Feind in der Moldau durfte nicht türkischer Rache preisgegeben werden, und, statt des verräterischen alten Basarab, mit dem jedoch bald, aus opportunistischen Gründen, für den Augenblick ein Vertrag „gegen die Türken“ geschlossen wurde, galt es in der Walachei einen guten Christen als „capitaneus“ des ungarischen Königs aufzustellen. Die Anerbietungen Stephans wurden ohne Bedenken rasch angenommen; auf ein Schreiben vom 12. Juli läuft die Antwort am 15. August ein. Stephan hatte versprochen, dafs „er alles, was seine Vorgänger dem ungarischen König schuldig waren, erfüllen werde“ — eine glimpfliche Art, die Suzeränitätsfrage zu behandeln —, und er erhielt für diese entgegenkommende Artigkeit, denn mehr sollte dies nicht sein, das Versprechen einer genügenden Hilfe in der Stunde der Gefahr. In der Walachei soll nun der grausame, aber tapfere Vlad regieren. Zwischen Stephan und Vlad sollen dieselben Grenzen, wie zwischen Alexander und Mircea in Kaiser Sigmunds Zeit Geltung haben, d. h. Chilia, die Ursache des brudermörderischen Krieges von 1462, bleibt bei der Moldau. Ferner erhielt Stephan als Zufluchtsort in Siebenbürgen für den Fall, dafs ihn gegen die Heiden sein altes Glück verlassen sollte, das Schlofs Ciceŭ (Csicsö), im nordöstlichen Teile des Landes, nicht weit von der marmorosischen Wiege des moldauischen Fürstentums. Später wurde ihm auch ein zweites Schlofs: Cetatea de Baltă, Küküllövár, im westlichen Siebenbürgen, geschenkt. Schliefslich erhielten die Szekler den Befehl, dem Nachbarstaate, wenn auch nur in kleiner Anzahl, zu Hilfe zu kommen.

Als dieser Vertrag zustande kam, waren schon zwei Monate verflossen, seitdem Caffa, die Perle des Euxinus, das reichste Emporium der Franken und der Christen überhaupt, in diesen Gegenden als leerer, entvölkerter Ort dalag; auf den starken Wällen, die die Genuesen errichtet hatten, spazierten die Janitscharen Kaiser Mohammeds, des Autokrators des Ostens. Das benachbarte Fürstentum der Heiligen Theodori, das Land Mangup,



wo Machthaber aus kaiserlichem Blute, mit denen Stephan durch seine zweite Frau Maria verschwägert war, wenn auch auf einem kleinen Gebiete geboten, wurde noch bis zum Winter geduldet, und so lange erfreuten sich auch die Mitglieder der herrschenden Familie noch ihres Lebens. An die untere Donau kamen zuerst einige bulgarische Truppen, aber sie wurden von Chilia zurückgetrieben. Noch ein zweiter Angriff wurde unternommen, und zwar diesmal auch gegen Cetatea-Albă, bei der Rückkehr der mit Beute beladenen siegreichen Armada. Doch die Feinde waren so beschäftigt, um das Erworbene zu verteilen und zu geniefsen, dafs sie keine Zeit hatten, um etwas Ernstes zu unternehmen, und der alte hydropische Eroberer von Konstantinopel blieb in seinem glänzenden Lager, ohne sich fortzubewegen [1].

Damit war aber das gefährliche Spiel Stephans noch nicht gewonnen. Zwar begann sich endlich auch König Matthias zu regen, kam nach Schabatz an der serbischen Donau und bemächtigte sich der starken, bedeutenden Festung, ohne dafs der gefürchtete Alibeg gegen einen solchen Gegner seinen Kriegsruhm rechtfertigen konnte. Von hier aus wurde der junge Despot Wuk und der noch nicht betagte Pfähler Vlad, dem jetzt alle seine Sünden verziehen wurden, nach der reichen bosnischen Silbergruben-Stadt Srebenica geschickt, und Ţepeş bekam Gelegenheit zu zeigen, dafs er noch nicht verlernt hatte, Gefangene, Verwundete und Leichen heidnischen Bekenntnisses eigenhändig mit dem gewohnten Pfahle zu durchbohren [2]. Für das neue eben angebrochene Jahr ward zu einem grofsen Feldzug, im alten hunyadischen Sinne, mit zahlreichen Truppen und furchtbaren Kriegsmaschinen gerüstet: in dem überall verbreiteten Prospekte des grofsen Reklamekönigs

---

1) Die Quellen in Vigna, Codice diplomatico delle colonie tauro-liguri durante la Signoria di San-Giorgio, in den Atti della società ligure di storia patria, VI, VII (Genua, 1868—1873); Acta extera; Makuscev, Monumenta Slavorum meridionalium (Warschau 1874); zweiter Teil, im Glasnik von Belgrad, II. Serie, XIV—XV; Teleky, A hunyadyak kora magyarországon, Pest, 1852—1857; Lewicki, Hurmuzaki II[1], Acte şi fragm., Długosz usw.; näher in Chilia şi Cet.-Albă, S. 140 ff. angegeben. Vgl. Istoria luĭ Ştefan, S. 164.

2) Lucrurĭ nouă despre Vlad Ţepeş, in Convorbirĭ literare, Jahrgang 1900, mit einem dazu gehörigen lateinischen Briefe.

waren die siebenbürgischen Rumänen, „die sich mehr als irgendwelche anderen Krieger im Streite gegen die Türken auszeichnen und immer mit dem Vater des Königs und mit Seiner Majestät selbst gefochten haben“, auf 2000 angegeben; der moldauische „capitaneus“ erschien danach mit 12 000 Reitern und 20 000 Mann zu Fufs „und Geschütz genug“, der walachische Fürst, Basarab oder Ţepeş, mit 8000 Reitern und 30 000 Mann zu Fufs [1]).

Von alledem ward nichts Tatsache. Nur die serbischen Pribegen des Königs, Wuk, die Jakšič, und etliche Edelleute schlugen an der südlichen Grenze den Alibeg noch einmal. Matthias war mit den grofsen Vorbereitungen zu seiner Heirat mit der neapolitanischen Prinzessin Beatrix beschäftigt, und bald darauf brach die alte Fehde mit Kaiser Friedrich von neuem los. Gegen die Türken hatte er jetzt zum letzten Male in seinem Leben gekämpft.

Von dieser Seite also hatte Stephan nichts zu hoffen als leere Ermahnungen und die Ausnutzung seiner eventuellen Erfolge. Die neuen Beteuerungen, die er von Polen aus vernahm, waren bei einem König vom Schlage Kasimirs ebenfalls wertlos. Die mächtigen „Franken“ im Westen: Venedig, Florenz und Seine Heiligkeit der römische Papst, an den sich der Ketzer flehentlich bittend gewandt hatte, waren zu weit und brauchten ihre Kräfte für sich selbst. Nach den Ereignissen von Nikopolis, Warna und Ancona glaubten in jenen Gegenden nur Schwärmer an die Möglichkeit gröfserer Erfolge gegen die unwiderstehlichen Osmanen. So kamen denn ungehindert, ödes, verbranntes Land unter den Hufen ihrer Pferde zertretend, Schwärme wilder, blitzschneller Tataren vom Osten; vom Süden kam der alte heidnische Kaiser selbst mit einem ungeheueren Heere, um dem selbständigen Dasein dieses unbequemen moldauischen Soldatenstaates ein Ende zu bereiten und um in Suczawa zu vollenden, was er in Konstantinopel vor zwanzig Jahren begonnen hatte. Kriechend lag der armselige Basarab zu den Füfsen des Herrschers beider Weltteile, und seine Untertanen bahnten den türkischen Herren den Weg nach der Hauptstadt Stephans. Endlich nahte auch eine türkische Flotte, um Chilia und Cetatea-Albă das Schicksal Caffas und Mangups zu bereiten.

1) Ebenda; Acte şi fragm. III¹, S. 101—102; Istoria luĭ Ştefan, S. 352, no. II.



Doch auch dieses Mal mifslang der Angriff auf die stark befestigten Häfen; im Norden und Süden konnten die Tataren, obgleich sie nach Herzenslust raubten, dem moldauischen Helden nicht widerstehen und flohen mit ihren Gefangenen und ihrer Beute. Man hat angenommen dafs die Bojaren jetzt dieser unendlichen Kämpfe müde waren; dies pafst vielleicht für einige wenige: sie wufsten, dafs im Heere Mohammeds ein Sohn Peter Arons, ein unschuldiger junger Prätendent, stand, der unter seinem Zepter milde Herrschaft und glückliche Anarchie verhiefs. Die Bauern, deren Dörfer unter den Händen der Tataren in Flammen aufgegangen waren, die armen Bauern, die seit dem Frühling unter den Waffen standen und keinen Samen in die ungepflügte Erde gestreut hatten, aus dem das Brot für sie und ihre Familien emporkeimen konnte, wurden für etliche Wochen beurlaubt und sie verliefsen jetzt auch das Heer. Stephan stand allein mit seinen Paladinen und den besoldeten Curtenĭ, er konnte den Weg nach seiner Hauptstadt nicht sperren und mufste sich über den Sereth bis unter die Mauern der Cetatea Neamțuluĭ zurückziehen. In den Wäldern der Bergabhänge, beim Dorfe Războienĭ in der Valea-Albă (Weifsen Tale), versuchte er sein letztes, um das Land zu retten, wurde aber „zertreten“, d. h. von der Menge der Feinde erdrückt (26. Juli 1476). Er floh nicht nach Polen, das ihm keine Hilfe gesandt hatte: das Gebirge seines eigenen Landes deckte und beschützte ihn besser.

Städte, Burgen und Dörfer wurden verbrannt und zerstört, aber auf diese Weise ward keine Nahrung für die unzähligen Krieger und Räuber geschafft, und dem Hunger folgte der Hungertod: die Pest. Den Moldauern günstige Stürme hatten im Schwarzen Meere die Proviantgaleeren zerstreut und vernichtet, und dabei hatte auch die andere Flotte, die sich an der Donaumündung befand, so viel gelitten, dafs die moldauischen Häfen unangetastet blieben. Stephan war bald in die Täler zurückgekehrt, und der Kleinkrieg, den er so gut wie Vlad der Pfähler zu führen verstand, wurde unter seiner Leitung erfolgreich fortgesetzt. Endlich bekam Mohammed durch den auskundschaftenden Basarab die unerwünschte Nachricht, dafs sich der königlich ungarische Befehlshaber Stephan Báthory, mit Vlad als Berater und Helfer, der Grenze nähere: die

Donau wurde unter wenig rühmlichen Umständen überschritten und die Moldau blieb, was sie vorher gewesen war, der freie Staat des starken Stephan. In demselben Jahre noch rückte er mit dem siebenbürgischen Kriegsvolk in die Walachei, um den unwürdigen Basarab zu verdrängen; nach der Einnahme von Tîrgovişte wurde Bucureştĭ belagert, nach einigen Tagen erobert, und das unterworfene Land schwor dem grausamen Ţepeş zum zweiten Male Treue [1]).

Als Basarab mit den Donautürken zurückkehrte, wurde Vlad geschlagen und unter uns unbekannten Umständen getötet. Der Türkenfreund aber behielt seinen Thron bis 1477, wo er von Stephan, der sich endlich rächte, und von Basarab dem Jüngeren, seinem gleichnamigen Sohne, nach Siebenbürgen verjagt wurde [2]). Zwei Jahre führten dann diese beiden einander sehr ähnlichen Fürsten einen Familienkrieg, in dem sie sich gegenseitig Frau, Grofsmutter und Tochter raubten und sich mit Schmähreden überhäuften. Der junge Basarab zeigte auch Neigung zur Politik des Pfählens, und so bekam er denn als letzten Segen aus dem Munde seines ehrwürdigen Vaters den Beinamen Ţepeluş, der kleine Pfähler. Stephan konnte bald den auch von den Türken unterstützten Sohn ebensowenig dulden wie den Vater. In den Jahren 1479—1482 liefs er die Grenze an der Donau und am Meere zuerst durch die Befestigung von Chilia, dann von Cetatea-Albă sichern. Deswegen benutzten die Türken, die 1479 jenseits des Grenzflusses in die Walachei gekommen waren, und von dem „jungen Basarab" unterstützt wurden, diese raublustigen und rachesüchtigen Akindjis der Mihalogli, nicht den Weg durch die Moldau, sondern suchten die nach Siebenbürgen führenden Pässe auf, wo sie Báthory im Kenyérmezö völlig vernichtete. Im Jahre 1481 hielt der Ţepeluş, der bei seinen Beschützern hoch in Gunst stand und in seinem Fürstentume von keinem Nebenbuhler beunruhigt ward, die Zeit

1) Die Quellen sind in denselben Sammlungen wie bisher enthalten. Dazu die moldauischen Chroniken und eine italienische Erzählung in Columna luĭ Traian, VII, S. 376—380; die Inschrift von Războienĭ, in den Denkschriften der rum. Akademie, VII, S. 171—172. Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 147 ff.; Studiĭ şi doc., III, S. xxxvi bis xxxvii.

2) Istoria luĭ Ştefan, S. 188—189.

für gekommen, um Chilia dem geschwächten Fürsten der Moldau zu entreifsen, rief die Donautürken zu Hilfe und bereitete einen Schlag vor. Er nahm aber einen anderen Weg und verheerte die westliche Moldau bis in den Bezirk Bacăŭ [1]).

Aber er hatte kein Glück. Während er sich schon des künftigen Erfolges freute, starb der grofse Sultan Mohammed und hinterliefs zwei Söhne, feindliche Brüder, unter denen sich nun ein hartnäckiger Kampf um die glänzende Erbschaft des energischen Vaters entspann. Der schlechte Nachahmer des Pfählers mufste nicht nur zu Hause bleiben, sondern empfing hier den Besuch Stephans, der jetzt seine Hände frei hatte. Wenige Wochen nach dem Tode des Sultans drang der moldauische Herrscher von der einen und Báthory von der anderen Seite in die Walachei ein, und am 8. Juli 1481 wurde Țepeluș vollständig geschlagen, wiewohl er neben Rîmnicul Sărat an der Grenze eine gute Stellung eingenommen und mit grofsem Selbstvertrauen angegriffen hatte [2]).

Als „christlichen" Fürsten der Walachei hatte Stephan einen gewissen Mircea mit sich gebracht, den er seinen „Sohn" nannte. Doch fand dieser keinen Anhang, und Vlad, der einstige Mönch, der schon dem Țepeș bittere Stunden verursacht hatte, wurde von den Ungarn und von einer Bojarenpartei zum regierenden Wojwoden ausgerufen. Er ging an die Donau, fand die Anerkennung der Brüder Alibeg und ihre Unterstützung, verfolgte Basarab, der bei Glogova, im äufsersten Westen des Landes, von den oltenischen Feudalen getötet wurde, und blieb, nachdem auch der unglückliche Mircea den Tod gefunden, der Herr des ganzen ungrowlachischen Gebietes. Der moldauische Nachbar selbst beschützte ihn gegen Basarab und entrifs diesem am 10. März 1482 durch eine Überrumpelung seines Sohnes Alexander die Grenzfestung Crăciuna am Milcov [3]).

1) Istoria luĭ Ștefan, S. 196.

2) Moldauische Chronik, Inschrift der dafür errichteten Kirche in Archiva societ. științifice și literare din Iașĭ, VI, S. 475—476; **Kozak**, Inschriften, S. 115—115; fremde Quellen, in Chilia și Cet.-Albă, S. 152—154. Vgl. Studiĭ și doc., III, S. xxxviii—xl.

3) **Bogdan**, Rel. cu Brașovul, S. 114; Studiĭ și doc., III, S. xxxix—xl; Istoria luĭ Ștefan, S. 199.

Endlich hatte Stephan alle Festungen des Südens, und zwar gehörig befestigt, in seiner starken Hand und konnte seine Herrschaft als gesichert betrachten, zumal da unter den Türken der Bürgerkrieg wütete. Desto schmerzlicher traf es ihn, als 1484 der siegreiche Sultan Bajesid II. den Plan, das Schwarze Meer zu gewinnen, wieder aufnahm und sich mit einer sehr starken Flotte und einem mächtigen Heere persönlich zum Angriff auf die Moldau und die ganze nordöstliche Christenheit anschickte. Dem bedrohten Fürsten kam von seinen Nachbarn, obgleich dieser Schlag auch sie traf, und zwar Polen am empfindlichsten, keine Hilfe. König Matthias hatte kurz vorher seinen Waffenstillstand mit dem neuen Herrn der osmanischen Welt erneuert, denn ihm lag besonders die Erwerbung Österreichs am Herzen. Der gute weichherzige Jagellone von Polen hatte noch nicht das Vergnügen gehabt, den stolzen, durch Sieg und Niederlagen gestählten Krieger von Suczawa feierlich vor sich knieen zu sehen, und, ehe dies nicht geschehen sei, wollte er dem hartnäckigen, falschen Moldauer nicht einen seiner jungen Söhne zu Hilfe schicken. Von dem walachischen Vlad endlich braucht man gar nicht erst zu reden. Über schwere Reiter und gutgeschulte Landsknechte verfügte Stephan nicht, und die moldauische Flotte bestand nur aus Booten, die nicht gegen die Galeeren venetianischer Art aufzukommen vermochten. So erreichte denn Bajesid die Donau, vereinigte sich hier mit den unzähligen tatarischen Schwärmen und den Walachen Vlads und stürmte nach achttägiger Belagerung Chilia am 14. Juli. Am 4. August ergab sich auch Cetatea-Albă, und bei seiner Rückkehr über die untere Donau konnte sich der siegreiche Sultan rühmen, daſs er mit der ersten Festung „den Schlüssel und die Pforte zum ganzen moldauischen Lande, wie auch zu Ungarn und dem ganzen Donaugebiete“, mit der zweiten „den Schlüssel und die Pforte zu ganz Polen, Ruſsland, Tatarien und zum ganzen Schwarzen Meere“ gewonnen habe. Beide Plätze wurden in besseren Stand gesetzt, und in der Umgebung ward jedem ein groſses Stück Raja zugeteilt, das den türkischen Besatzungstruppen Nahrung gewähren sollte [1]).

1) Brief des Sultans 2. [= 11.?] August, in den Acta extera, VI, S. 36—37; Makuscev, II, S. 134—136, nr. 14; nach verlorenen, gleichzeitigen Briefen Cam-

Damit noch nicht zufrieden, wünschte der Sultan nichts geringeres als die Absetzung des moldauischen Fürsten, um an seiner nördlichen Grenze sich völlige Sicherheit zu verschaffen. Die Annektierungspolitik seines Vaters hatte er dagegen aufgegeben, und ein Fürst wie der walachische Vlad hätte in der Moldau seinen Ansprüchen genügt. Ein solcher türkischer Kandidat fand sich nun tatsächlich in einem Sprößling der moldauischen Dynastie; er wird von seinem Gegner „Hronet", „Hruet", „Hromot" genannt, und es war vielleicht der oben erwähnte Alexander, der Sohn des Peter Aron, der sich seit längerer Zeit am Hofe der Sultane aufgehalten hat. Mit diesem erschien 1485 der rumelische Beglerbeg im Lande. Stephan, dessen Hauptstadt wieder gebrandschatzt worden war, ging jetzt zum zweiten Male nach Polen und leistete in Kolomea endlich dem Könige den lange ersehnten Eid. Dieser aber rückte nun in Begleitung seiner Söhne nach Pokutien, während der Fürst mit einem polnischen Hilfskorps zurückkehrte und binnen kurzem sein Land von den Feinden befreite. Dennoch folgte ein neuer Verheerungszug unter dem Oberbefehle des Iskender Mihaloglu und eines neuen, später viel genannten, donauischen Beg; dies war Balibeg, der Sohn des Malkotsch; im November zu Cătlăbuga wurden sie geschlagen. Wieder erschienen die Türken im nächsten Frühling und drangen sehr tief ins Land bis nach Şcheia am Sereth; dieses Mal aber ward der Prätendent nicht nur besiegt, sondern auch gefangen und enthauptet, und die Osmanen und Walachen verloren damit den von ihnen begünstigten Gegenfürsten [1]).

Die Polen suchten anfangs eine Verbindung mit den Türken, wie es ihr ungarischer Nachbar getan hatte, erreichten aber ihre Absicht nicht, da sie wahrscheinlich die Rückgabe der eroberten Häfen zu dringend verlangten. Endlich faßten sie sich ein Herz

---

bini, in Sansovino, Historia universale de' Turchi, Ausgabe von 1654, fol. 166 V°; Modus epistolandi eximii medicine doctoris etc. Ioannis Ursinii Cracoviensis, Kap. XXII, auch in Chilia şi Cet.-Albă, S. 279—281; moldauische und italienische — Acte şi fragm. III[1] — Chroniken; türkische Chronik in Leunclavius, Historiae. Im übrigen s. mein eben erwähntes Werk über die zwei Festungen, S. 153 ff.

1) Moldauische und türkische Chroniken; Lewicki, II, S. 332 ff. Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 167 ff., 283 ff.

und versuchten eine Wiedereroberung der beiden „Schlüssel und Pforten", von denen sie besonders Moncastro interessierte. Der Königssohn Johann Albrecht kämpfte im September 1487 mit ziemlich gutem Erfolge wider die Tataren aus den öden „bialogrodischen Feldern" jenseits des unteren Dnjestr, die seit 1475 die Vasallen des türkischen Kaisers und Beschützer der tatarischen Krim waren. Zunächst verlangten die Polen noch immer die beiden Festungen der neuen Raja, aber, obgleich sie diese nicht erhielten, schloſs der König mit groſser Freude, ohne sonst Opfer zu bringen, im Frühling des Jahres 1489 einen Vertrag [1]).

So waren denn von jetzt an die Polen wie die Ungarn Freunde des Sultans, und auf ihre Hilfe bei der Verdrängung der Heiden aus der südlichen Moldau war nicht mehr zu rechnen. Noch mehr: als im Jahre 1490 König Matthias starb, bewarb sich ein Sohn Kasimirs, Wladislaw, um die ungarische Krone, die einst sein gleichnamiger Oheim getragen hatte. In eine solche Situation wollte Stephan auf keinen Fall geraten; falsche Verbündete und Beförderer der türkischen Interessen konnte er nicht an allen seinen Grenzen dulden. Deshalb erklärte er sich für den deutschen Nebenbuhler Wladislaws, den König Maximilian, erinnerte sich gleichzeitig zum ersten Male der noch nicht bezahlten polnischen Anleihe aus der Zeit seines groſsen Ahnherrn und forderte kraft jenes Vertrages Pokutien. Schon 1490 unter Kasimir, die Wirren des benachbarten Königreichs benutzend, hatte er Pokutien eingenommen. Um dieses Ziel zu erreichen, entschied er sich zu einem Schritte, den er bisher unter keinen Umständen getan hätte: dieser letzte Vertreter des heiligen Kampfes gegen die heidnischen Barbaren folgte, wenn auch widerstrebend, dem wenig christlichen Beispiele seiner ebenso klugen wie feigen Nachbarn und bezahlte wie Peter Aron und Vlad den Türken Tribut.

Diese verlangten von ihm den Paſs nach Polen für sich und ihre raublustigen tatarischen Genossen; dazu konnte er sich allerdings nicht entschlieſsen, obgleich der neue polnische König, der ihm 1487 sehr wenig geholfen hatte, den Frieden mit Bajesid

1) Acta extera, VI, S. 134 ff.; Weinreich, in Script. rerum prussicarum, IV. Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 169 ff., 296—297.



erneuerte. Johann Albrecht, ein romantischer Schwärmer, der gern große gefährliche Pläne entwarf, verscheuchte sogar alle Bedenken und zog im Jahre 1497 als Feind gegen die Moldau.

Im Frühling wurden die polnischen Herren und Vasallen benachrichtigt, daſs der König einen Zug gegen die Türken beabsichtige, um die christliche Grenze an der unteren Donau wiederherzustellen. Und so sammelten sich unter seinen Fahnen „zu Hilf und Trost der Christenheit“ Alexander, der Herzog von Litauen, der Bruder des neuen Kreuzfahrers, der alte kranke Groſsmeister des Deutschen Ordens und noch viele andere, die das groſse Geheimnis wuſsten oder auch nicht wuſsten. Auf dem Wege wurden die letzteren mit erdichteten Nachrichten von groſsen Erfolgen gegenüber Türken und Tataren gespeist; in Polen war sogar das Gerücht verbreitet, Chilia und die „Weiſse Burg“ würden schon belagert. Erst als die Gesandten des Moldauers nach Überschreitung der Grenze durch das ganze Heer auf seinem eigenen Boden festgenommen worden waren, erkannte man endlich, ohne eine Erklärung dafür zu finden, daſs der König gegen Stephan „mit Zorne erwecket“ sei. Während letzterer, noch zu schwach, um sofort die Beleidigung zu beantworten, sich von Suczawa nach Roman zurückzog, wurde die Hauptstadt mehrere Wochen lang belagert; doch diese war in der letzten Zeit so gut befestigt worden, daſs sie trotz aller Anstrengungen nicht eingenommen werden konnte. Südwärts konnte der Feind nicht dringen, solange der moldauische Fürst mit seinem in der Eile gesammelten Heere im Wege stand; was aber ein Rückzug aus der Moldau bedeutet hätte, das wuſste der polnische König ebensogut wie alle seine Nachbarn. Deshalb nahm er die Vermittelungsvorschläge an, die der Wojwode von Siebenbürgen, Drágffy, ein Sprößling der Dragoschiden von Marmoroș, den der neue ungarische Herrscher zur Beruhigung der Sachsen geschickt hatte, unterbreitete. In dem Frieden wurde auch vereinbart, daſs das Heer bei seinem Rückzuge keinen Schaden anrichten dürfe. Nun besaſs aber dieses Heer, wie damals gewöhnlich, nicht genügende Nahrungsmittel und raubte deshalb, um leben zu können. Zur Bestrafung der zweimal Treulosen erschien da plötzlich Stephan in den unwegsamen Tiefen der Bukowiner Wälder, wo schon vor einem Jahrhundert ein polnisches Heer begraben

worden war; das alte Spiel begann aufs neue, und unter den stürzenden Bäumen fiel die glänzende Reiterei des polnischen Königs, die prunkhafte Szłachta, während die Pfeile der Bauern dicht herniederregneten. Die Ankunft eines Hilfskorps endete mit einer neuen Niederlage bei Lențeștĭ, und vergebens rang der junge, ehrgeizige König mit dem stärkeren, rächenden Schicksale. Er mufste fliehen mit wenigen versprengten Rittern, die von ihrer reichen Ausstattung nur „gewundte Pferde und zerlochte Harnische" heimbrachten, während vom Fufsvolk lediglich einige kleine Abteilungen der bäuerlichen Metzelei entgingen. Das war der Tag von Cozmin, der Sankt Demeterstag 1497, der wie einst 1467 die Weihnachtsnacht von Baia den christlichen Nachbarn der Moldau zeigte, dafs hier kein Land zu erwerben war [1]).

Nun konnten auch die Türken ruhig in Polen einfallen, und in den Jahren 1497 und 1498 kamen in der Tat die Scharen Balibegs, um sich an podolischer und russischer Beute zu erfreuen. Stephan selbst erschien 1498 vor Lemberg. Erst 1499 machte Stephan ihren Verheerungen ein Ende. Am 12. (18.) Juli kam endlich durch ungarische Vermittelung ein neuer Friede zustande. Diesmal ist von keiner Suzeränität gegenüber Polen oder Ungarn die Rede, diesmal verlangt man von dem moldauischen Vasallen nicht, dafs er ohne die Erlaubnis seines „dominus" keinen Krieg beginnen und keinen Frieden schliefsen dürfe. Jetzt ist er selbst ein „dominus", der sich nur verpflichtet, die gegen das polnische Reich gerichteten Anfeindungen der Türken nicht mehr zu begünstigen. Dagegen wird ihm von Wladislaw wie von Johann Albrecht Hilfe zugesagt und endlich eine grofse gemeinsame Unternehmung gegen die Osmanen und ihre Schützlinge verabredet, wobei sich die Ungarn gegen den Sohn und Nachfolger Vlads und die Polen durch Oblucița (Isaccea) gegen das Innere des türkischen Reiches wenden sollten [2]).

1) Die polnischen Chroniken: Miechowski, Wapowski; Naker, Der Chronist des Deutschen Ordens; moldauische Chronik; Akten in Acte și fragm. III. Vgl. Chilia și Cet.-Albă, S. 174ff., 303ff.; Istoria luĭ Ștefan, S. 227f.

2) Hurmuzaki II², S. 421ff., 439ff., 719ff. Über die türkischen Züge s. die Diarii von Sanudo in Történelmi Tár, XIV, in dem Arkiv za povjestnicu jugoslavensku V, oder in der neuen, vollständigen venetianischen Ausgabe. Neues

Aber zu diesem grofsen Völkerkriege kam es, wie zu erwarten war, doch nicht, trotz aller Kreuzzugspläne, die wieder Europa durchschwirrten. Von Polen aus wurde nichts unternommen; Boldur, der Befehlshaber Stephans, drang nach 1499 in die so peinlich beengende türkische Provinz auf moldauischem Boden ein und griff die Festungen an; die Ungarn scharmützelten 1501 ein wenig an der bosnisch-serbischen Grenze. Die strafenden türkischen Waffen schritten indessen von einem Siege zum anderen, und die vor lauter Nüchternheit verfaulende Christenheit spaltete sich immer mehr. Während von beiden Seiten neue Unterhandlungen mit dem glücklich erobernden Sultan angeknüpft wurden, regte sich in dem alten Stephan wieder die Verachtung gegenüber den königlichen Schwächlingen in seiner Nähe, und sein Groll richtete sich gegen denjenigen, der ihm seine Erbschaft Pokutien vorenthielt. Er drang in das Land ein, wie es in einem ebenso vorgerückten Alter der grofse Alexander getan hatte, und erklärte den königlichen Gesandten auf ihre Klage, dafs er diese rechtmäfsige Eroberung ad gutur suum behalten werde [1]).

Johann Albrecht war schon gestorben, und Stephan hatte den Thronwechsel, durch den Alexander König ward, benutzt, um die moldauische Herrschaft in „seinem Lande Pokutien" zu befestigen. Die ruthenische Bevölkerung russischen Glaubens, die von ihren polnischen Beamten und polnischen Grundherren hart geplagt wurde, suchte in Masse unter seinen Fahnen Zuflucht und kämpfte mit ihm gegen die Polen.

Der Eroberer setzte überall im Lande, in Sniatyn, Kolomea und Halicz, seine Bojaren und Zöllner ein (1502). Im Zaren von Moskau Iwan, mit dessen Familie Stephan eng befreundet blieb, — obwohl durch die Ränke der Zarewna Sophia Demetrius, der Enkel Iwans und Stephans, von der Erbschaft zugunsten des Sohnes Sophias ausgeschlossen ward [2]), — hatte gleichzeitig Ale-

---

dazu in Acte şi fragm. III [1] und im Anhang der Chilia şi Cet.-Albă, Königsberger Akten.

1) Ułianicki, S. 225—227.

2) Karamzin, Geschichte Rufslands; die Belege Karamzins in Acti otnosjaštiesь Rossii, I und Uricarul III; vgl. aber Hurmuzaki II [2], S. 493, nr. 393.

xander, der doch der Schwiegersohn Iwans war, einen hartnäckigen Gegner gefunden. So konnte der König vorläufig nichts gegen die Moldau unternehmen. Trotz der tatarischen Versicherung, dafs der Sultan die ganze Moldau seinem heidnischen Vasallen überlassen hätte, liefs sich nicht einmal der Khan gegen Stephan aufwiegeln [1]). Selbst die Politik des ungarischen Königs schien den Polen zu versöhnlich, um gegen sie aufrichtig und wohlwollend zu sein.

Von diesen neuen kriegerischen Strapazen kehrte nun Stephan matt und schwer krank in die Moldau zurück: die Gicht und dazu die alte Wunde am Fufse, eine Erinnerung an den Krieg von Chilia, 1462, verursachten ihm grofse Schmerzen. Vergebens wurden aus Venedig, Nürnberg und aus dem Morgenlande berühmte, erfahrene Ärzte gerufen. Im alten Körper erlosch die Lebensflamme, und so entschlief, inmitten eines blutig errungenen Friedens, am 2. Juli 1504 der gröfste unter den rumänischen Herrschern [2]).

---

4. Kapitel.

Verfall der rumänischen Kriegsstaaten nach dem Tode Stephans des Grossen.

Der Tod des „Walachen" war ein grofses Ereignis für das ganze östliche Europa, für die Zukunft der rumänischen Fürstentümer aber ward es geradezu entscheidend. Von einem Streite um die Erbschaft konnte nicht die Rede sein, denn zwei Tage vor seinem Tode liefs sich der Sterbende auf das Feld tragen, wo nach alter Sitte die Bojaren ihren neuen Herrschern wählten, und er bestrafte diejenigen, die unter den zahlreichen Kindern des drei-

1) Hurmuzaki II^3, S. 508, nr. 405.

2) Moldauische Chronik. Die Grabinschrift bei Melchisedek, in den Denkschriften der rumänischen Akademie a. a. O.; Kozak, Inschriften, S. 84. Für den Krieg mit Polen die in Hurmuzaki II^2 angesammelten Materialien und Istoria luĭ Ştefan, S. 248f.

mal verheirateten und dazu sehr ausschweifenden Stephan einen anderen Wojwoden erwählen würden, als den ältesten, von seinem Vater bevorzugten Bogdan, den Sohn der noch lebenden Tochter Raduls des Schönen, selbst mit dem Tode kämpfend, im voraus mit dem Tode. So ging denn die Erwählung Bogdans mit wunderbarer Eintracht vonstatten [1]).

In Polen lebte ein anderer Sohn des nun Verstorbenen, Peter mit Namen, dessen Mutter eine Fischerfrau aus Hîrlău war; er war selbst nach der Legende auch in seinen jungen Jahren Fischer. Diesen Mann konnte der polnische König gegen den in die pokutischen Wirren verwickelten Bogdan aufwiegeln. Dann lebte am türkischen Hofe als Geisel des zinspflichtigen Vasallen in der Moldau der Sohn Alexanders: letzterer hatte die ihm als Erstgeborenem Stephans zustehenden Erbrechte dem nach dem Grofsvater Stephan genannten Sohne hinterlassen. Hier war eine fremde Intervention schon wahrscheinlicher. Endlich hatte auch der feindlich gesinnte Fürst der Walachei, Radu, der Sohn und Nachfolger Vlads seit 1496, ein Mönchsfreund und Kirchenerbauer, ein frommer nichtswürdiger Schwächling — seinem Ahnen Vlad dem Teufel in nichts Gutem oder Bösem ähnlich —, einen „moldauischen Erben“ bei sich, und zwar nicht nur einen einzigen, sondern sogar zwei: einen Roman und einen Trifăilă, welch letzterer sich als Prätendent gewifs einen schöneren Kalendernamen beilegte. Dabei sollen zwei „moldauische Fürsten“, die in Siebenbürgen der Stunde ihrer Heimkehr harrten, noch ganz unerwähnt bleiben, zu deren Gunsten der ungarische König seine Truppen bereithielt, um sie „gegen die Türken“ in die Moldau zu senden.

Bogdan, ein Jüngling von 29 Jahren, wird uns vom venetianischen Arzte seines Vaters als ein bescheidener, aber tapferer Mann geschildert, seiner grofsen Erbschaft würdig: „modesto quanto una donzela e valente homo.“ Bescheiden war er vielleicht, jedoch nicht allzusehr, denn er bildete sich ein, gegen die Rückgabe von Pokutien die Schwester des polnischen Königs, die reginula Elisabeth, als Braut heimführen zu können, obgleich er an einem Auge so stark verwundet war, dafs er immer den Bei-

1) Hurmuzaki VIII, S. 40.

namen Orbul, der Blinde, behielt. Die Tapferkeit seines Vaters hatte er sicher geerbt: wir sehen, wie er persönlich gegen Polen zu Felde zieht und in die Tore des unbezwingbaren Lemberg zur Erinnerung mit seiner ungeduldigen Lanze hineinsticht. Den walachischen Nachbarn, welcher in sein Land eingefallen war, schickte er sofort heim und er hätte, was Stephan in solchen Fällen zu tun pflegte, getan, wenn nicht ein ehrwürdiger Prälat, ein Nachkömmling der serbischen Kral, der neue Metropolit Raduls, Maxim, die Herrscher desselben Volksstammes zur Bruderliebe ermahnt hätte [1]).

Aber die Haupteigenschaft des großen Toten, die kluge Erwägung der Zeitumstände, die weise Berechnung der Möglichkeiten, das mangelte dem häßlichen Ritter Bogdan völlig. Die Politik, die er gegen alle seine Nachbarn verfolgte, ist vielmehr schließlich fehlgeschlagen.

Von Alexander, dem König von Polen, verlangte er eine schöne Braut, die sich zu einer solchen Heirat niemals entschließen konnte. Um sich mit der leeren Hoffnung abspeisen zu lassen, verzichtete er aber auf Pokutien, zog seine Besatzungen aus den dortigen Burgen zurück und rief seine Beamten aus den Städten ab und dabei erbot er sich noch, ein großes Gefolge von polnischen Dienern und Priestern, sogar einen Bischof, für seine künftige Frau zu halten. Nun starb nach etlichen Monaten, im August 1506, der polnische Herrscher, und sein Bruder und Nachfolger Sigmund, dem die Besitzungen Stephans im Jahre 1497 vorbehalten worden waren, zeigte sich als ein entschiedener Feind der Moldauer und einer Verschwägerung mit moldauischen, barbarischen Ketzern. Während der Erwählung Sigmunds fällt Bogdan als ein „Erbe der Perfidie seines Vaters" in Polen ein, nimmt Pokutien wieder in Besitz und versucht sich der Feste Kamieniec zu bemächtigen. Es folgen Verhandlungen bis 1509: Elisabeth will nicht an seiner Seite auf dem armseligen Throne der Moldau sitzen. Bogdan klagt beim Papste, geht über die neue Grenze und verheert grausam das galizische Gebiet, Rohatin erobernd und

---

1) Die moldauische Chronik, in verschiedenen Fassungen, bei Bogdan, Vechile Cronicĭ; moldo-polnische Chronik; Cronicĭ inedite, wie auch in der rumänischen Übersetzung des Ureche, aus dem XVII. Jahrhundert. Dazu das serbische „Leben von Maxim", das in Archiva istorică, II, S. 65 ff. übersetzt ist.

bis Lemberg vordringend; er kehrt mit geraubten Glocken und ganzen Gemeinden rechtgläubiger Ruthenen zurück, die er in seinen Einöden ansiedelt. Darauf eilt ihm der polnische Feldherr Kamieniecki in sein Land nach, vergilt die Verheerungen und geht, allerdings nicht ohne auch von den Moldauern etwas abbekommen zu haben, mit Beute zurück.

Die Polen, verwickelt in moskowitische Fehden, waren der moldauischen Suzeränität schon mehr als überdrüssig; 1507 hatten sie ihre Oberhoheitsrechte an Ungarn abgetreten, und nun wurde der ungarische König als Vermittler angerufen. Nach langem Streit kommt man zu einem Vertrage, der als bedeutendsten Punkt die Aufhebung der Heiratsvertrages — Bogdan hatte schon eine moldauische Frau gefunden — enthält und einen ungarischen Schiedsspruch hinsichtlich Pokutien in Aussicht stellt (10. März 1510). Doch dieser ist niemals gefällt worden.

Während dieser lächerlichen Kämpfe um eine widerstrebende Braut hatten die Türken immer mehr Boden gewonnen. Schon im Jahre 1504 wurden beide rumänische Fürsten „zur Pforte" gerufen. Radu, der kein mutiger Mann war, leistete dem Rufe persönlich Folge und kehrte zurück, nachdem er sein Geld in Geschenken verschwendet hatte. Bogdan erneuerte durch seinen einflußreichen Bojaren, Ioan Tăutul, das erste Mitglied seines Rates, die Huldigung Peter Arons und Stephans, und der Sultan antwortete durch einen „Gnadenakt", indem er neue Privilegien erteilte. Nach späteren Nachrichten ward darin die Erhaltung des Glaubens, die vollständige Autonomie des Landes, dessen Verteidigung gegen alle Feinde, die freie Erwählung der Fürsten, die Errichtung einer moldauischen Gesandtschaft in Konstantinopel, (kapu-kehaialyk) — doch ist ein solcher Stellvertreter an der Pforte zugleich als Geisel zu betrachten —, die Rechtsunfähigkeit der Türken, moldauischen Grund und Boden zu erwerben und daselbst Gotteshäuser zu bauen, zugesichert, aber auch ein Tribut von 4000 türkischen Dukaten, vierzig edlen Falken, giriffalchi, die am Hofe jedes muselmannischen Herrschers heiß begehrt waren, und vierzig moldauischen Mähren [1]).

1) Der Inhalt ist bei N. Costin, in den Letopisețe III, S. 452 angegeben. Vgl. Ureche, S. 179, welcher „zehn Beutel Geld", 5000 Dukaten angibt und die



Die Walachei erleidet darauf immer mehr Demütigungen; die Donautürken entreifsen Radu 1507, während Bogdan die katholischen Kirchen in Galizien beraubt, seine Besitzungen am Strome, wo er bisher Zoll erhoben hatte, entführen die zu ihm geflüchteten Bulgaren, und darunter gewifs auch viele Rumänen, und zwingen ihn noch zu einer Reise nach Konstantinopel. Nachdem der arme Mann auch noch von den Moldauern besiegt worden ist, stirbt er 1508. Gegen die Ungarn, die einen Sohn des jungen Basarab, Danciul, ins Land bringen wollen, gelingt es dem Mihalogli-Hause, dem die Aufsicht über die Donau seit langen Jahren anvertraut war, einen neuen Wüstling auf den Thron zu sitzen, Mihnea, einen angeblichen Sohn des Ţepeş, dem er auch durch seine hämische Grausamkeit, durch seine diabolische Lust an Menschenqualen ähnlich war. Der „böse" Mihnea tötet viele seiner Bojaren im Jahre 1510, als Bogdan den Frieden mit Polen schlofs. Die am Leben gebliebenen Bojaren verjagen Danciul nach Siebenbürgen, wo er und einer der Serben vom Hofe Raduls, Demeter Jakšič, ihn ermorden. Durch die Gnade Mehmed-begs, des Sohnes von Alibeg Mihalogli, wird nun ein Kind, der junge Vlad, Vlăduţ, eingesetzt.

Von nun an ist die walachische Geschichte bis in späte Zeit von zwei Faktoren beherrscht: neben den allmächtigen Donautürken stehen die zu ungehorsamen Feudalen gewordenen unzähligen Bojaren, die unaufhörlich für einen oder den anderen „Fürstensohn", den es gerade jenseits der Donau und der Karpathen gibt, untereinander in Streit liegen. In verschiedenen Gegenden erscheinen jetzt mächtige Feudalhäuser, welche diese blutige nichtsnutzige Bewegung unterhalten, sie schüren und leiten. Man beginnt von Buzăuer Bojaren, von Bojaren von Slatina, aber besonders von den oltenischen Bojaren zu sprechen. Hier, im rumänischen Banate, leben vier Brüder: Barbu, Pîrvu, Danciul und Radu, die ausgedehnte Ländereien besitzen und mit bedeutenden Familien verschwägert sind; eine Schwester von ihnen, Neaga, hat ein Kind von einem Basarab, wahrscheinlich vom jüngeren.

---

ganze Geschichte mit der Erbauung der Kirche in Bălineştĭ durch Tăutul, mit dem angeblich geschenkten Gelde des ersten Tributs in Zusammenhang bringt.



Sie sind alle fromm wie der verstorbene Radu, kaufen gern die Gebeine von Heiligen aus der Balkanhalbinsel, erbauen Klöster — ihnen ist die Errichtung des schönen Klosters Bistriţa zu danken — und erfreuen sich eines Ansehens, das sich mit dem des durch sie erhobenen Fürsten gar nicht vergleichen läfst. Im Jahre 1499 war der älteste Bruder, der in dem neuerstandenen Craiova in der Ebene sitzt, nur „Barbu von Craiova", aber schon im Beginne des XVI. Jahrhunderts ist er, als erster Bojar, auch „Ban von Craiova", obgleich der ungarische König noch seinen Ban in Severin unterhält und die älteren Fürsten die Rechte Severins auf Rîmnic am Olt, das neue Severin, übertragen hatten. Die Bane von Craiova werden nur aus diesem Geschlechte entnommen, und jeder Fürst, der gegen diesen Gebrauch verstöfst, verliert sofort seine kurze Macht und zugleich sein Leben.

So erging es dem Vlăduţ. Die „Pîrvuleştĭ" und die „Banoveţĭ" riefen den Freund Mohammed von Nikopolis; nach einer Schlacht, in der zahlreiche Bojaren im Heere des jungen Fürsten fielen, wurde dieser selbst gefangen und in Bucureştĭ (Bukarest), „unter einem Birnbaume", am 25. Januar 1512 enthauptet. Jetzt wurde der Neffe der „Pîrvuleştĭ" Neagoe, nach seiner Mutter Neaga genannt, aber als Fürst mit dem Namen seines Vaters Basarab protzend, vielleicht auch durch moldauisches Zutun [1]), eingesetzt. Gemahl einer serbischen Prinzessin, der Nichte des Metropoliten Maxim [2]), eines gelehrten Mannes, mit vielem Kunstsinne begabt, folgte er der frommen Politik Raduls und verdient gewifs mehr als dieser den Namen „des Grofsen", wenn die Dankbarkeit der Kirche darin zum Ausdruck kommen soll. Er ist der Erbauer der weltberühmten Kirche von Argeş: sie ist aber auch das einzige Werk seines neunjährigen, bis September 1521 währenden Herrschens.

Was aber geschah in der starken Moldau in dieser Zeit? Die türkisch-tatarischen Wogen tobten an ihren Grenzen, und nicht nur einmal hatte Bogdan das Schicksal seiner walachischen Nachbarn, wenn nicht ein härteres zu fürchten. Während der Sultansohn Selim Chilia und Cetatea-Albă, jetzt Akkirman genannt, den

1) Acta Tomiciana, II, S. 94.
2) S. auch Convorbirĭ-literare, 1903, S. 435 ff.

Befehlshabern seines schwachen, alten Vaters entrifs und im Bunde mit seinem Schwager, dem Sohne des Tatarenkhans, diese Gegenden mit Lärm erfüllte, war Bogdan nicht einen Augenblick seines Daseins sicher. Nachdem Selim Sultan geworden war, ging er nach Asien, um hier die Erbschaft der Sudanen und Khalifen, den Padischahtitel, zu gewinnen. Unterdessen erduldete die Moldau geradeso wie Polen die unaufhörlichen Streifzüge der losgelassenen Tataren, denen die Raja in der südlichen Moldau und ganzen Dobrudscha überlassen worden waren. Nicht nur das Land zwischen dem Dnjestr und Pruth, sondern auch das bis zum Sereth und nördlich bis Hotin und Dorohoiŭ ward systematisch ausgeplündert, und eine Schlappe bei der Rückkehr genügte nicht, um die raubenden Besucher für die Zukunft fernzuhalten. Selbst während seiner glänzenden Hochzeitsfeier im Jahre 1513 hatte der geplagte Fürst die Tataren zu Gästen. Im April 1517 starb, noch sehr jung, Bogdan in Huşĭ am Pruth, wo er vielleicht in dieser Frühlingszeit weilte, um die östliche Grenze zu sichern.

Der alte Logofăt Tăutul war gestorben, und als der mächtigste moldauische Bojar galt Arbure der Hatman. Dieser führte die Vormundschaft für den jungen, kaum neunjährigen Bastardsohn Bogdans, Stephan mit Namen, den der Vater nach der bewährten Methode Stephans des Grofsen und Klugen in seiner Gegenwart zum Nachfolger hatte wählen lassen.

Der junge Stephan konnte bei seinem Alter eine eigene Politik nicht betreiben, und alles, was um diese Zeit in der Moldau geschah, ist das Werk Arbures. Während der dauernden Unsicherheit, welche die Türken verursachten, wurde ein neuer feierlicher Vertrag mit Polen unter dem Namen Stephans und dem seines jüngeren Bruders Peter im Jahre 1517 [1]) unterzeichnet. Gegen 1522 endlich wurde Stephan selbst der Herr seiner Taten, und dies zeigte sich bald durch Ereignisse, die vielleicht seinem Mute, keineswegs aber seinem Verstande und Herzen Ehre machen.

Durch sein ungerechtes, herausforderndes Betragen verursachte Stephan eine Verschwörung der Bojaren, die Peter an die Stelle

1) Hurmuzaki, II², S. 261 ff., 287 ff.



seines Bruders bringen wollten. Hinrichtungen folgten diesen Machenschaften, und unter den davon Getroffenen fand sich auch der alte Arbure. Es folgte ein Zug gegen das Heer der Aufständischen, das sich schon angesammelt hatte: der Wojwode siegte, und die Reihen der Emigranten nach Polen und Ungarn wurden um so dichter. Der Hauptgegner des Fürsten, Nicoară Șerpe, verlangte vom polnischen König die Auslieferung des älteren Peter, der als Prätendent den Namen Rareș trägt; dieser lebte in Preufsen unter Aufsicht und sollte jetzt die Herrschaft über die Moldau antreten.

Damals war seit drei Jahren Sultan beider Weltteile jener Soliman, der den gröfsten Persönlichkeiten der Geschichte würdig zur Seite gestellt werden kann, der Mann, in welchem den Türken endlich einmal ein Imperator geboren war. Im Jahre 1521 eroberte er Belgrad und bahnte sich einen Weg nach Ungarn, 1522 erschien er unter den Mauern der Johanniterfeste Rhodos und machte dieser fränkischen Besitzung im Mittelmeere ein Ende; 1523 bereitete er den neuen Zug nach der Donau vor, welcher 1524 auch unternommen wurde. Während so die Osmanen die Vorbereitungen zur Besetzung beider Ufer des grofsen Stromes trafen, hatten die Moldauer nichts Besseres zu tun, als sich nach einem anderen Fürsten umzusehen, und schwächten dadurch ihre Streitkräfte. In der Walachei aber stand es noch schlimmer.

Basarab war schon im September 1521 gestorben, und sein Nachfolger war — wie bei Bogdan — ein unmündiges Kind. Dieser Knabe, von dem gelehrten Vater anspruchsvoll Teodosie genannt, erhielt als Vormund seinen Onkel Preda, auf den nach dem Tode Barbus die Würde eines Ban übergegangen war. Doch die „Bojaren von Buzăŭ“ fanden einen tauglicheren Herrscher in dem Mönche Dragomir, der sich Vlad nennen liefs [1]. In einer Schlacht fiel Barbu, und der „Craiovesc“ Pîrvu folgte ihm in der Würde und politischen Stellung. Er rief die Hilfe des Mohammedbeg an, der gerade von der Einnahme Belgrads zurückkam, und so wurde Teodosie in Bucureștĭ wiederhergestellt. Die walachischen Patrioten waren Christenfreunde und erwählten jetzt einen Bojaren

1) Vgl. auch Conv. literare, 1902, S. 284.

aus der Grofs-Walachei zum neuen Gegenfürsten, denn Vlad war getötet worden. Dieser „Herr von Afumaţı“ (im Bezirke Ilfov) tat seinen Untertanen kund und zu wissen, dafs er „Radu Voevod sei, der Sohn des grofsen Radu Voevod“. Nach kleinen Siegen und einer entscheidenden Niederlage wurde Radu nach Siebenbürgen verjagt. Ein Versuch, von hier aus mit ungarischer Hilfe zurückzukehren, mifsglückte, und auch die nur für den Augenblick entscheidende Ankunft des siebenbürgischen Wojwoden Johann Zapolya hatte keinen Erfolg. Zuletzt machte Radu den Türken Anerbietungen: diese hatten eingesehen, dafs Teodosie, ihr Gast in Konstantinopel, unverwendbar war, und ernannten deshalb 1523 einen gewissen Vladislav zum Herrscher der Walachei. Obwohl anfangs von den Pîrvuleştı unterstützt, ward er bald von ihnen selbst vertrieben. Der neue Fürst hiefs auch Radu, obgleich er als Bojar lange Jahre nur als Bădica genannt erscheint; die Türken lockten diesen neuen Prätendenten zu sich und gaben ihm statt einer Fahne den Todesstofs. Wieder entspann sich der Krieg zwischen Radu und Vladislav; beide wurden vom Sultan nach Konstantinopel geladen, und hier bekam endlich Radu de la Afumaţı Anfang 1525 die Fürstenwürde, unterstützt von Donautürken und den Craiovaer Bojaren. Ein Jahr vorher aber war Severin in die Hände der Osmanen gefallen.

In die bescheidene Chronik der Taten Stephans des Jüngeren mufs auch ein Sieg über die aus Polen heimkehrenden räuberischen Türken eingezeichnet werden. Aber während der grofse Sultan alle seine Streitkräfte sammelte, um dem tiefgesunkenen Königreiche Ungarn den letzten Schlag zu versetzen, hatte Stephan nichts Besseres zu tun als mit Radu einen bewaffneten Streit um die jüngere Tochter Basarabs — die ältere wollte keinen von den beiden heiraten — anzufangen. Stephan siegte zwar, mufste aber doch die einzige der Prinzessinnen, die noch frei war, heiraten. Im Frühling traf der türkische Befehl ein, für Proviant und Hilfstruppen zum Kriege gegen den König von Ungarn zu sorgen, dieser dagegen bat dringend, dem Verlangen nicht Folge zu leisten. Die beiden rumänischen Herrscher, obwohl miteinander verfeindet, wufsten sich in gleicher Weise aus dieser Verlegenheit herauszuziehen: keiner von ihnen erschien auf der Walstatt, wo der letzte der

ungarischen Monarchen für die Ehre seines Namens kämpfend mit seinem Reiche fiel. Rumänische Fahnen wehten am groſsen Unglückstage von Mohács am 29. August 1526 nicht, und vielleicht verstand keiner von den beiden Fürsten die Tragweite des groſsen Ereignisses [1]).

Um die neugeschaffene Lage zu benutzen, erschien nach dem schon am 14. Januar 1527 eingetretenen Tode Stephans als neuer moldauischer Fürst Peter der Fischer.

So war wieder ein ehrgeiziger, strebsamer Mann auf den Thron der Moldau gekommen. Peter unterschied sich von seinem Vater nur dadurch, daſs bei ihm der Durst nach Eroberungen jedes andere Motiv des Handelns überwog. Wo er nur eine schlecht verteidigte Grenze sah, wo er nur von einer der im Bürgerkriege liegenden Parteien herbeigerufen wurde, da war er mit seinem starken moldauischen Heere zur Stelle, wenn er es auch bei weitem nicht so gut führte wie Stephan. Er war wirklich ein nimmer rastender Ränkeschmied, und in den unzähligen Fäden, die seine Schlauheit wob, sah er sich zuletzt selbst gefangen. Als er starb, besaſs — gröſstenteils durch seine Schuld — sein Land engere Grenzen als zuvor; es lag in den Fesseln türkischer Burgen wie die Walachei, und das Ansehen eines moldauischen Fürsten war tief gesunken.

Und dennoch bot sich für ihn nach der Schlacht von Mohács eine vorher niemals dagewesene Gelegenheit, im benachbarten siebenbürgischen Lande einzugreifen, wo er schon als Erbe Stephans des Groſsen das 1475 geschenkte Csicsó sowie das etwas später dazugekommene Schloſs Cetatea-de-Baltă — ungarisch Küküllövár, nach dem dabei flieſsenden Küküllöflusse genannt — besaſs [2]), wo er seine Beamten in Retég (Bistritzer Bezirk) hatte und durch eine Verfügung König Ludwigs in der bedeutenden, stark befestigten sächsischen Stadt Bistritz eine Rente von tausend Gulden jährlich einhob [3]). Siebenbürgen hatte an der entscheidenden Schlacht

---

1) Die Hauptquellen sind die moldauischen Chroniken und die Acta Tomiciana. Für die Beziehungen der Moldau zu Türken und Tataren: Chilia și Cetatea-Albă; für die Geschichte: Studiĭ și doc. III und meine Pretendențĭ domneștĭ in secolul al XVI-lea (Bukarest, 1898).

2) Chilia si Cet.-Albă, S. 271 ff.

3) Hurmuzaki, II[3], S. 510, no. CCCLVIII.

gegen die Türken nicht teilgenommen, weil der dortige Wojwode, der seit langem als möglicher Nachfolger des kinderlosen Königs galt, seine Kräfte für seine persönlichen Zwecke sparen wollte; dem Ehrgeize dieses Wojwoden, Johann Zapolya, der schon bei Lebzeiten Ludwigs II. sein Land als ein regnum, als ein beinahe unabhängiges Gebiet betrachtete, standen nur die durch einen Familienvertrag erworbenen Rechte des Römischen Königs Ferdinand im Wege, der die Schwester Ludwigs geheiratet hatte. Selbstverständlich entschied sich der kluge Sultan Soliman für den kleinen Dynasten, der einem kleinen Geschlechte entstammte, und erkannte den Mann als „König János" an, der für die Österreicher und ihre Freunde immer nur „János Weyda", kurz der „Weyda" blieb.

Nun war aber Zapolya zu schwach, um sich allein halten zu können; er traute aber auch seinem türkischen Gönner zu wenig, als dafs er ihn gern bewaffnet neben sich gesehen hätte. Andrerseits mufste sich Ferdinand seine Königreiche Ungarn und Böhmen zu einer Zeit erkämpfen, als die ganze Macht der zahlreichen österreichischen Besitzungen für die grofsen mittelalterlichen Pläne seines Bruders, Kaiser Karls V., aufgeboten wurde. Endlich fühlte sich der Sultan noch nicht mächtig genug, um eine so ausgedehnte christliche Provinz mit einem Schlage zu besetzen und zu beherrschen.

In Siebenbürgen lebten aber Hunderttausende von rumänischen Bauern und Hirten, die trotz ihrer Erniedrigung imstande waren, einen Herrscher ihres Stammes freudig zu begrüfsen: „etliche Walachen", schreibt ein kundiger Diplomat, „besitzen einen grofsen Teil des Landes, und leicht könnten sie sich in Anbetracht der gemeinsamen Sprache dem Moldauer anschliefsen [1])".

Seit geraumer Zeit waren die Szekler an moldauische Einfälle, aber auch an rumänische Waffenbrüderschaft und an die Oberhoheit der benachbarten Wojwoden gewöhnt. Mit siebenbürgischen „Walachen" stark vermischt oder wenigstens dicht neben ihnen lebend, konnten sie einer moldauischen Eroberung Siebenbürgens gar nicht feindlich gesinnt sein, und derselbe pol-

1) „Et aliqui Valachi possident bonam regni partem, qui levi de causa, propter linguae societatem, illi adhaererent"; Mon. Hung. Hist. XVI, S. 147—152; Hurmuzaki II[4], S. 306—307, no. CLXXI.



nisch-ungarische Diplomat erkennt dies auch ausdrücklich an. Es waren aufserdem kaum zehn Jahre verflossen, seit die Bewegung der Bauern in Ungarn, der „Kreuzzeug“ Georg Doszas, eines Szeklers, gegen die sich immer mehr Rechte anmafsenden Edelleute blutig niedergeschlagen worden war: diese Bewegung hatte ihr Ende erst im Banate gefunden, und es ist festgestellt, dafs auch rumänische Bauern aus den an Siebenbürgen angrenzenden Gespanschaften an dem Bauernkriege teilgenommen haben [1]. Nach dem Siege des privilegierten Standes wurde kraft neuer Gesetze mit den Bauern noch härter verfahren; dies diente gewifs nicht zur Beruhigung der Gemüter, so dafs die Ankunft eines Fürsten der freien Bauern, wie es der moldauische Nachbar war, mit lautem Jubel von Ungarn, Szeklern und Rumänen zugleich aufgenommen werden mufste. Als einem Statthalter des Römischen Königs wäre Rareş, wenn er sich diesen Titel beigelegt hätte, auch die Unterwerfung der deutschen Bürger aus den sächsischen sieben Stühlen sicher gewesen.

Peter befolgte zuerst in betreff Siebenbürgens die einzige Politik, die Früchte versprach, den Bund mit den Deutschen. Noch 1527 kamen zwei Gesandte Ferdinands zu ihm, wovon einer ihm das Versprechen brachte, dafs selbst Bistritz für treue Dienste abgetreten werden könnte. Aber gleich darauf wandte sich das Blatt, denn Ferdinand verschwand vom Kampfplatze. Zapolya fand immer mehr Unterstützung und Liebe, und endlich — dies war für den Fürsten der Moldau entscheidend — brach Soliman selbst am 10. Mai 1529 von Konstantinopel auf, um die ungarischen Wirren beizulegen, d. h. dem „König János“ zur Befestigung seines Thrones zu verhelfen. Auf ausdrückliches Verlangen Peters vertraute ihm Zapolya die Stadt Bistritz „pfandweise“ an, doch unter der Bedingung, dafs er die Anerkennung der dortigen Sachsen gewinnen oder erzwingen würde. Durch Einfälle ins Szeklerland angekündigt, begann der grofse Zug der Moldauer im Juni; schon am 22. dieses Monats wurden die sächsischen Anhänger Ferdinands im Süden der Provinz unter dem Schlosse Feldvár (Feldioara) vollständig

1) S. den guten Aufsatz von S. S. Secula, in Arch. soc. şt. şi lit. din Iaşi, VIII, S. 125 ff., wo auch die ungarische Literatur angegeben ist.

geschlagen und verloren auch ihr Geschütz. Durch eine Bewegung der Bojaren, die vielleicht auch der moldauische Nachbar aufgewiegelt hatte, war der walachische Fürst im Januar 1529 des Thrones und Lebens verlustig gegangen, und sein Nachfolger Basarab fand im Lande keine Anerkennung. Im März brachten nun die Donautürken, die an der Stelle des verbannten Mehemed unter einem neuen Statthalter standen, den Fürsten Moise, einen Sohn Vladislavs, herbei, der als nunmehriger Herrscher nicht die unsichere Politik seines Vorgängers in betreff der siebenbürgischen Angelegenheiten befolgte, sondern, dem türkischen Befehle gehorsam, einige Truppen gegen Kronstadt abschickte, doch ohne etwas Wesentliches auszurichten [1]).

Nach seinem Siege verlangte Peter von den Bistritzer Sachsen sein Schlofs Balvanyos (rum. Unguraş) und seine Stadt Bistritz, doch wurden ihm beide nach vorausgegangener Verständigung mit der Universitas Saxonum, die gegen Zapolya und dessen Anhänger unversöhnlich blieb, verweigert. Unter schrecklichen Drohungen, das Land brandschatzen und seine Einwohner vierteilen, ja mit Weib und Kind „braten“ zu lassen, brach der Moldauer von neuem gegen seine ungehorsamen Untertanen los. Ein Heer erschien vor den Mauern von Bistritz, alles verwüstend, konnte aber doch die Mauern der hartnäckigen Stadt nicht übersteigen, während der Fürst selbst bei der Belagerung von Kronstadt etwas besseren Erfolg hatte. Neue, ebenso furchtbare und leere Drohworte ausstofsend, kam Peter im Herbste zurück. Der für das Jahr 1530 angekündigte Einfall blieb aber aus [2]). Es wurde niemand von den Bistritzern gebraten, und Peter begnügte sich mit unbestimmten Oberhoheits-

1) Studiĭ şi doc. III, S. XLIX—L, Hurmuzaki, XI: siebenbürgische Rechnungen und die beigegebenen Anmerkungen nach den sächsischen Chroniken, von Kemény, Deutsche Fundgruben, 2 Bde. und ein Ergänzungsband, den Trauschenfels herausgegeben hat. Er veröffentlicht dazu die Akten aus dem Wiener Archive, welche neuerdings Fr. Schuller, im Archiv für siebenbürgische Landeskunde veröffentlichte. (Bde. XXVI, XXVIII und XXIX.)

2) Nach ungedruckten Akten im Bistritzer Archive, in Docum. Bistriţeĭ I, S. XIX ff. Vgl. Heinrich Wittstock, in Trauschenfels, Magazin, N. F. II; Wenrich im Arch. für siebenb. Landeskunde, N. F., Bd. VI; R. Schuller, ebenda XXIII; die Regesten der Bistritzer Akten von Albert Berger, 3 Faszikel im Programme des dortigen Gymnasiums.



rechten und mit dem jährlichen Zinse „seiner" siebenbürgischen Stadt. Die günstige Gelegenheit zu einer Erwerbung Siebenbürgens war vorüber, und Peter wandte sich jetzt gegen Polen.

Pokutien hatte Bogdan tatsächlich nicht zurückgegeben, aber wahrscheinlich während der Minderjährigkeit des jungen Stephan war die Zurückgabe erfolgt. In der ersten Zeit nach seiner Thronbesteigung zeigt sich Peter, der langjährige Gast des polnischen Königs, der ihn gegen die Wut seines Neffen Stephan zu schützen wufste, höchst willfährig gegen das Reich, mit dem er zu Ende des Jahres 1527 einen Vertrag unter den gewöhnlichen Bedingungen schliefst [1]). Aber 1528 verlangt er schon von der Pforte — allerdings wird er scharf abgewiesen — die Erlaubnis, wegen des ihm entzogenen Erblandes Pokutien in Polen einfallen zu dürfen. Gleichzeitig heuchelt er gegen den König selbst treue Freundschaft und verlangt unter anderem, am Tage von Piotrkow, dafs man ihm bei Aufbringung der türkischen Steuer helfe [2]). Im Jahre 1529 ist der Moldauer in Siebenbürgen beschäftigt. In den ersten Monaten des Jahres 1530 wird der Walachenfürst Moise, welcher begonnen hatte, Bojaren zu enthaupten, — ein noch nicht erlaubtes blutiges Spiel — verjagt, doch kehrt er mit sächsischer Hilfe unter Mark Pemflinger, dann unter dem siebenbürgischen Bischof und Stephan Majláth, dem künftigen Wojwoden, zurück. Aber sein Nachfolger Vlad gewinnt im August einen entscheidenden Sieg bei Viişoara: Moise und sein Ban von Craiova finden im Kampfe den Tod, Majláth aber fällt in die Hände des Siegers. Bald erscheint dieser neue Vlad als Schwiegersohn und Verbündeter Peters, und dieser Umstand erklärt einigermafsen den Sieg vom August 1530.

Die Vorbereitungen Peters gegen Polen waren ebensowenig in Konstantinopel wie in Ungarn Geheimnis geblieben. Der König wurde gerade im August um die Rückgabe Pokutiens angegangen, doch dieser Bitte folgte die Abweisung selbstverständlich. Im September drangen die Moldauer in das geforderte Land ein, und wie unter Stephan und Bogdan gelang es ihnen ohne grofse Schwierigkeiten, die „alten Grenzen" wiederherzustellen. Erst nach vielem

1) Auch in Hurmuzaki II² abgedruckt.

2) Hurmuzaki, Supl. II, B. I, S. 18—19, no. IV.

Hader entschlofs sich der polnische Reichstag zur Anwerbung eines Heeres, um den Eindringling hinauszuwerfen, ja man wartete sogar, bis eine günstige Antwort vom Sultan, an den ein besonderer Bote abging, eintraf. Dann endlich übernahm Johann Tarnowski den Befehl über ein starkes Heer und führte es nach Pokutien, das ihm „in zwei Tagen“, so sagt der offizielle Bericht, zufiel. Wütend versuchte der ungeduldige Wojwode „sein Land“ wiederzuerobern, brachte auch in wenigen Tagen mit seinen Curteni viele Bojaren und eine Menge bewaffneter Bauern zusammen, aber der Vortrab seines Heeres wurde von den besser disziplinierten, schwerer bewaffneten und mit besseren Geschützen, die sie auch zu benützen verstanden, versehenen Polen geschlagen. Nach drei Tagen erlitt Peter selbst zu Obertyn — seit jener Zeit ein berühmtes Schlachtfeld, dessen Name durch polnische Siegesberichte in ganz Europa verbreitet wurde —, am 22. August 1531 dasselbe Schicksal. Seine Fahnen, die türkischen und christlichen, seine zu Feldvár gewonnenen Geschütze und sein Lager wurden erbeutet, seine Krieger auf der Flucht hingemetzelt; er selbst trug drei Wunden auf seinem ermatteten Körper, in dem schmerzerfüllt die unversöhnliche Seele loderte.

In Polen nahm der Jubel über diesen ersten, unleugbaren Sieg, den man über die so oft erfolglos bekämpften Barbaren im Süden davongetragen hatte, kein Ende, und die Verfasser der „Zeitungen“ wie die Dichter wetteiferten in ihren schwungvollen Lobpreisungen. Doch der Besitz Pokutiens blieb, trotz der Verschwendung, die man mit schönen Worten trieb, immer strittig. Nun sammelte Peter Serben, Türken und Tataren, erfahrene Berufssoldaten, die zu Einfällen in fremdes Gebiet geeigneter waren als die moldauischen Bauern, und schickte einige Abteilungen in sein ererbtes Land. Die Polen erwiderten diesen Besuch in ähnlicher Art, und beim Abzug dieser Gäste fanden die Moldauer Gelegenheit zur Rache. Die von beiden Seiten angerufene Vermittelung Zapolyas nützte sehr wenig; der Wojwode wollte seinerseits kein Unrecht feststellen, und selbst den Sieg von 1531 erklärte er in einem ganz eigentümlichen Sinne: „der König dürfe nicht zu stolz sein“, sprach er, „wegen seines Sieges, weil er ihn nicht durch eigene Macht, sondern durch das Glück, welches oft wechselt, gewonnen

hat: es siegte nicht der König, sondern Gott, welcher den Fürsten für seine Zuversicht strafen wollte.“ Gewifs wäre der Krieg wieder ausgebrochen, wenn nicht die siebenbürgischen Angelegenheiten die ganze Aufmerksamkeit Peters in Anspruch genommen hätten.

Im Jahre 1532 zog der immer siegreiche Sultan gegen seinen verachteten und verhafsten Feind, das Haus Österreich: er kam aber nicht weiter als bis Güns. Zur selben Zeit wurde Aloisio Gritti nach Siebenbürgen gesandt, um die dortigen Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen. Es war ein Dogenbastardsohn, der zum vollkommenen Levantiner geworden war und die Schlauheit des morgenländischen Franken mit dem tollen Mut und dem riesigen Einbildungsvermögen des geborenen Abenteurers vereinigte.

Man sprach mit Besorgnis davon, dafs messer Aloisio-Pascha sich anstatt des „Weyda“ und des „Deutschen“ zum König von Ungarn aufwerfen wolle, und dafs er die Moldau bereits seinem Freunde in Konstantinopel, einem Haremsschwager des Sultans, dem schon bekannten Stephan, dem Enkel des Helden, bestimmt habe, während für die Walachei einer der jungen Söhne des kaiserlichen Bevollmächtigten als passender christlicher Gubernator erschien. Wahr oder unwahr, nötigten diese Gerüchte die dabei Interessierten dazu, alle ehrgeizigen Pläne beiseite zu lassen und auf das schon in ihrem Besitze Befindliche gut achtzugeben.

Die Verhandlungen mit Polen dauerten in der gewöhnlichen schläfrigen Weise auch im Jahre 1533 fort. Im folgenden Jahre kam Gritti wieder, der mehr denn je in der Gunst des Sultans stand und sich schon fest im königlichen Sattel sitzen fühlte. Er trat sehr hochfahrend auf, ja er liefs einen Bojaren, der ihm in der Walachei — dort war an Stelle des ertrunkenen Vlad ein anderer Vlad, ein gewesener „Vintilă von Slatina“ getreten — bei der Überfahrt nicht schnell genug gedient hatte, hinrichten; er wiegelte die dortigen immer unzufriedenen Grofsen gegen diesen neuen Vlad auf, der aber die Spuren der Intriganten bis in die Zelte des stolzen Italieners verfolgte und sie teils dem Henker, teils dem Gefängniswärter in der Bergfeste Poienarĭ, einer ţepeşischen Gründung, überantwortete. In Siebenbürgen schob Gritti die Schuld für diesen schlechten Empfang jen-

seits der Berge dem Wojwoden Emerich Czibak in die Schuhe und liefs ihn dafür töten. Doch das war zu viel. Das unruhige Siebenbürgen glich doch noch nicht der schon unterjochten Walachei: der freche Mensch ward in Mediasch eingeschlossen.

Hier wartete er vergebens auf die Hilfe des versöhnten Vlad, der wohl zur Hand hätte sein können, sich aber nicht bewegte. Um so eifriger bemühte sich Peter um die Befreiung des kaiserlichen Statthalters. Ein würdiger Nebenbuhler Grittis in der grausamen Verschmitztheit des Orientalen, eilte der Moldauer gegen Mediasch, lockte den Belagerten zu sich, verriet ihn dann aber ohne Skrupel an die Aufständischen, die ihm bald den Weg zum strafenden Himmel zeigten. Von den beiden Söhnen des Dogensprößlings, die dem guten Rareş anvertraut wurden, hörte man niemals wieder etwas.

Nach dieser Tat der Rache waren gewifs die alten Beziehungen Rareş' zu den Türken und ihrem ungarischen Könige ein wenig ins Schwanken geraten. Er brach zwar nicht die Freundschaft mit Zapolya, liefs sich aber auch von den Boten König Ferdinands, der Feldvár vergessen wollte, aufsuchen. Mit ihnen schlofs er im April 1535 einen Vertrag, in welchem neben der Aufnahme der gewöhnlichen Klauseln von seiten der Kaiserlichen ein Hilfsgeld von jährlich 6000 Dukaten, von seiten des Moldauers die Verweigerung eines gröfseren Zinses an die Pforte und der Reise nach Konstantinopel versprochen wurde. Durch einen Akt vom Monate Juni wurden Peter alle seine siebenbürgischen Besitzungen feierlich bestätigt. Während der Wojwode mit Polen, jetzt unter kaiserlicher Vermittelung, das alte Spiel der Verhandlungen weiter trieb und in geeigneten Augenblicken verheerende Truppen in das Nachbarreich sandte, erfuhr endlich Zapolya diesen neuen gegen ihn gerichteten Frontwechsel und bestrafte den falschen Freund damit, dafs er ihm 1536 Balvanyos entrifs.

Wieder war jetzt in Peter der Trieb zur Eroberung Siebenbürgens erwacht. Die Türken liefsen ihn gewähren; Ferdinand aber war sein Verbündeter und bot ihm sogar 1537 die Übergabe der sehr bedeutenden maramorosischen Burgen Munkatsch und Hufst an; auf Zapolya hatte er keine Rücksicht mehr zu



nehmen. Peter hatte den römischen König gebeten, vorläufig keinen neuen Wojwoden in Siebenbürgen zu ernennen, „bis ich mich nicht mit E. M. durch Gesandte oder Schriften verständigt haben werde über gewisse heimliche Sachen, welche das Wohl des Landes betreffen und die besonders geeignet sein werden, diese siebenbürgische Provinz mit E. M. zu versöhnen und E. M. zu erhalten“.

Aber gerade in dem Augenblicke, wo das bewaffnete Einschreiten des Wojwoden Bedeutendes hätte bewirken können, rüstete sich der polnische König zu einem persönlichen Zuge gegen Peter Pokutiens wegen, um durch einen glänzenden Sieg die berühmte Tat seines Feldherrn Tarnowski zu verdunkeln. Nunmehr ging man gegen den mit Eiden, Bitten und Drohungen um sich werfenden „Walachen“ wirklich tüchtig ins Zeug. Seine Gesandten erhielten im August den Befehl ungesäumt heimzukehren, und ein starkes königliches Heer drang bis nach Galizien vor; doch ein Aufstand, der im unangreifbaren Nachbarlande ausbrach, vereitelte den erhofften Sieg.

Der sichere Mifserfolg einer jeden Offensive gegen die Moldau zeigte sich nach wenigen Monaten auch in dem Mifsgeschicke, das den polnischen Befehlshaber Nikolaus Sieniawski betraf. Er rückte mit zahlreichen stolzen Rittern heran, um den fehlgeschlagenen Zug seines königlichen Herrn fortzusetzen, aber in einem Treffen mit den Moldauern verlor er am 1. Februar 1538, nachdem er lediglich einen Strich Landes geplündert hatte, nicht weniger als 2000 Gefährten.

Den Polen war es ganz unmöglich, den bösen Nachbar unter Bedingungen, die sie stellten, zum Frieden zu zwingen — da erhielten sie einen entscheidenden Verbündeten in dem grofsen Kaiser des Ostens, der schon im Juli seinen Marsch gegen die Moldau antrat, während ein neues polnisches Heer gegen Hotin vorrückte. Soliman kam, nicht um polnische Interessen zu fördern — diese waren ihm völlig gleichgültig —, sondern um eigene Zwecke zu verfolgen. Er brauchte in der Moldau wie in der Walachei, um der ganzen nördlichen Grenze sicher zu sein, einen unbedeutenden christlichen Sklaven und eine Reihe schützender türkischer Festungen. Deshalb wollte er Peter verdrängen, seinen Schwager



Stephan an seine Stelle setzen, das Raja der beiden Häfen nordwärts ziemlich weit ausdehnen und sich dadurch ein zweites Giurgiu am Dnjestr verschaffen.

Wer konnte dem Sultan in diesen Gegenden widerstehen? Die Furcht versöhnte zwar für einen Augenblick Zapolya und Ferdinand; aber die Polen, mit denen Peter in der gröfsten Eile Frieden schlofs, indem er ihnen Pokutien „auf ewig" überliefs, die endlich zufriedenen Polen, die nur über den besiegten Feind triumphierten, sich der wiedererlangten Provinz freuten, aber nicht an ihre ganze, von jetzt an bedrohte Zukunft dachten, hörten nicht auf die eindringliche Ermahnung und die verzweifelte Bitte Peters. Von seinen Bojaren verlassen und von den Bauern nur in der Stille betrauert, konnte Peter nicht einmal wie sein grofser Vater ein Heer zur Verteidigung seines Landes zusammenbringen. Er floh nach Hotin, wurde hier von den schon eingenisteten polnischen Truppen abgewiesen und irrte nun als ein armer, alter, verfolgter Mann, der weinend vor wundertätigen Heiligenbildern in den Klöstern die Hände rang und bei den Bauern ein Stück Brot erbettelte, in den pfadlosen moldauischen Bergen umher. Endlich, im September, konnte er durch einen Pafs nach Siebenbürgen entschlüpfen, gute Leute nahmen sich seiner an, und er erreichte seine Feste Csicsö. Aber hier durch den Bischof Martinuzzi, den Befehlshaber Zapolyas, belagert, ward der Fürst gefangengenommen und als Staatsgefangener wieder eingeschlossen.

Der Sultan rückte geradenwegs auf Suczawa los, empfing die Huldigung der Bojaren, setzte seinen Schwager Stephan „den Türken" als christlichen Wojwoden ein, umgab ihn mit 500 Janitscharen, annektierte die ganze südliche Hälfte des jetzigen Bessarabiens und liefs bei Tighinea — es ist von nun an das türkische Bender — eine starke Festung erbauen, auf deren Pforte geschrieben stand, dafs der unbesiegbare Kaiser die Moldau gebändigt, den ungehorsamen Beg in den Staub geworfen und unter den Hufen seiner Pferde zerstampft habe.

Jetzt erst sahen die Bojaren der Moldau, die sich gegen ihren Fürsten empört hatten, ein, welchen Fehler sie begangen, ja dafs sie sich nicht nur an ihrem Fürsten, sondern auch an ihrem Vaterland und ihren eigenen Interessen — im entrissenen Gebiete



lagen doch auch Bojarengüter, die nun für immer verloren waren! — in verblendeter Neuerungssucht versündigt hatten. Sie machten nunmehr dem in Suczawa zurückgelassenen „Türken“ trotz seiner Janitscharenwacht das Leben recht sauer. Dieser Schwächling, der nur das Leben von Konstantinopel kannte, dieser Haremsschwager des Sultans sollte, ohne von irgendeiner Seite auf Hilfe rechnen zu können, und noch dazu in einem Jahre, wo die Heuschrecken — sie trugen ihm selbst den Beinamen Lăcustă ein, d. h. Heuschrecke — alles verwüstet hatten, die türkischen Besatzungen aus den jüngst eroberten Plätzen verjagen und den Bau Benders stören! Dreimal entstanden ihm durch die Ränke der Bojaren Gegenfürsten, welche vorgaben, den glorreichen Stephan oder den vom Lande betrauerten Peter zum Vater zu haben. Endlich beschritt man den sichersten Weg, um sich seiner zu entledigen. Verschworene drangen in das Schloſs von Suczawa ein, und nach einigen Augenblicken ward eine blutige, unschuldige Fürstenleiche vor den Pöbel geworfen. Cornea, der Pförtner, aber ward jetzt als Alexander, Sohn des Bogdan, zum regierenden Herrn der Moldau ausgerufen.

Ohne Verzug erkannten ihn die Polen an; jedoch die Anerkennung eines Königs, der seine Vasallen gewohnheitsgemäſs im Stiche lieſs, konnte den schwankenden Thron des durch eine Verschwörung erkorenen Fürsten nicht gerade befestigen. Die Streifzüge, die Cornea, dem Rate des Polenkönigs folgend, gegen alle benachbarten türkischen Schlösser, wie Oczakow, Akkerman, Chilia, Bender, unternahm, waren gewiſs auch nicht das beste Mittel, um ihm die Gunst des Sultans zu erwerben. Er hatte zwar einige Bojaren auf seiner Seite, aber viele von ihnen waren aus Neid oder aus anderen Beweggründen gegen diesen Emporkömmling, und die Bauern vollends führten nur den Namen des guten, nicht habgierigen Volkssohnes Peter im Munde.

Dieser kam auch wirklich, nachdem er in Briefen an den Sultan, die seine Frau, die Despotentochter Helena, in serbischer Sprache verfaſste, Reue an den Tag gelegt und sich auf Solimans Aufforderung hin bei ihm persönlich mit schönen Gaben, demütigen Gebärden und süſsen, falschen Worten vorgestellt hatte.

Er wolle von nun an kein Unruhestifter mehr, sondern ein gefügiger Statthalter des Kaisers sein; er würde als Strafe für seine Vergangenheit einen gröfseren Tribut bezahlen und, wie ehemals sein „türkischer“ Neffe, Janitscharen in Suczawa halten — dies alles versprach er. Wenige Monate, nachdem er in der türkischen Hauptstadt Aufenthalt nahm und sich um den moldauischen Thron bemühte, kam aus Ungarn die wichtige, folgenschwere Nachricht, dafs „König János“ nicht mehr unter den Lebenden sei. Der Verstorbene hinterliefs aber von seiner jungen Gemahlin, der polnischen Königstochter Isabella, die er erst kürzlich heimgeführt hatte, nur einen unmündigen Sohn, Johann Sigmund. Für Soliman stand von vornherein fest, dafs dieser Säugling, den er Stephan zu nennen geruhte, König von Ungarn, wie sein Vater es hatte haben wollen, werden mufste, und er erwartete zugleich eine augenblickliche Stärkung der deutschen Partei, um sie entsprechend demütigen zu können. Um aber seinen Zug würdig in Szene zu setzen, brauchte er an der Grenze des umstrittenen Königreiches allerdings treue Vasallen, diese aber mufsten zugleich auch bessere Leute sein, als „Schwager“ Stephan „die Heuschrecke“, gewesen war. In der Walachei war im Sommer 1535 dem Vlad-Vintilă ein politisches Jagdunglück passiert, und als Nachfolger setzten die oltenischen Bojaren, in deren Wäldern die verhängnisvolle Hirschjagd stattgefunden hatte, einen Mönch vom Kloster Argeș ein, der wegen seiner präsumtiven Rechte auf den Fürstenhut zwangsweise ins Kloster gesteckt worden war. Als Bojare hatte er den Namen Peter getragen, im Kloster nannte man ihn Paisie, als Fürst legte er sich den geläufigen Fürstennamen Radu bei nach seinem angeblichen Vater, Radu Voevod, selbstverständlich „dem Grofsen“; zur Unterscheidung von anderen Fürsten dieses Namens wurde er Radu Paisie oder Radu Călugărul geheifsen. Im Jahre 1539 erhoben sich die Bojaren unter Șerban, dem Ban von Craiova, auch gegen ihn; doch wurde er durch die Donautürken zurückgebracht, und zum Lohn dafür erhielten diese 1540, nachdem Radus Sohn Marco für seinen Vater einen Besuch am Hofe zu Konstantinopel gemacht hatte, den wichtigen Hafen von Brăila, den einzigen Punkt, der noch an den ehemaligen reichen Landbesitz an der Donau erinnerte, und zugleich



die einzige Stelle, die einen freien Zugang zur Donau und damit zum Meere gestattete [1]).

Jetzt lief nun auch noch die Nachricht ein, daſs Stephan durch den „hain“, d. h. durch den Verräter Alexander ersetzt worden sei und daſs sich die Moldau in hellem Aufruhr befinde. Ohne Verzug bekam deshalb Peter die kaiserliche Fahne, kaiserliche Truppen und ward — zum zweiten Male — in feierlicher Audienz zum Fürsten der Moldau ernannt. Stolz über seinen „Sieg“, eilte er an die Donau und lieſs seinen Freunden melden, „daſs er wieder, was er gewesen war, geworden sei, und noch mehr als das“. Das Land schloſs sich ihm an, und eine Bojarenpartei hielt vom ersten Augenblicke an zu ihm; die anderen, die das Land an den Sultan und dessen ermordeten Schützling verraten hatten, wurden festgenommen, und die erneute Thronbesteigung des Fürsten ging so glücklich vonstatten, daſs Blut nur unter dem Schwerte des Henkers floſs, dem die Köpfe Alexanders und seiner Gehilfen verfielen. Schon Ende Februar war der alte, erfahrene Herrscher wieder in Suczawa und konnte seine Familie aus Siebenbürgen dorthin zurückkehren lassen.

Aber die politische Lage seines Landes war doch eine wesentlich andere geworden; der Fürst konnte nicht mehr wie früher seine Gegner als mutiger Ritter herausfordern. Der Versuch, Tighinea aus den Händen seiner Befestiger durch in Polen geliehenes Geld loszukaufen, gelang nicht. Denn die Polen konnten sich trotz der gegenteiligen türkischen Versicherung und seiner eigenen Beteuerung, unmöglich je von Herzen mit dem alten bekannten Friedensstörer aussöhnen, den sie jetzt ungern wieder an ihren Grenzen erscheinen sahen. Unter diesen Umständen wiesen sie auch die Bitten um Geld kurz ab. Der König, der den Tataren Tribut zahlen muſste, hatte kein Geld zu verleihen. In Siebenbürgen fand er nur erklärte oder heimliche Gegner, und seine dortigen Burgen — an Bistritz dachte er jetzt gar nicht mehr — wurden ihm vorenthalten. Schon 1541 überschritt er die Karpathen, um dem Sultan seine Dankbarkeit für

1) Vgl. Chilia şi Cet.-Albă, S. 323 mit [Tunusli: d. h. Michael Cantacuzino], Ἱστωρία τῆς Βλαχίας, Wien 1806, cap. XLVI.

die ihm „verliehene“ Würde zu bezeigen, und Majláth, der schon einmal der Gefangene walachischer Truppen gewesen war, fiel bei dieser Gelegenheit in seine Hände: durch das Versprechen freien Geleites hatte er wie gewöhnlich sein Opfer angelockt. Der unabhängige, keinen König und keine Königin anerkennende Wojwode von Siebenbürgen wurde nach Belgrad zu dem Sultan geschickt, der eben gegen die „Deutschen“ in Ungarn ins Feld gezogen war. Während nun die Türkisch- und Deutsch-Kaiserlichen um Ungarn stritten, war der Regent Martinuzzi, „Bruder Georg“, der Bischof und Schatzmeister, der wirkliche Herr im siebenbürgischen Lande. Gegen diesen führte Rareş unaufhörlich Fehde wegen der Burgen; erst 1544 wurden Csicsö und Küküllövár geschleift und ihr Gebiet hierauf den moldauischen Beamten übergeben. Peter mufste dafür von Herzen dankbar sein, aber er war nunmehr auch nur einer von den zahlreichen fremden Gutsbesitzern in Siebenbürgen, und seine Rechte an diesem Boden hatten ihre politische Bedeutung verloren.

Schwer durch seine türkische Umgebung und Bewachung sowie durch den Verlust eines bedeutenden Teiles seines Herrschaftsgebietes bedrückt, war Peter auch noch gezwungen worden, seinen ältesten Sohn als Geisel zur Pforte zu schicken, und aufserstande, aus dem verarmten, verwüsteten Lande den erhöhten Tribut herauszupressen, mufste er auch noch die Drohung hören, man würde ihn zu einer alle drei Jahre zu wiederholenden Huldigung nach Konstantinopel fordern. Da vernahm Peter mit grofsem Jubel die Nachricht, dafs sich die Christenheit, d. h. das christliche römische Reich deutscher Nation, endlich daran machte, die Türken aus dem seit 1541 besetzten Ofen zu vertreiben. Peter trat sofort in heimliche Verbindung mit dem erwählten Führer des ungarischen Kreuzzuges, dem Markgrafen Joachim von Brandenburg, und schlofs mit ihm im März 1542 einen Vertrag, wodurch er sich zu Spionendienst, zur Verproviantierung des christlichen Heeres und aufserdem zu unmöglichen Taten, wie der Gefangennahme des grofsen Sultans, verpflichtete. Im Juni, während der Feldzug schon weit fortgeschritten war, lieh er dem Markgrafen in seiner Eigenschaft als Reichskapitän die hohe Summe von 200000 ungarischen Dukaten, die niemals zurückgegeben worden

ist [1]). Wie gewöhnlich erging sich der Wojwode in unmäſsigen, stark übertriebenen Reden, die er unvorsichtigerweise auch den polnischen Agenten gegenüber gebrauchte. Aber dieses alles führte zu weiter nichts, als wahrscheinlich zu einem neuen Vertrage mit König Ferdinand. Wenn zu Beginn des Jahres 1543 auch der nichts weniger als unternehmende walachische Radu einen solchen abschlieſst, wobei er sogar seine bewaffnete Hilfe gegen die „ungläubigen Türken und Tataren“ verspricht, so muſs man gewiſs auch darin ein Verdienst des unruhigen Moldauers erblicken.

Als dieser im September 1546 starb, war sein Land ruhig und gedieh im Frieden. Eigentlich war er ebensowenig ein Freund der Polen geworden wie er ein treuer Diener der Türken geblieben war, aber gegen die ersteren hatte er sich durch die Bildung einer neuen Starostie in Sepenic, gegen die letzteren durch die Wiedererbauung des Schlosses Soroca einigermaſsen geschützt. In der Walachei waren schon 1544 innere Kriege zwischen Radu und einem vierten Basarab, der unter dem Namen Laiot besser bekannt ist, ausgebrochen; dieser war mit Haiducken und Pribegen aus dem ungarischen Banat gekommen, hatte gesiegt, war aber schlieſslich doch von den Türken und Tataren geschlagen und getötet worden. Nach einigen Monaten, im März 1545, nachdem Radu zur Pforte gerufen und von hier nach Ägypten verschickt worden war, bekam das Land direkt aus Konstantinopel einen neuen Fürsten: Mircea, „den Sohn des Radul“, einen grausamen Wüterich. Er tötete von den politischen Flüchtlingen alle diejenigen, welche so unvorsichtig waren, zurückzukommen und sich unter seine Herrschaft zu begeben, im ganzen zweihundert Bojaren, und überdies erfuhr er in jedem Jahre die Feindschaft der noch im Auslande gebliebenen durch Einfälle, so daſs er sich, immer siegreich über die schwachen Rotten, den hohen Genuſs vergossenen Menschenblutes immerwährend verschaffen konnte. Das war für die

1) Die Akten bei Papiu, Tesaur, III, 13 ff.; vgl. Jorga, Acte şi fragm. I, S. 108—110 und H. Traut, Kurf. Joachim II. von Brandenburg und der Türkenfeldzug vom Jahre 1542 (Gummersbach 1892), wie auch die Vorreden zum X. und XI. Bande der Sammlung Hurmuzaki. Für die Polenkriege Rareş' meine Studien in Convorbirĭ literare 1901. Vgl. auch Veress Endre, Izabella Királyné (Budapest 1902).

Bojaren sehr kummervoll, weniger für das von ihnen bedrückte Land, gleichgültig aber den Türken und ebenso dem Moldauer, der ihm 1546 sogar seine älteste Tochter Chiajna — vielleicht eine Witwe Vlads des Ertrunkenen — zum Weibe gab. Als der Schwiegervater starb, regierte der Schwiegersohn Köpfe mähend das walachische Land; doch dieses war vollständig von den Türken beherrscht, völlig von Konstantinopel abhängig.

Das gleiche Los traf die damals noch viel stärkere Moldau nur drei Jahrzehnte später, als ein „walachischer“ Fürst aus dem gefügigen Stamme dieses Mircea des Hirten — Ciobanul — 1574 den Thron des benachbarten Landes bestieg. Dieser rasche Verfall des Landes Stephans des Grofsen und Peters des Unruhigen bedarf einer Erklärung.

Peter hinterliefs drei Söhne, von denen keiner seine guten Eigenschaften besafs. Einer, Konstantin, lebte als Geisel zu Konstantinopel; der älteste, Ilie, war beim Tode des Vaters im Lande, und so wurde er ohne weitere Schwierigkeit — die Verhältnisse von 1538 hatten zur Lehre gedient — von den Bojaren zum Fürsten erwählt. Mit vielem Stolze schreibt er seinen Nachbarn, dafs Gott und die Bojaren, „mit der Genehmigung der kaiserlichen Majestät“ heidnischen Glaubens, ihn zum Nachfolger seines Vaters gemacht hätten; „ich werde wissen“, fügt er hinzu, „sein Erbe zu bewahren, den Guten mit Güte, den Feinden mit Feindschaft zu begegnen“.

Diese guten Absichten hatten jedoch keinen Bestand: Ilie war auch beim Sultan gewesen und hatte in Konstantinopel die Herrlichkeit des reichen, glänzenden hauptstädtischen Lebens in der Nähe des mächtigen kaiserlichen Hofes kennen gelernt, wo die Schätze und Gröfsen des ganzen Morgenlandes täglich zusammenströmten. In der Moldau erschien ihm demgegenüber alles kleinlich und abgeschmackt, und deshalb verbrachte er die Zeit in Gemeinschaft mit seinen türkischen Günstlingen beiderlei Geschlechts bei Festlichkeiten. An etwas anderes dachte er überhaupt nicht, und als er 1550 den Befehl erhielt, in Siebenbürgen einzufallen, wo Martinuzzi kaiserliche Politik trieb und seine gnädige Frau, die Königin, mit ihrem Sohne bald nach Polen schickte, da übertrug er die Ausführung dieses Auftrages seinem Bruder Stephan. Im folgenden Jahre, und zwar im Mai, gab er freiwillig die Herrschaft

über die Moldau, die ihm nicht im geringsten behagen wollte, auf, setzte eben diesen Stephan als Verweser ein und ging zu seinem Kaiser, der ihm zugleich mit Verleihung des gläubigen Namens Mohammed die Statthalterschaft von Silistrien übertrug. Nicht lange darauf starb dieses elende entartete Geschöpf in uns dunklen, unbekannten Verhältnissen.

Stephan, obgleich weniger verdorben — er war auch jünger —, war ein ebenso grofser Taugenichts und wurde durch seine Neigung zu Liebesabenteuern eine wahre Plage für die Bojarenfamilien. Seine ganze übrige Tätigkeit ist recht unbedeutend. Er ging 1552 auf „kaiserlichen" Befehl nach Siebenbürgen. Hier führte der Italiener Castaldo das Kommando, ein feiner Intriguenspinner, der einem solchen Nachbarn vollständig gewachsen war. Um die Grenzen vor feindlichen Besuchen zu sichern, dachte er daran, die beiden Türkenfreunde Mircea und Stephan durch gut kaiserliche Wojwoden zu ersetzen, und wählte aus den zahlreichen Pribegen, die ihm zur Verfügung standen und unter denen sich auch „Fürstensöhne" befanden, für die Moldau einen gewissen Alexander oder Aron [1]), für die Walachei einen gewissen Iliaş, der als Prätendent den Namen Radu — gewifs wieder ein „Radu, Sohn des grofsen Radu" — annahm. In dem letzteren Fürstentume hatte er einen guten, aber nicht lange währenden Erfolg zu verzeichnen. Mircea wurde von Radu im Herbst 1552, nachdem letzterer eine gröfsere Schlacht gewonnen hatte, vertrieben, aber schon im Frühling war der vertriebene Tyrann von den Türken an der Donau wieder in sein Land zurückgeführt. In der Moldau jedoch kam, obgleich Stephan durch die älteren Bojaren, die sich durch die jungen und allzu jungen zurückgedrängt sahen, getötet wurde, nicht der castaldische Alexander zur Herrschaft, sondern ein anderer Mann, der zuerst Peter der Stolnic hiefs und sein Leben angeblich einem moralischen Fehltritt des tollen Ştefaniţă-Vodă verdankte. Dieser Peter ward zwar auch einige Zeit in Siebenbürgen beherbergt, aber den Thron bestieg er doch mit Hilfe des polnischen Königs, dem er auch — das war jetzt nur eine gleichgültige Formalität — feierlich Treue schwur.

1) S. meine Măruntişurĭ istorice culese in Ungaria (Budapest 1904), S. 15 ff.

In Alexander Lăpuşneanu hatte endlich die Moldau, wenn nicht der Türke, ein dem walachischen Mircea entsprechendes Subjekt gefunden. Wie jener, wenn auch nicht in so hohem Mafse, war dieser Sohn der Frau aus Lăpuşna ein Freund des Tötens und Quälens und übte es unaufhörlich an seinen unglücklichen Untertanen. Viele Tausende armer Sünder mufsten ihre leichte Schuld mit dem Leben büfsen, andere verloren das Augenlicht, um sich nicht wieder auf dem schlechten Wege zurückfinden zu können. Wie Mircea kannte auch dieser zweite Wüterich in seiner Gerechtigkeitsliebe keinen Unterschied des Standes und sorgte gleichmäfsig für die Sicherung des Friedens im Lande: Priester fielen unter seinen Augen als Verräter gegen seine „Majestät“, und der Geruch des Bojarenblutes kitzelte seine feine, kundige Nase. Übrigens war er ein kranker Mann mit roten Augen — eine „scaturigo quaedam“ plagte ihn —, und die am Leben gebliebenen Bojaren erblickten darin eine Strafe des Himmels für seine Verbrechen.

Sein Vorbild Mircea safs allerdings nicht lange auf dem walachischen Throne. Für ein uns unbekanntes Vergehen wurde er 1554 in Bukarest von türkischen und moldauischen Truppen überfallen, und während die Hauptstadt brannte, ging der Fürst in die Verbannung, in der er beinahe vier Jahre lang blieb. Sein Nachfolger, ein Sohn — und dieses Mal ein unzweifelhafter Sohn — des Mönches Radu-Vodă, hiefs Petraşcu und behielt, da er ein schlichter, keineswegs grofstuender Mensch war, diesen seinen an die bescheidene Vergangenheit erinnernden Namen bei. Alle Bojaren, selbst diejenigen, welche sich mit Mircea am stärksten kompromittiert hatten, fanden bei ihm eine väterliche Aufnahme. Gemeinsam mit seinem ganz anders gearteten Nachbarn ging er 1556 nach Siebenbürgen und führte die Königin Isabella in ihre Hauptstadt zurück, wo sie seitdem, von den Türken und ihren Vasallen beschützt, blieb. Gegen Ende des folgenden Jahres bereitete der erst vor kurzem verheiratete Fürst einen neuen Einfall in das benachbarte Land vor, und seine Truppen unter dem einflufsreichen Bojaren Socol hatten schon die Grenze überschritten, als Petraşcu starb. Nach einem vergeblichen Versuch Socols, Radu Ilie wieder zur Regierung zu verhelfen, wurde Mircea zum zweiten Male vom Sultan mit der walachischen Fürstenwürde belehnt und begann

im Frühling 1558 mit einem schrecklichen Blutbade seine neue Herrschaft.

In demselben Jahre flüchtete sich aus der Moldau, wo seine Pläne entdeckt worden waren, ein gewisser Jakobos Basilikos, bisher ein geliebter Gast des allgemein gefürchteten und gehafsten Wojwoden, mit dem er durch die Fürstin Ruxanda, eine Tochter Rareș', verwandt zu sein vorgab. Der Mann, noch jung — er zählte kaum fünfunddreifsig Jahre —, war sehr schön und schilderte aufserordentlich beredt die Gröfse seiner Vorfahren, die er bis zum mythischen Herakles hinauf verfolgte, die Weite seiner Kenntnisse, die hohe Stellung seiner Freunde und Gönner und die grofsen Taten, die er in Zukunft vollbringen wollte. Er war gewifs in der stark herabgekommenen, im Vergleiche mit dem abendländischen Europa, Ungarn und Polen ausgeschlossen, noch barbarischen Moldau eine ungewöhnliche Persönlichkeit. Er erzählte gern, mit seinen feurigen Augen die lauschenden Zuhörer beherrschend, dafs er, Jakob, einem alten griechischen Geschlechte entsprossen und mit Kaisern, Helden der Sage und Göttern im heidnischen Olympos verwandt sei, dafs sein Vater, von den Türken elendiglich getötet, ein Markgraf von Samos gewesen sei und dafs er Herrscherrechte über Paros geerbt habe. Dann ging er auf seine Laufbahn in den für das griechische Altertum und seine moderne Abart schwärmenden Kulturländern Europas über und erzählte, wie er in Frankreich für den grofsen Cäsar Karl V. gekämpft, wie er Kriegsbeschreibungen verfafst, wie er, als überaus gelehrter Mann, als Meister aller Wissenschaften, das Recht, ehrgeizige Dichter mit dem Lorbeer zu krönen, erhalten habe, wie er in Preufsen vom mächtigen Herzog Albrecht und in Polen von diesem oder jenem Edelmanne, der sich durch freien Geist und Liebe für die Wissenschaft auszeichnete, hoch geschätzt, geehrt und bewundert worden sei. Die Bojaren, die ihn erzählen hörten, sagten sich, dafs der schöne Fremdling, welterfahren, hochbegabt und milde, wie er war, ein besserer Fürst für die Moldau sein müfste, als der kranke Alexander mit den roten Augen und noch mehr geröteten Händen. Er selbst zögerte nicht mit seiner Zustimmung zu dieser heimlichen Wahl und war bald darauf auf der Flucht.



In Kronstadt liefs er seine Genealogie drucken, in der er seine Rechte auf alle nur möglichen Fürstensitze verteidigte. Dann verbarg er sich im Zipserlande, zu Kesmarck, bei Albrecht Łaski, mit dem er dieselbe unersättliche Abenteuerlust und auch dieselbe Liebe zu dem reinen Christusglauben, wie er auch in Polen jetzt gepredigt wurde, gemein hatte. Noch im Jahre 1560 unternahm er einen Angriff auf seinen ehemaligen Beschützer Alexander, aber noch bevor er die Grenze erreichte, wurde seine kleine Schar von dem aufgebotenen Landsturm des Palatinats Russien zersprengt. Nun liefs der interessante Schauspieler die Nachricht verbreiten, der berühmte Jakob der Despot sei nicht mehr unter den Lebenden, er ergehe sich jetzt, durch hartherzige Feinde vergiftet, unter den Zypressen der elysischen Felder, mit den Weisen und Helden des klassischen Altertums, mit denen allen er mehr oder weniger verwandt war, göttliche Zwiesprache haltend. Viele glaubten daran und beweinten den Edlen, der dahingeschieden sei, während er selbst sich in seinem angeblichen Grabe aufserordentlich regte. Mit Łaski verabredete er sich von neuem und versprach ihm das Schlofs Hotin mit seinem reichen portorium, dem bedeutendsten in der Moldau dieser Zeit. Er scharte allerlei Abenteuergenossen um sich, rief Emigranten aus seinem moldauischen Erbreiche in seine Umgebung und fiel wirklich in die Moldau ein. Bei Verbia (1561) wurde Alexander trotz des Janitscharenschutzes so aufs Haupt geschlagen, dafs er seine atemlose Flucht bis Chilia nicht unterbrach, von wo ihn der Sandschak nach Konstantinopel bringen liefs.

Nun begann der Sieger eine etwas sonderbare Regierung, denn so viel Grofses in kleinem Raume pflegt lächerlich zu wirken. Ja wenn er selbst dies alles noch ernst genommen hätte, wäre er vielleicht der Held einer ergreifenden Tragödie geworden, aber der erlauchte Despot war doch zu viel Schauspieler und lebte zu wenig in der Welt. Was wollte er nicht alles, seitdem er eine Grundlage für seine Projekte gefunden hatte? Zuerst wollte er sich in Anwesenheit der von allen benachbarten grofsen und kleinen Höfe entsandten Vertreter mit einer kostbaren Krone krönen lassen, war er doch auch der Erbe der byzantinischen Kaiser, das natürliche Haupt der *τουρκοκρατουμένη Ἑλλάς*, der

geborene Befreier des hellenischen Volkes! Dann ging sein Streben, um seinem Gönner, Kaiser Ferdinand, zu dienen und als restaurator patriae zu erscheinen, dahin, die siebenbürgischen Festen als solche, nicht als unnütze Trümmerhaufen dem dortigen usurpatorischen „Jüngling" zu entreifsen, und es fanden sich in Ungarn auch Leute, die dem Kaiser rieten, dafs man ihm die Wojwodschaft des ganzen Landes jenseits der Karpathen anvertraue; galt er doch als treu, mächtig und gescheit! Ferner konnte er unmöglich bei seiner grofsartigen Vorstellung einer Herrschermacht die Türken länger in der südlichen Moldau dulden und sich unmöglich wie ein gewöhnlicher Wojwode einer heidnischen Kontrolle seitens des Sultans aussetzen. Wie stolz klingt sein Appell, den er an seine „mutigen und kriegerischen Bojaren" richtet: er erinnert sie an ihre römische Herkunft und begrüfst sie als Nachfolger „der tapferen Römer, welche die ganze Welt zittern machten". Mit solchen Gefährten war er sicher, das Verlorene wiederzuerwerben und die türkischen feigen Barbaren unter seinen kaiserlichen herakleischen Füfsen zu zertreten: „Meine Absicht", schrieb er, „ist keine andere als die, dafs die Donau die Grenze meines Landes, der Moldau, werde und dafs ich Tag und Nacht mit den ungläubigen vermaledeiten Türken im Kampfe liege." Nicht nur dem transsilvanischen, sondern auch dem transalpinischen Jüngling, dem kränkelnden, unmündigen Sohne Mirceas — letzterer war bereits 1559 auf den Leichen seiner Opfer ruhend entschlafen —, auch diesem „lahmen" Peter, den eine gefürchtete Mutter beschützte, wollte er sein Land entreifsen. Aber dieses alles war nur Vorbereitung, nur heroisches Präludium: das Schauspiel sollte mit der grofsen Apotheose des Herakliden als Kaiser im ganzen christlichen Osten unter dem Beifalle des staunenden humanistisch denkenden westlichen Europa schliefsen.

In Wirklichkeit jedoch trugen die folgenden Taten alle Spuren eines elenden Erdendaseins. Ioan Voevod — das war sein Herrschername, den er selbstverständlich mit Purpurtinte schrieb, wie er sich auf den Münzen mit der Krone auf dem schönen Kopfe abbilden liefs, — Ioan Voevod also, der „vindex et defensor libertatis patriae", der „patronus Moldaviae", empfing die türkische Bestätigungsfahne, die er den Vertretern der fremden Herrscher

als eine Art orientalisches Goldenes Vlies erklärte, er bezahlte den Tribut und nannte den Sandschak von Chilia und Akkerman „seinen Vater“. Nach einem Grenzkriege gegen die Walachei erbot er sich, eine Tochter Mirceas, eine Schwester des „lahmen Jungen“, zur Frau zu nehmen, während er auch mit dem kiewischen Wojwoden und mit dem krakauischen Palatin, Martin Zborowski, wegen einer passenden Heirat unterhandelte. Während er dann Gelehrte, die ihn bewunderten, in die Moldau berief, um lateinische Universitäten zu gründen, während er einen Bischof des wahren Glaubens, einen Sozinianer, einsetzte, entstand, von ihm unbemerkt, eine allgemeine Verschwörung: Tomşa, vielleicht ein Barnowski, wurde als rechtgläubiger, einheimischer Wojwode ausgerufen und unterzeichnete die in das Land ergehende Herrscherproklamation mit dem ehrwürdigen Namen „Stephan Voevod“. Die fremden Truppen des Griechen und Ketzers wurden überrumpelt und vernichtet, der Usurpator selbst in Suczawa eingeschlossen und dort von dem neuen Fürsten mit seinen Bojaren und ungarischer, wahrscheinlich auch walachischer Hilfe belagert. Die Vermittelung eines berühmten Kosakenhäuptlings, Dmitri Wisniewiecki, welcher von einer Schwester des Peter Rareş abstammte und folglich auch Rechte auf den moldauischen Thron geltend machen konnte, blieb erfolglos, und der mutige Führer der Helden vom Dnjepr, der ritterlichen christlichen Tataren, die, aus Gliedern aller Nationen gebildet, die Wacht an der östlichen Grenze gegen die Wüste hin hielten, fiel elendiglich in diesem Zuge, der unternommen wurde, um eine Krone zu erwerben, die schon längst ihren Glanz verloren hatte. Was den Despoten betrifft, so verteidigte dieser sein Leben — er hoffte vielleicht auch seinen Fürstenthron behaupten zu können — mit einer bewunderungswürdigen Ausdauer, aber von allen verlassen, mit Łaski seit langem entzweit, mufste er endlich nachgeben und, in fürstlichem Gewande aus der Burg herausreitend, spielte er, wie es sich gebührt, auch den fünften Akt und erfuhr das blutige Ende (4./5. Nov. 1563) [1].

Bis zum März des folgenden Jahres hielt sich Stephan noch als ein umherirrender Fürst, bald siegreich, bald im Kampfe gegen

1) S. über den Despoten meine Nouveaux matériaux pour servir à l'histoire de Jacques Basilikos l'Héraclide, dit le Despote (Bukarest 1900).



die Türken unterliegend, die noch im November 1563 mit Alexander ins Land eingedrungen waren. Einige Bojaren standen noch auf seiner Seite, aber dem Lande, den Bauern, blieb sein Schicksal ganz gleichgültig. Zuletzt flüchtete er sich nach Polen, wo man meinte, daſs ein moldauischer Usurpator die polnische Todesstrafe, falls sie von einem türkischen Czauschen verlangt wird, verdiene. Zwei Bojaren begleiteten ihn in diesen unrühmlichen Tod.

Andere schickte ihm in groſser Menge der wütende Alexander, der Hotin zerstören lieſs, in den Tod nach, und zwar bei jenem berüchtigten Schmause, der durch Mangel an Gästen seinen Abschluſs fand. Dabei fiel aber langsam vollständige Finsternis auf die Augen, die dieses erquickende Schauspiel noch blinzelnd angesehen hatten. Hier und da stieg einmal von den Bergen ein ungeduldiger Fürstensohn herab, mit Bauern, Hirten und Haiducken, die er mit deutschem kaiserlichen Gelde angeworben hatte, wurde aber immer abgewiesen. Aber gegen die von den Bojaren erwartete, immer weiter fortschreitende Strafe Gottes war nichts zu tun, und so starb denn der grausame Tyrann 1568 als ein höchst unglücklicher Mann.

Sein Sohn und Nachfolger Bogdan war noch ein sehr junger Mann, der dem Vergnügen mehr als ziemlich huldigte. In der Walachei war noch im Todesjahre Alexanders der Knabe Peter abgesetzt worden, und sein älterer Vetter oder Halbbruder, der neue Alexander, hatte die Regierung mit starker Hand ergriffen, der dem Rate seiner Günstlinge, der Brüder Ivaşcu und Albu aus Goleştĭ, folgend, die Bojaren der entgegengesetzten Partei verfolgte. Bogdan hatte unterdessen nichts Besseres zu tun als sich mit Familienheiraten abzugeben: eine von seinen Schwestern wurde die Gemahlin eines Landesbojaren, für die anderen suchte er Partien in Polen, wobei er viel Unzufriedenheit stiftete und manche Rachegelüste wachrief. Er selbst warb um die Hand der Tochter Tarlos, und während er Besuche jenseits des Dnjestr abstattete, wurde er von dem verschmähten Liebhaber einer seiner Schwestern überfallen und verwundet (1572). Die Türken zauderten nicht lange, ihm einen Nachfolger zu geben. Der als Armenier, zugleich auch als guter Muselmann und reicher Juwelier in Konstantinopel bekannte Ioan, der in seiner ersten Jugend am moskauischen Hofe gelebt

und dort eine Frau und sein einziges Kind zurückgelassen hatte, galt schon seit 1561 für den Sohn des Ştefăniţă und rechtmäfsigen Erben des moldauischen Thrones. Jetzt wurde er dazu ernannt und von Alexander dem Walachen nach Jassy, der neuen Residenz, geführt.

Er trat in die Fufstapfen des alten Lăpuşneanu als systematischer Verfolger der Bojaren, aber „das Land", „die Armen", liebten ihn trotzdem oder vielleicht gerade deswegen. Einen Angriff Bogdans mit privater polnischer Hilfe wies er zurück. Aber der Nachbar, der eine Stellung für den abgesetzten Verwandten suchte, um ihn sich vom Halse zu schaffen, trat ihm jetzt als Feind entgegen und bewirkte noch im Anfange des Jahres 1574 seinen Fall. Man forderte von Ioan einen erhöhten Tribut; trotzig verweigerte er dies und hatte den Mut, mit einem starken Korps Kosaken auch um die Fürstenwürde zu kämpfen. Zweimal wurde Peter der Lahme zurückgetrieben, ja Bender und Akkerman wurden von Ioan und seinen Helfern verheert. Zuletzt, ohne dafs der zur Donau beorderte Beglerbeg von Rumili erschien, wurde er — dank dem Verrate einiger Grofsen — umzingelt und mufste sich in Roşcanĭ ergeben. Am Tage darauf (11. Juni) wurde er durch zwei Kamele in Stücke zerrissen.

Der freie Staat der Moldau und Walachei besafs seine eigene Kultur, die er von den versunkenen Staaten südlich der Donau überkommen und die, besonderes in ersterem Lande, auf neuem Boden eine selbständige Entwickelung genommen hatte: dies gilt für die Kalligraphie, die ornamentale Kunst und auch, obgleich weniger, für die Literatur. Mit dem Verfalle der Selbständigkeit ging auch diese hohe slavische Kultur, dieses Merkmal besserer, reicherer und sichererer Zeiten, zugrunde. Aber sie verschwand nicht — wie es auch mit dem politischen Ansehen des Staates geschah — mit einem Male, durch einen plötzlichen Untergang, sondern langsam, durch einen beinahe unbemerkten Rückgang, bis von beiden nichts weiter übrig blieb als einige vereinzelte, aufser Zusammenhang mit dem neuen Leben stehende Erscheinungen.



Theoktist, der große Metropolit Stephans, der ihn gekrönt und ihm stets mit gutem Rate zur Seite gestanden hatte, war im Jahre 1477, nachdem er fünfundzwanzig Jahre der moldauischen Kirche vorgestanden, gestorben. Nach einigen meist unbedeutenden Nachfolgern, Georg, Theoktist II., David und Theoktist III., ward das Haupt des moldauischen Klerus Gregor, der lange Zeit Abt des Klosters Pobrata gewesen war. Er besaß seine hohe Würde unter Peter Rareș, der Pobrata wiederherstellte, sich dieses Kloster als Grabstätte ausersah und dort die Fortsetzung der Landeschronik schreiben ließ. Demselben königlich auftretenden, großen, aber unruhigen Fürsten ist auch die erste wirklich literarische, mit allem gelehrten Aufputz versehene slavische Darstellung der Geschichte eines moldauischen Fürsten, nämlich der seinigen, bis zu seiner Rückkehr aus Konstantinopel, zu danken: dem byzantinisch-bulgarischen Chronisten Manasses seine Mittel der Darstellung, Redewendungen, Vergleiche und Zitate entlehnend, schrieb der Mönch Macarie von Neamț, später Bischof von Roman, diese fleißige Arbeit für seinen Herrn und Fürsten, der als Gemahl einer Despotentochter solche wichtige Leistungen zu würdigen wußte. Seine Gelehrsamkeit verdankte aber Macarie nicht der Erziehung in einem fremden Kloster am Balkan, wo das Licht der Kultur mit der einreißenden Armut und der Erniedrigung alles nationalen Lebens unter den Türken erloschen war. Er war vielmehr ein Schüler des dritten Theoktist, der ihm als Oberhirte von Roman vorangegangen war und dem alten Hause zu Neamț einen neuen Glanz verliehen hatte. Dieses gute Beispiel ermunterte auch Eftimie, den Nachfolger Macaries in Neamț. Bevor er sich in die politischen Wirren der Zeit mischte, einen Prätendenten gegen den grausamen Alexander unterstützte und nach Siebenbürgen floh, wo er dank seiner vielgerühmten Gelehrsamkeit einen Bischofsitz für die dortigen Rumänen erhielt, hatte der neue Abt nach Kräften die überschwengliche, schablonenhafte Fürstenbiographie Macaries fortgesetzt, und seine gewandte Feder schilderte mit gutbezahlter Tinte die Taten des Tyrannen aus Lăpușna, den er — sein künftiger Gegner — als „den Tapferen und Néuen“ hinstellt und als den Tugendhaften und Frommen bezeichnet, dessen Regierungsweise sich vorteilhaft von der der ausschweifenden und feigen Söhne Rareș' unterscheide.

Lăpuşneanu ward auch zum Klostergründer, weil er in Erwägung der grofsen Schuld gegen den Himmel, die er auf sich geladen hatte, viele Generationen von Mönchen brauchte, um sich durch ihr Beten vor dem Allmächtigen rein zu waschen. Deshalb erstand in der klassischen Klosterheimat der engen Karpathentäler Slatina, ein neues Gotteshaus, das der gegen seine eigenen Untertanen „tapfere" Fürst durch die geschickten Hände siebenbürgischer deutscher Meister nach dem Muster Pobratas errichten liefs. Hier in Slatina schrieben die besten literarischen Kräfte ferner die Annalen des Fürstentums nieder. Schliefslich liefs auch der gute lahme Peter in der Nähe der neuen Hauptstadt Jassy mit grofsem Geldaufwande ein Kloster erbauen, das nach der Vorstadt von Konstantinopel Galata genannt wurde, und bedachte diese seine Stiftung auch mit Gütern und Zigeunern, damit sich die Mönche Gott allein weihen könnten. Unter Peter lebte noch als vergessener Einsiedler Isaia, das Licht der Gelehrsamkeit in Slatina, der Bischof von Rădăuţĭ: unter dem gegenüber Mönchen und Priestern nicht allzu mildherzigen Ioan „dem Grausamen" war dieser Isaia oft wegen seiner Kenntnisse zu Gesandtschaften verwendet worden und hatte eine Kompilation der Annalen schon gegen 1560 verfafst [1]).

Aber ein Schüler Macaries, Teofan, der sich seinerzeit von dem Wojwoden Ioan verfolgt nach Siebenbürgen flüchtete [2]), war noch immer moldauischer Metropolit und kann als der letzte Vertreter slavischer Gelehrsamkeit in dem mafsgebenden rumänischen Fürstentume gelten [3]).

Die walachische Kirche befand sich noch lange in einem ungeordneten Zustande. Meistens sind nur die Namen der Metropo-

---

1) Im Jahre 1566 verfafste eine ähnliche Kompilation auf Grund der verschiedenen Annalen der polnische Gesandte Nicolaus Brzeski in seiner Muttersprache zum Zeitvertreib, während er sich in Jassy aufhielt. Ausgaben in Arch. ist. III; Bogdan, Vechile cronicĭ (Bukarest 1891), und Cronicĭ inedite (Bukarest 1895): bei Bogdan findet sich die ganze alte slavische Historiographie der Moldau gesammelt. — Vgl. meine Istoria literaturiĭ religioase a Romînilor pănă la 1688 (Bukarest 1904).

2) Doc. Bistriţeĭ, II, S. 115.

3) Über dieses alles vgl. meinen ersten Exkurs zur Ist. literaturiĭ romîne în secolul al XVIIIlea.



liten in den unsicheren „pomelnice“ erhalten [1]). Wie die moldauische Metropolie wurde die walachische, nach dem Florentiner Konzile, zu dem sie übrigens keine Vertreter gesandt hatte, dem Patriarchen von Achrida unterstellt, und der gefälschte Brief des Patriarchen an Stephan den Großen erwähnt den Metropoliten von Ungrowlachien Macarie, der auch noch während des Streites zwischen den basarabischen Prätendenten genannt wird [2]).

Erst unter dem frommen Radu wurde, gewiſs auf den Rat des Metropoliten Maxim, des Sprößlings des Despoten, ein berühmter heiliger Mann aus Griechenland berufen, um die Reform des walachischen Klerus zu beginnen. Niphon war ein Serbe und hatte vor den türkischen Herren von seinem Stuhle als Patriarch der „Großen Kirche“ von Byzanz weichen müssen, weil man ihn falschen Zeugnisses beschuldigte, um sich in den Besitz einer Erbschaft zu setzen. Aus seiner Verbannung im klosterreichen Berge Athos rief ihn Radu zu sich, und er traf nun organisatorische Maßregeln. Der Sitz des Metropoliten ward von Argeș nach Tîrgoviște verlegt, um so den Oberhirten wieder in die Nähe des regierenden Wojwoden zu bringen; zwei Suffraganbischöfe wurden tatsächlich und gesetzmäßig, zum ersten Male unter Anerkennung seitens der weltlichen Macht, dem Metropoliten beigegeben: einer von ihnen residierte in Rîmnic und trug den Titel Bischof von Neu-Severin, der andere hatte das östliche Land unter seinem Krummstab und nahm in Buzăŭ seine Residenz. Ein fremder montenegriner Mönch, Macarie, der unter dem Metropoliten Maxim ins Land gekommen war, erhielt den Auftrag, zum ersten Male kirchliche Bücher, selbstverständlich in slavischer Sprache, zu drucken. Doch Niphon war nicht das Glück vergönnt, diese ersten walachischen Drucke zu sehen: er hatte sich zu viel um die Angelegenheiten des etwas frei lebenden und liebenden Hofes des frommen, aber dabei lebenslustigen Fürsten gekümmert, und deswegen ward ihm

1) Eine Geschichte der walachischen Metropolie gibt es bis jetzt noch nicht. Die Namensverzeichnisse bei Lesviodacs, Istoria bisericească pe scurt (Bukarest 1845), können dem Forscher einigermaßen aushelfen.

2) Bogdan, Rel. cu Brașovul, S. 253. Eine neue Ausgabe dieses Werkes, dem auch der slavische Originaltext beigegeben wird, ist im Drucke.

der Rat erteilt, sich anderswo eine Zufluchtstätte zu suchen. Bald darauf starb er, tief betrauert wegen seiner heiligen Lehren und Werke, in einem Athoskloster. Radu folgte ihm bald im Tode nach, und das erste Produkt der einfachen walachischen Handdruckerei erschien unter der Herrschaft eines Fürsten, der Blut mehr liebte als Tinte: Mihnea. Während das Kind Vlad auf dem Fürstenthrone safs, folgte diesem ersten Liturgienbuch, auch ein Oktoich, um wenigstens dem dringendsten Bedürfnis nach kirchlichen Büchern abzuhelfen. Es scheint, als ob hiernach Macarie zum Metropoliten erwählt worden sei, jedenfalls trägt diesen Namen der Metropolit unter Basarab III. Neagoe [1]), der der klassische Beförderer der Kirche im walachischen Fürstentum wurde.

Neagoe hatte die letzten traurigen Tage, die Niphon in der Walachei verbrachte, mit erlebt. Als Fürst zeigte er sich ungemein freigebig für die Kirche und ihre Diener, entsprach aber dieser seiner Neigung unglücklicherweise meist durch Bauten und Geschenke im europäischen oder asiatischen Morgenlande, wo auf dem Berge Athos, in Syrien und auf dem Berge Sinai seit alters weltberühmte Klöster bestanden. Doch auch im Lande verewigte er seinen Namen als Kunstverständiger, als erster Liebhaber für schöne Werke der Architektur, Skulptur und Malerei, durch die Errichtung einer prachtvollen Kirche zu Argeş, die der Stadt einen Ersatz für den Verlust der Metropolie bieten sollte. Der alte Bau wurde beseitigt, und durch die Hände fremder bewährter Meister aus dem Orient erstand ein wunderschönes Gebäude aus Steinquadern, die eiserne Klammern zusammenhielten, mit Marmor überdeckt, mit Schnitzwerk in vergoldeten Blumenkränzen, die zweimal die ganze Kirche mit einem Schönheitsgürtel umfafsten, mit einer zierlichen Vorhalle, zwölf schönen Pfeilern „nach den zwölf Aposteln“, mit einer eleganten Treppe und schlanken Türmen. Durch diesen Bau und den der neuen Hauptkirche von Tîrgovişte trat er in Wettbewerb mit seinem Vorgänger Radu, der geradeso die fürstliche Begräbnisstätte aus

1) S. Bianu und Hodoş, Bibliografia romînă; Hodoş im Annuare der Typographie Minerva (Bukarest 1902), in Convorbirĭ literare 1902 und zuletzt in dem Prinos Sturdza, 1903; meine Ist. lit. religioase.

Stein und Marmor in der Nähe der Residenzstadt [1]), St. Nikolaus in den Weinbergen, errichtet hatte, und er überflügelte ihn. Es war ein glänzendes, ungewöhnliches, lange in der Erinnerung haftendes Schauspiel, als am Tage der Mutter Gottes im Jahre 1517 — Sîntă-Mărĭa cea Mare — in Anwesenheit des ganzen walachischen Klerus, der konstantinopolitanische Patriarch selbst, drei griechische Metropoliten, die mit ihm gekommen waren, und der erste Abt, der protos vom Athosgebirge, die Kirche zu Argeș weihten [2]).

In der Weise, wie Neagoe das Leben verstand, war die Erzählung der kleinen Taten, die, zum gröfsten Teile Sünden, eine menschliche Laufbahn füllten, durchaus nicht eine Notwendigkeit. Deshalb liefs er sich zwar von seinem Gaste (1517), dem Protos der Athosklöster, nachdem er schon heimgekehrt war, eine Legende des Heiligen Niphon, ursprünglich in griechischer oder slavischer Sprache geschrieben, überreichen, aber er unterliefs es, wie Rareș, durch einen Gelehrten seiner Kirche, — und er hatte doch den Macarie — die Landeschronik fortsetzen zu lassen. Auch selbst war er imstande, schön und mit rhetorischem Schwunge zu schreiben, wie die erhaltenen, an seinen kleinen Sohn, den zu einem unglücklichen Geschick praedestinierten Teodosie, gerichteten Ermahnungen bezeugen. In diesen wenigen Blättern erscheint er nicht nur als Kompilator, der kirchliche Weisheit vorträgt, sondern auch als ein wirklich guter, milder Mann. So schreibt er: „Wenn dir aus dem Einkommen der Herrschaft etwas übrig bleibt, so denk doch nicht, dafs dieser Überflufs von dir gewonnen sei: nein, du hast es wieder von den Armen gewonnen, und von denjenigen, die dir untertan sind, über die zu gebieten Gott dir beschieden hat.“ Oder: „Dein Becher sei nicht allzu hoch gefüllt

1) Über die Grabmäler daselbst s. Lăpĕdatu in Convorbirĭ literare, XXXVII, S. 433—434.

2) Die Heiligenlegende Niphons ist in rumänischer Übersetzung im Arch. ist. I², gedruckt; nach einer anderen Abschrift gab sie separat C. Erbiceanu 1888 heraus. Auch in einer Fassung der offiziellen Landeschronik aus dem XVII. Jahrh. ist sie überliefert. Ein reich illustriertes Prachtwerk über die in unserer Zeit von einem französischen Architekten renovierte Kirche von Argeș gab bei dieser Gelegenheit Tocilescu heraus.

mit menschlichem Blute, denn für dieses Blut mufst du dich vor Gott verantworten, wenn du es mitleidlos vergiefst."

Nach ihm jedoch trat der Verfall sehr rasch ein, und wieder sinkt die Geschichte der Metropolie, der gesamten kirchlichen Hierarchie und der slavischen Kultur zu einem einfachen Verzeichnisse der Metropoliten herab. Als unter Radu Paisie und Mircea dem Hirten (1545—1547), dann unter der Fürstin Ecaterina, einer Levantinerin griechischen Glaubens, und ihrem Sohne Mihnea, zwischen den Jahren 1568 und 1589 wieder slavische Bücher für rumänische Kirchen erschienen, und zwar ein Sbornik, ein Oktoich, ein Psalter, ein Triodion und ein Evangelienbuch, da wohnte der Drucker in Kronstadt. Dieser, der Diacon Coresi, ist gewifs kein Grieche von Geburt, sondern ein Rumäne, ein Emigrant aus der Zeit Mirceas des Hirten, und in der Veröffentlichung solcher Bücher für die „Walachen" sahen die kronstädter Sachsen eine neue Quelle des Erwerbs. Aber derselbe Coresi arbeitete auch an zwei rumänischen Drucken, an einem Psalter und einem Evangelienbuch, und von ihm stammt eine ganze Reihe solcher rumänischer Werke, die im Dienste der deutschen und ungarischen Propaganda für das „reine Christentum" erschienen [1]). Ihm gebührt jedoch keineswegs das Verdienst, die Übersetzung der heiligen Schriften und liturgischen Bücher aus dem Slavischen besorgt zu haben: zum Teil wurde diese Arbeit schon in den Hussitenzeiten, wo überall das Wort Gottes rings umher in der Volkssprache gepredigt wurde, durch einen unbekannten Priester aus dem marmorosisch-bistritzer Winkel geleistet; in dieser Weise erstanden der rumänische Psalter, der sogar in mehreren Handschriften auf uns gekommen ist (Psaltirea de la Şcheia, 1889 von J. Bianu herausgegeben), die Evangelienbücher und die Apostelgeschichte (nach der Handschrift von J. Sbĭera veröffentlicht). Coresi änderte nur hier und da die schon veraltete und sehr rohe Sprache dieser Übersetzungen des 15. Jahrhunderts, die als die ältesten ehrwürdigen Denkmäler der rumänischen Sprache zu betrachten sind. Neue Arbeiten kamen dazu, wie eine nach dem Ungarischen bearbeitete Evangelien-

---

1) S. Nerva Hodoş in dem schon zitierten Prinos Sturdza; Hodoş şi Bianu, Bibliografia română und meine Istoria literaturiĭ religioase.

erklärung, eine Gebetsammlung (Molitvenic) und ein Liturgienbuch, welch letzteres noch nicht wieder aufgefunden worden ist. Als reformierter Katechismus diente die nach dem deutschen lutherischen Originale 1544 verfaſste und gedruckte „Christliche Prüfung“ von Hermannstadt. Andere Rumänen und auch Fremde folgten dem Beispiele Coresis und bereicherten diese aufkeimende Literatur. In Broos erschien 1582 auch der erste Teil einer neuen, sehr schönen Übersetzung der Bibel.

Dies alles bedeutet aber auch für die rumänische Kultur den Beginn einer neuen Zeit.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.



